Ph. U. dārus
88

<36626507270012 S

<36626507270012

Bayer. Staatsbibliothek

Philos. Opera. pag. 87.

R.

Friedrich August Carus

Professors der Philosophie in Leipzig

Nachgelassene Werke.



Sechster Theil.

Ideen zur Geschichte der Menschheit.

Leipzig 1809
bei Iohann Ambrosius Barth
und Paul Gotthelf Kummer.

Friedrich August Carus
Professors der Philosophie in Leipzig

Ideen
zur
Geschichte der Menschheit.



Leipzig 1809
bei Iohann Ambrosius Barth
und Paul Gotthelf Kummer.

Vorrede.

Mit wenigen Worten habe ich den Leser dieses Buches zu empfangen, da ich über das Verfahren, welches bei der Herausgabe der hinterlassenen Schriften des Professors Carus festgesezt und befolgt wurde, schon einigemal gesprochen habe. Wie zu einigen der früher erschienenen Bände, so wurden mir auch die Papiere, welche die Bearbeitung der Geschichte der Menschheit enthielten, zur Herausgabe übergeben. Diese enthielten grossentheils Vorlesungen über die genannte Geschichte, und ich hatte nur nöthig, das Eigenthümliche von dem nach dem Erfordernifs akademischer Vorträge und in literarischer Hinsicht Entlehnten zu scheiden, und das Einzelne zu dem im Entwurf verzeichneten Ganzen zu ordnen. Die

Idee, welche Carus von der Geschichte der Menschheit gefaſst hatte und darzustellen versuchte, ist früher durch ihn selbst bekannt geworden. Er trug seine Ansichten in der Abhandlung: Ueber die Idee und bisherige Behandlung einer Geschichte der Menschheit (Neue Leipziger Literaturzeitung 1804. Stk. 1. 2. 4. 5. und 26.) vor, und gewann für dieselben eine zustimmende und belobende Aufnahme, wie ich durch die hinterlassenen Briefe von Männern, deren Namen hier weniger als deren anerkannter Beruf für solche Urtheile gelten würde, beweisen könnte. Jene vorausgegangenen Stimmen aber lassen mich auch eine günstige Aufnahme für die, wenn auch nicht vollendete, doch in Entwürfen vollständiger verzeichnete Geschichte erwarten. Allerdings finden sich an einigen Stellen wirklich nur Fragmente, was ich am gehörigen Orte angezeigt habe, und das Urtheil wird dabei ein bedingtes seyn müssen; dennoch möchte ich jenen Namen nicht auf das Ganze ausgedehnt wissen.

Das ununterbrochene Fortstreben lieſs Carus selbst nicht an Vollendung seiner Geschichte glauben, wie mir seine Papiere fast

auf jeder Seite zeigten, und es würde vielleicht den künftigen Bearbeitern der Geschichte der Menschheit willkommen gewesen seyn, wenn ich die, oft am Rande bemerkten, kurzen Andeutungen für die künftige Vollendung dieser Geschichte gesammelt und hier aufgeführt hätte. Zu einer solchen Auswahl aber fühlte ich, da sie mein Urtheil hätte leiten müssen, nicht Beruf. Um jedoch Eins zu erwähnen, so hatte Carus für den zweiten Theil, die Specialgeschichte des Menschengeschlechts, nicht allein die Geschichte der Geschlechter bestimmt, sondern sie sollte zugleich noch ähnliche Specialgeschichten der Sprache, der Religion, der Poesie, der äusseren Lebensarten enthalten und der Schlufs eine Parallele zwischen diesen Specialgeschichten ausmachen. — Noch später hatte er selbst einen neuen Plan für die Geschichte der Menschheit in folgendem Schema zu verzeichnen angefangen: „Es soll diese Geschichte darstellen, a) auf welchen Bahnen sich die Menschheit auf der Welt orientirt; b) auf welchen sie Menschlichkeit, d. i. Sicherheit gegen Verthierung erringt. Daher 1) Kampf mit den Elementen; 2) Kampf mit der Thierheit der Erde, des Wassers, der Luft; 3) Kampf

mit dem Boden. — Parallele Entwiklung 1) der Bedürfnisse, 2) der Erregungsmomente in der Menschenmasse."

Was mich, den Herausgeber, betrift, so habe ich unbefangen Alles geliefert, wie ich es vorfand, und ich konnte nicht leicht unwillkührlich zu einer Aenderung verleitet werden, da das Interesse einer Geschichte der Menschheit, wie sie bisher geliefert worden ist, meine Ueberzeugung nicht für sich gewann, und mir selbst Carus Ideen die Zweifel an der Realität und der wissenschaftlichen Begründung dieser Geschichte nicht auflösten.

Noch wird Carus Moralphilosophie einen folgenden Band seiner hinterlassenen Schriften ausmachen, welcher nächstens erscheinen soll.

Leipzig den 16. Jul. 1809.

Ferdinand Hand.

I n h a l t.

Allgemeine Einleitung.

Seite

Interesse an der Geschichte der Menschheit 5

Abrifs einer Geschichte der Geschichte der Menschheit 6

Idee der Menschheit 46

Cultur 50

Idee der Geschichte 60

Wechselseitiges Verhältnifs der Geschichte und Philosophie 67

Idee der Geschichte der Menschheit 70

Abhandlung.

Vorbereitung zur Universalgeschichte der Menschheit.

Zwek der Menschheit 78

Seite

Uebersicht der Naturanstalten zur Entwiklung 80

a) innere Anstalten in dem doppelten Charakter 81

b) äussere Anstalten 86

1) Fremde Nothwendigkeit 88

a) Natur an dem Menschen (Abstammung) 89

Urseyn der Menschheit 89

a) Ursprung der Menschheit 90

b) Urkeim der Menschheit (Anlage) 95

Schlag — Race 99

b) Natur für den Menschen (Nahrungsmittel) 114

1) Flüssige Nahrungsmittel 115

2) Feste Nahrungsmittel 117

c) Natur um den Menschen (Klima) 123

d) Natur über dem Menschen (Schiksal) 139

2) Fremde Willkühr 140

a) Wirkungen einzelner Menschengeister 141

b) Wirkungen menschlicher Gemeinheiten 146

c) Wirkungen menschlicher Institute 148

Universalgeschichte der Menschheit 156

Erste Epoche — der Versinnlichung.

Urzustand der Urmenschen 158

Historische Uebersicht der Vorstellungen über den Urzustand 158

Seite
Zustand der Wildheit 215
Menschenfresser 220
Jägerleben 225
Sprache 235
Eigenthum 241
Herrschaft 246
Recht 247
Naturkunde 248
Religion 249
Fischerleben 264

Zustand der Barbarei 269
Hirtenleben — Nomaden 269
Sclaverei 274

Zweite Epoche — der Aufklärung.

Ackerbau 279
Technische Cultur — Handwerker 288
Merkantilische Cultur — Handel 289
Politische Cultur 293

Dritte Epoche — der Versittlichung

Intellectuelle Cultur — Verfeinerung 296
Wissenschaftliche Cultur 297
Aesthetische Cultur 298
Versittlichung 299

Seite

Specialgeschichte der Menschheit.

Geschichte der Geschlechter 3o3

Rükgang und Fortschreiten der Menschheit 33o

I d e e n

zur

Geschichte der Menschheit.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Eine Geschichte der Völker zu erzählen, macht schon eine wichtige Aufgabe aus, doch nichts Befremdendes; denn ein Mensch existirt uns, jezt, — vielleicht morgen nicht mehr, eine Nation — vielleicht nach Einem Machtspruche nicht mehr; aber die Menschheit, — kann sie von uns übersehen werden? Und wann sie es könnte ist unter den Völkern und Menschen schon aus den Menschengeschlechtern eine Menschheit hervorgetreten? — Wer zählt die Erfahrungen der Künftigen? wer ermifst ihre Plane? Und gesezt es könnte Alles dies geschehen, würde es uns nicht zu Phantomen statt zu Menschen hinführen, und in einer öden Abstraction den Völkern der Erde sogar Unrecht thun lassen?

Doch diese Vorurtheile schwinden, wenn man nicht blos fühlt, sondern weifs, was Menschheit ist, und wenn man ihre Geschichte von der Geschichte der Welt trennt, und dann ihren eigentlichen Werth betrachtet.

Es hat jeder Zweig der empirischen Geschichte der Länder, Staaten und Völker seinen Werth, doch seine Würde erst durch die Geschichte der Menschheit. Jede empirische Geschichte spricht Er-

fahrungen aus, welche die Einbildungskraft beschäftigen, den Verstand schärfen; sie führt uns ein in das fühlbare Leben, in die äussere Wirklichkeit; ihre individuellen Thatsachen waren unmittelbar und anschaulich; ihre Begebenheiten bewegen unser menschliches Gefühl der Sympathie und die unzählichen Handlungen, die sie aufstellt, berichtigen die Ueberzeugung von dem, was einzelne Menschen unter besondern Umständen konnten und vermogten. Die Anschaulichkeit ihrer Thatsachen erhebt den Beobachter zu Aussichten, die ihm die Philosophie schwerlich so geben kann. — Dennoch hat die empirische Geschichte ihre Würde nur durch die Geschichte der Menschheit. Denn diese ist's, welche ihren wahren Zwek, ihr festes Ziel anweifst. Die empirische Geschichte, auch noch so chronologisch geordnet, müfste dennoch ein Chaos widersprechender Begebenheiten bleiben, wenn die Geschichte der Menschheit ihr nicht den höchsten Endpunkt vorhielte bis zu dem der Mensch kommen kann, und seine Bestimmung, bis zu welcher er kommen soll, wie er kann. Diese macht jede mögliche Art der Geschichte allein erst zu unsrer Geschichte. Wie könnte uns die gewöhnliche Völkergeschichte, welche gröfstentheils Kriege erzählen mufs, als ein Menschenſpiegel erscheinen, sie, in der man nur reissende, sich wechselseitig anfallende Thiere erblikt, — wenn wir den Blik nicht auf menschlichere Verhältnisse, auf den Gang der stillen Fortbildung unsers Geschlechts richten!

Die Geschichte der Menschheit gibt jeder Geschichte erst Wahrheit und Haltung. Ich ken-

ne keine, ' sagt der sinnreiche Hippel, auch die allertreuste Geschichte nicht, wo nicht der Roman zum Fenster heraus sieht. Keine Geschichte lügt so wenig, nimmt es so streng mit dem Geschehenen als die Geschichte der Menschheit. Nicht den Extract aus der Geschichte der Völker, sondern ihren einzigen Geist enthält sie, — den Geist der Menschheit selbst und ihren Endzwek. Wenn die empirische Geschichte in der endlosen Erfahrung umherschweift, so fesselt sie die Geschichte der Menschheit erst an einen nothwendigen Gang; womit keineswegs behauptet wird, dafs die einzelnen Facta ersonnen, oder nach Schlüssen gemodelt werden sollen; vielmehr gibt die Geschichte der Menschheit ihren Factis erst präcisere Bestimmung und vor Allem ihren Pragmatismus, denn sie hält die einzelne Thätigkeit der Menschen zusammen mit dem höchsten Endzwek des Menschen.

Endlich sichert die Geschichte der Menschheit jeder andern Geschichte ihre Brauchbarkeit und ihren reinern Einflufs. Je länger der Mensch lebt, desto müder wird er des alltäglichen Wechsels und der traurigen Gebrechlichkeit seiner Verhältnisse, in denen er oft seine Natur zu finden wähnt. Und wie belehrt, wie tröstet ihn darüber die gemeine Geschichte, welche eine Naturgeschichte der Leidenschaften, besonders der Herrschsucht heissen kann? Sie allein zeigt immer wiederkehrende Schwäche und Unzuverlässigkeit und erschüttert so den Glauben an Menschheit weit eher, als sie ihn befestigt. Sie bietet, so reich sie auch an einzelnen Erfahrungen ist, eine oft ermüdende Einförmigkeit dar und

betäubt oft durch Mannichfaltigkeit, ohne durch Einheit die Nüchternheit des Urtheils zu begründen. Es gibt eine höhere Geschichte unsers Geschlechts, die wir sorgfältig beachten müssen, mitten unter den gewaltsamen Revolutionen, welche im Gefolge der Kriege sind, und unter den noch gewaltsamern Verirrungen der Meinungen, die uns nur in einen wogenden und schwankenden Zustand versezzen können.

So aber wird das reine Interesse an Geschichte der Menschheit von mehrern Seiten her gesichert, und ihr Werth einleuchtend.

Wenn über die Bedeutung der Idee und des Namens einer Geschichte der Menschheit in der gemeinen Meinung schon der Sprachgebrauch entschieden zu haben scheint, so ist desto mehr die Gültigkeit dieser so oft gemisbrauchten Auctorität durch einen prüfenden Rükblik auf die erste Entstehung und nachherige Behandlung jener Geschichte näher auszumitteln. Soll eine solche Geschichte der Geschichte der Menschheit gehörig ihren Zwek erfüllen, so darf sie sich nicht auf den Namen, nicht auf die unter diesem Titel erschienenen Bücher beschränken, so hat sie vielmehr auch über das Werden der Idee dieser Geschichte, über die allmähliche Auffassung einer menschlichen Entwiklung in Verbindung mit der Geschichte des Menschen sich zu verbreiten, so mufs sie folglich über die Zeit ihres Namens zurükgehen; und, wenn auch nicht alle Modificationen,

doch die wirklich charakteristischen Veränderungen umfassen, jedes Verdienst würdigen, selbst einzelne Perioden abschneiden und diese durch unterscheidende Merkmale bezeichnen.

Ich gehe von Prämissen aus, welche zum Theil die Geschichte der Historiographie überhaupt betreffen:

1) Erst mufsten dichterische Sagen in Familien entstehen, ehe prosaische (d. i. treue) Erzählungen unter Stämme sich verbreiten konnten. Erst mufsten diese gegeben und geschäzt werden, ehe man eine geistvolle Darstellung der wirklichen, vollends der wichtigern Thatsachen, d. i. Geschichte, das wirklich Geschehene mit zwekmässiger Beurtheilung erwarten durfte.

2) Erst hatte man nur Fabeln von Thieren und — mehr thier- als menschenähnliche Göttern, ehe man den Menschen treffen und schildern konnte. Und als man ihn nun gefunden hatte und zu schildern anfing, so hörte man erst die Abentheuer einzelner thierbezwingender Menschen, ehe man an eine Geschichte eines Volks, geschweige mehrerer Völker kam. Als man endlich auch diese hatte, so mufste erst die Völkergeschichte nicht blos äusserlich vervollständigt, sondern auch innerlich vervollkommnet werden, ehe man eine Menschengeschichte hatte. Erst als diese Geschichte der Menschen begründet zu werden anfing, konnte man zulezt an eine Geschichte des Menschen denken, — wenn auch nur denken.

3) Erst als man reine und eigentliche Facta rein und eigentlich beobachtet hatte, konnte man

an eine wahre und räsonnirte Geschichte; erst als man die vollständige Geschichte eines Menschen entwickelt, oder eine befriedigendere Biographie geschrieben hatte, konnte man zu einer menschlichen Geschichte kommen. Erst als man in jenen Factis wirklich menschliche Handlungen erkannte, das Menschliche in ihnen hervorheben und bezeichnen konnte, erst dann konnte man an eine Geschichte der Menschheit nicht mehr blos denken, sondern auch thätig an sie Hand anlegen und sie mit Erfolg hervorbringen. Also — der Geist, ja die Möglichkeit der Geschichte der Menschheit hing überall ab von dem Daseyn und der Beschaffenheit der Menschenkunde, also namentlich der Psychologie. Es läſst sich aus der wirklichen Geschichte diese Behauptung vollkommen belegen. Das erste Blatt des Thukydides, sagte schon Hume, ist der einzige Anfang aller wahren Geschichte. Und Thukydides entstand im Zeitalter des Vaters der Menschenkunde und Psychologie, in dem des Sokrates. Es ist ferner als anerkannt angenommen, daſs Polybius der Urheber nicht blos des Namens, sondern auch der Idee einer pragmatischen Geschichte war. Und dieser war der Freund der Scipionen und der Menschenerforschenden Stoiker. Was seit den grossen Menschenkennern unter den Britten, seit Locke und Shaftesbury auch die Geschichte, und die Geschichte durch Britten gewann, bedarf keiner weitläuftigen Ausführung.

4) Ja noch mehr — die höhere Vollendung der Geschichte der Menschheit hängt ab von der Vol-

lendung der Menschheit. Je unverstekter ihr inneres Leben, desto ofner die Entwiklung desselben; jeder Mensch spricht da gleichsam durch seine eigne Biographie eine Geschichte der Menschheit vernemlich genug aus. Ja die Geschichte der Menschheit mufs immer einfacher, immer harmonischer werden mit der Harmonisirung der einzelnen Menschen und mit der Verschmelzung der Menschengeschlechter zu einer Menschengattung. Auch in diesem Sinne ist diese Geschichte eine einzige in ihrer Art; denn nicht blos der eigentliche Historiker, auch der humane Dichter und der Philosoph, ja nicht blos diese, sondern jeder Mensch kann durch Darstellung einer reinern Menschheit an und durch sich eine vollkommnere Geschichte der Menschheit vorbereiten helfen. In diesem Sinne wird auch die Geschichte der Behandlung der Menschengeschichte sogar eine vorläufige Geschichte der Menschheit selbst.

Will man die allmälige Bildung dieser Geschichte verfolgen, so darf man sich nicht auf die sogenannten Historiker beschränken, sondern hat jede Auffassung einer, nicht blos körperlichen Entwiklung zu berüksichtigen. Man hat ferner weit zurük zu gehen, nicht blos über die Zeit der Erfindung ihres Namens, sondern auch über das Zeitalter der Erfindung der Buchdruckerkunst. Denn wie, wenn vielleicht in der frühern Zeit bei noch unverdorbenern Menschen sogar manche glüklichere Ahndungen sich fänden, als in den spätern Zeitaltern? Wenigstens gab es von jeher und schon frühzeitig, bei nur etwas erwachtem Selbstbewufstseyn,

neben der blos das Gesehene und Gehörte erzählenden Geschichte eine andere, welche über den Sinn hinausging, und wo nicht durch den Verstand so doch anfangs durch die Phantasie das innerlich Geschehene und Gedachte als etwas Aeusseres darstellte. Von diesem Standpuncte aus ist die Geschichte der Menschheit sehr alt, erst gedichtet, dann gedacht; doch auch dort ausgehend von gewissen innern Begebenheiten.

Die erste Periode räume ich den Dichtern ein; die zweite den Dichterphilosophen, den räsonnirenden Rednern, und den praktischen Weisen; die dritte den eigentlichen Historikern und namentlich den philosophischen; die vierte endlich den historischen Philosophen, oder bestimmter, den pragmatischen Anthropologen. Schon aus der Abscheidung dieser Perioden wird man vorläufig auf die Idee der Geschichte der Menschheit schliessen können, die hier vorausgesezt wird.

I. Periode der Phantasiedichtungen über die Zeit und über die Wechsel der Vergangenheit. — Der Geist der ersten Geschichte war genealogisch, so auch der der ersten schwachen Versuche einer Geschichte der Menschheit. Die erste Geschichte der Menschheit, uns begegnend in der Mythologie, war nemlich eine Geschichte der Menschengeschlechte. Diese lebten als verschiedene Stämme in verschiednen Weltaltern. Es lebt Dichtung schon im Orient, in den semitischen Sagen der Genesis, in den Darstellungen eines kindlichen Unschuldlebens, der Erfindungen der Kainiten und der Erhaltung eines bessern Geschlechts

nach dem Ausgearteten *). Griechen verschönerten sie nur. Schon in den homerischen Gesängen, besonders der humanern Odyssee werden die wilden gesezlosen, inhospitablen Stämme von den humanern und religiösern Völkern unterschieden (s. *Od.* 6, 121.). Ein noch zarteres Dichtergefühl empfand die Leiden der Gegenwart, die Gebrechlichkeit der durch die erste physische Cultur und Verweichlichung mehr unglüklichen als glüklichen Menschen tiefer, und erzeugte mehrere Mythen. Dahin der Mythos von den verschiednen Menschen-Altern beim Hesiodos (Wirthschaftsged. 108. f.), aus denen spätere Dichter vier, vom goldnen bis zum eisernen, bildeten. Charakteristisch ist in der hesiodischen Dichtung die Ahndung, dafs ein noch bösartigeres Menschengeschlecht folgen sollte, indefs das bessere in die Urzeit zurükgesezt wurde. Man sieht, dem Phantasiespiele, welches, von dem Leiden der Gegenwart gedrungen, auf den Glauben einer Verschlechterung gerieth, fehlte eine höhere Vernunft-Idee. Noch jezt aber ist die fortgehende, auch physische Verschlechterung der Generationen ein sehr gemeiner Glaube. Charakteristisch ist ferner die Idee, dafs mit der vermehrten Kraft in dem Menschengeschlechte ihr Uebermuth, und mit der vermehrten Cultur ihr Elend stieg. So in Vorstellungen der alten Hebräer, so bei Hesiodos. Diesel-

*) Ein grosser Blik ist in den semitischen Sagen Gen. 6. und 19. die Bemerkung, dafs die Natur selbst ihre Blizze wie ihre Wasserschäzze zur Vernichtung verdorbener Generationen hergab, und dafs immer der bessere Theil erhalten wurde.

he Reflexion liegt seinen Mythen vom Prometheus und von der Pandora zum Grunde. Dennoch enthält jener Mythos von den verschiedenen Menschenaltern die doppelte schöne Idee: Die ersten Menschen (der Urstamm) waren besser — und — ihre Seelen wurden nach dem Tode Götter und zwar sehr humane Götter, die Schuzgeister folgender Geschlechter. Spätere Dichter spielen auf alles dies oftmals an. Der Glaube an das eingreifende Walten einer höhern Nothwendigkeit blieb dabei ungekränkt.

Hierher gehören zugleich die mimischen Darstellungen der griechischen Mysterien; denn sie sollten den Uebergang aus der rohen thierischen Wildheit zur Civilisation auch Andern anschaulich machen.

II. Periode der Dichterphilosophen und Redner und praktischen Lebensweisen. Hier formte sich der Geist der Geschichte teleologischer. Sie ging hinaus auf einen Endzustand. Nur wurden die Zwecke anfangs mit mehr oder minder Willkühr gesezt, daher zufällig bestimmt und eben so zufällig erreicht. Einem Menschenkenner wie Pythagoras entging es nicht, dafs die Menschen um ihn her auf verschiedenen Bildungsstufen standen; auf sie baute er seine Mysterien, das ist, die Grade der Eingeweihten seines Bundes. Dahin rechne man zugleich die Trennung der Geister einer höhern Welt (die jedoch von der Niedern nicht weit entfernt war) nach Abstufungen; ferner die läuternde Seelenwanderung in mehr oder minder bestimmten Cyklen (wie sie bei Pindaros *Ol.* 2. 120 f. erscheint). So sezte die zoroastrische Religionsphilo-

sophie von (drei) Jahrtausenden zu (drei) Jahrtausenden Annäherungen an die Gottheit fest. — Der grosse Xenophanes erklärte alle auf der Erde befindlichen Künste und Institute, ja selbst die Vorstellung von den Göttern für Producte von Menschen.*) Ihm folgten darin mehrere Philosophen der Folgezeit und nicht blos Sophisten, sondern auch Platon.**)

Als die eigentlich ersten Bearbeiter einer Culturgeschichte der Menschen kann man wirklich die griechischen Sophisten (mit Meiners Geschichte der Wiss. 2. S. 186.) nennen. Sie legten allerdings Erfahrungen von psychologischen Thatsachen zum Grunde, aber ihre Benuzzung blieb doch einseitig und willkührlich. Nur durch diesen willkührlichen Gebrauch wirklicher Wahrnehmungen, nicht in der Erfindung der Ideen, erkennt man die Sophisten in ihnen wieder. Ihre Zwecke waren zufällige, mehr politisch als moralisch. Doch bildeten sie zuerst die Idee eines Naturzustandes aus, wo das Recht des Stärkern allein galt und die Willkühr roher Stärke gebot, und dem ein bürgerlicher, auch sogar nun erst ein religiöser folgen mufste. So besonders der berühmte Tyrann Kritias; doch dieser wieder

*) S. Fragmente bei Fülleborn. Beiträge zur Geschichte der Philos. St. 7. S. 15.

**) Besser als Schelling liefs Platon *de Leg. III. init.* Alles von einem rohen Zustande ausgehen. Tiedemann nennt ihn *Argument.* 247. sogar den Urheber der Geschichte der Menschheit. Noch hätte er mehrere Stellen hinzufügen können, die hieher gehörige Ideen enthalten.

nur ein richtige Lehrsäzze mifsbrauchender Schüler des Sokrates.*) In diesem Sinne entwarfen sie die ersten Grundlagen einer Culturgeschichte, gewissermassen schon *a priori*, nur dafs sie Functionen, Thatsachen und politische Zwecke vermischten. Ich übergehe dabei die verschiedenen Vermuthungen der Philosophen bis herab auf die Stoiker über den Ursprung der Religion.**) Nur bei praktischen Philosophen aber konnten die Principien der Philosophie sich mit der Geschichte vereinen. Cicero beurtheilte mehrere menschliche Institute mit gesundem praktischen Verstande und ahndete schon ein fortsteigendes Verbessern der Menschen.***) Auch Seneca erkannte sehr wohl, wie sehr die Fortschritte der Vernunft gehemmt würden durch herkömmliche Meinungen.†) — Die frühern Stoiker nahmen schon eine Abstufung der Seelen bis zur vollkommensten, zu der Gottheit an;††) die spätern zeigen bereits die wichtige Ahndung eines bestimmtern Unterschiedes zwischen denen und dem, die menschlichen Anlagen ausbildenden, Menschen.†††)

Mit ungleich nüchternern, reinern und menschlichern Gemüthe ahndeten Judäa's begeisterte Pro-

*) S. die classische Stelle bei Sextus IX. 54.

**) S. die Einleitung zu *Diodor Sic.* und *Moschion* bei *Stobae.* I. 240.

***) Z. B. N. *Deor. II.* 2. *Opinionum commenta delet dies, naturae indicia confirmat.*

†) Vgl. *de beata vita. I.*

††) *Sextus Empir. adv. Math. IX.* 81.

†††) *Seneca Epist.* 65. *ipsa humanitas, ad quam homo effingitur, permanet.*

pheten eine Vereinigung aller Völker unter eine Gottheit, eine Verwandlung der Menschen, eine schönere Zukunft durch religiöse Versittlichung der Völker, indefs die edelsten Wohlthäter unsers Geschlechts die erhabene Bestimmung der Menschheit immer klarer enträthselten. Ahndungen, die Jesus, der Führer der verschrobenen Menschheit zur Kindlichkeit, als die klaren Zwecke der Menschheit auffafste, den aber nur seine sinnlichern, geniefslustigen ersten Bekenner zu einem tausendjährigen Reiche entwürdigen konnten, diese haben tiefe Bedeutung.*)

III. Periode der philosophischen, wenigstens psychologischen Historiker, die erst nach dem Cyklus der ersten Historiker folgten, und auf der Höhe der Historiographie, welche eine ausgebreitete und tiefere Menschenkunde voraussezte, standen.

Einen ächteren Charakter der Geschichte leitete durch Weckung eines tiefern und reinern Interesse als das des Handels einiger Nationen das Christenthum als Völkerevangelium ein; ihn befestigte die engere Anschliessung der Völker in den entferntesten Theilen der Erde. Die Völkerhistoriker, die sich sogar für mehr als Menschenhistoriker ausgaben, und sich als Weltgeschichtschreiber ankündigten, ob sie gleich nicht einmal die Erde umfassen konnten, sezten freilich die Geschichte der

*) Ganz anders der Völkerlehrer Paulus. Apostg. 17, 30. Eph. 2, 14.

Menschheit blos stillschweigend voraus, oder dies nicht einmal, wenn sie nicht pragmatische Historiker waren. Griechen und Römer, auch wo sie mit philosophischerm Geiste allgemeinere Gesichtspuncte zu fassen und pragmatisch zu erzählen anfingen, dachten noch zu concret die Menschen in ihren Nationen. Aber die Schranken zwischen den Völkern und auch zwischen Barbaren und den römischen Welteroberern riſs das Christenthum allmälig, aber desto entschiedener nieder. — Die philosophischen Historiker wekten schon die Untersuchungen über den historischen Skepticismus und Pyrrhonismus, über die historische Kunst und Methode und über die Philosophie der Geschichte, die freilich erst nach der Reformation recht beginnen konnten.*) — Mehr, als die früheren zum Theil chronikenmässigen Weltgeschichten manche (schon vor Lessings Erziehung des Menschengeschlechts von Kirchenvätern geahndeten) Stufen einer höhern Leitung der, besonders jüdischen und christlichen, Menschheit benuzzen wollten, nuzte der Geschichte der Menschheit die Entdeckung Amerika's. In seinen wilden Stämmen lernten die Reisebeschreiber aus sichrern Beobachtungen einen primitiven Zustand der Menschen ahnden, und französische Schriftsteller, wie Laffiteau und Rousseau, Montesquieu und Goguet

*) Zu früheren Werken gehören *J. Banister the history of Man. Lond.* 1578. 4. — *Bened. Ariae Montani liber de generatione et regeneratione Adami, s. de historia generis humani. Antwerp.* 1593. — *Traité de la communication des maladies et des passions; avec un Essai pour servir à l'histoire naturelle de l'homme. à la Haye.* 1738. 8.

Goguet wufsten für jene neue Quelle der ersten lückenhaften Perioden der Culturgeschichte auf mehr als eine Weise zu interessiren. *) So wurde man erst von äussern Thatsachen zu Reflexionen über ihren Zusammenhang gedrungen, um bald darauf zu dem Bewufstseyn innrer Veränderungen und ihrer Entwiklung geleitet zu werden.

So erschienen nun ganz eigentliche und besondere Historiker der Menschheit, auch unter diesen Namen. Nachdem der Däne Kraft (1760) sein instructives Buch über die Sitten der Wilden geschrieben hatte, trat als der Erste, der sich so ankündigte, und zugleich diesen neuen Titel (der sich wol zuerst in England an einer Moral in Beispielen, welche *history of man* hiefs, bildete), aber noch lange keinen neuen Zweig der Geschichte einführte, auf ein Deutscher, der Schweizer Is. Iselin.

Ohne seinen Namen erschien zuerst: Philosophische Muthmassungen über die Ge-

*) *Ios. Fr. Laffiteau moeurs sauvages amériquains comparées aux moeurs du premier tems. II. Tom. à Paris*, 1724. 4. Rousseau zeigte in seiner Schrift *sur l'inégalité etc.* und über den Einflufs der Wissenschaften, den unvermeidlichen Widerspruch der Cultur mit der Natur des menschlichen Geschlechts. Dagegen zeigte er die Entwiklungsart der sittlichen Anlagen in seinem *Emil* und *Contract*. — *Montesquieu de l'esprit des loix* 1755. *Goguet de l'origine des loix, des arts et des sciences* 1757. Deutsch mit Berichtigungen von Hamberger 1706—62. 3 Th. 4. — für die Geschichte der Menschheit eine wichtige Quelle, in der reifes Urtheil mit Belesenheit vereint. Goguet liefert mehr Thatsachen als Montesquieu.

schichte der Menschheit.*) Hier wollte Iselin dieser Wissenschaft durch den ersten Grundriſs zuerst eine abgesonderte Existenz verschaffen. Er führte den Unterschied ein, aber auch nur — ein, zwischen den Menschen des Geschichtschreibers und den Menschen des Philosophen (s. Vorrede), so wie den Unterschied eines dreifachen Zustandes der Menschheit, des Standes der Natur, der Wildheit und der gesitteten Stände. S. 62. ist die Geschichte der Menschheit als eine philosophische Betrachtung über die Schiksale des menschlichen Geschlechts, theils überhaupt, theils in ganzen Völkern, nach ihrem Geiste und Herzen, ihren Erkenntnissen und Handlungen, schon sehr richtig geahndet. Zwar ist vieles Heterogene beigemischt, der Gang aber erscheint philosophischer als bei Manchem der Nachfolger. Ueberdies interessirt Iselins Menschenwohl athmende Gesinnung und dessen Popularität. Die nicht blos vorausgeschikte, sondern auch in den Plan des Ganzen aufgenommene psychologische Beschreibung des Menschen blieb bis in das Werk von Jenisch hinab; andre dieser (obgleich nicht der bürgerlichen) Geschichte fremdartige Stoffe erhielten sich auch noch in vielen spätern Nacharbeiten, da das Schwanken zwischen dieser und der Universalgeschichte durch keine Gränzbesichtigung aufgehoben wurde. Daher lieferten (gleich der Naturbeschreibung der äussern Erscheinungen und Kennzeichen des Menschen, die man seit Büf-

*) Frankfurt und Leipz. 1764. 2 Bde. 8. 243 und 294 S. 5te Aufl. Basel 1786. mit des Verfassers Leben vermehrt. 306 und 397 S. 8.

son Naturgeschichte des Menschen zu nennen fortfuhr) mehrere Schriftsteller, wie Steeb, Zambaldi und Demeunier, ja selbst ausser Miller,*) unter den Titel der Geschichte der Menschheit, Henry Home, Dunbor und der belesene Falconer**) nur

*) Steebs Versuch einer allgemeinen Beschreibung von dem Zustande der ungesitteten und gesitteten Völker nach ihrer moralischen und physikalischen Beschaffenheit, Carlsruhe 1766. 8. Erweitert und verbessert: über den Menschen nach den hauptsächlichsten Anlagen in seiner Natur. Tübing. 1792. 5 Thl. 8. — *Paul Zambaldi Saggi per servire alla storia dell' uomo Venet. II. T.* 8. Deutsch von Cäsar. 2 Th. Leipz. 1784. 8. Mit Recht kürzte diese Uebers. das Original ab, welches nicht sowohl Geschichte als Beschreibungen einzelner innrer und äusserer Zustände, meist nach den psychologischen Lehnsäzzen aus Condillac und Bonnet enthielt. Einen festen Plan vermiſst man ganz. So wird, man weiſs nicht warum, in einem Capitel von der Unwissenheit, in einem vom Zufalle gehandelt. Auch er spricht viel von äussern Einflüssen. Doch gesteht er selbst, nur die nöthigsten Materialen zu einer Geschichte der ersten Entwiklung der Thiere und der gröſsten Thätigkeiten des Menschen gegeben zu haben. — *L'esprit des usages et des coutumes des différens peuples, ou Obss. tirées des Voyageurs et des Historiens par Demeunier. III T.* 1776. 8. Deutsch von Hiſsmann. Nürnberg, 1783. 8. Es enthält gute Thatsachen, aber ohne Ordnung. — *J. Miller Observations concerning the distinction of Ranks in Society. Lond.* 1771. Brauchbare Materialien.

**) Lord Kaimes gab unter dem Namen *Henry Home* heraus; *Sketches of the history of man. Edinb.* 1774. *II T.* 4. Deutsch. Leipz. 1774. Fremdartige Stoffe sind auch hier beigemischt, z. B. Betrachtungen über Krieg und Frieden, über die Armenpolicei u. s. w.; auch unerweisliche Hypothesen fehlen nicht. — *J. Dunbar Essays on the history of mankind. London* 1780. 8. Deutsch: Versuche über die Geschichte der Menschheit in rohen und gesitteten Zeitaltern,

Beschreibungen des ungesitteten und gesitteten Zustandes des Menschen nach einigen inneren Fähigkeiten und äussern Lebensarten und Verhältnissen desselben in einer oft sehr willkührlichen Anordnung.*)

Im Jahre 1780. begann C. C. C. Hirschfeld in Kiel seine Bibliothek der Geschichte der Menschheit (Leipz. 1780—85. VIII Th. 8.), und

Leipz. 1781. 8. Da es einzelne abgerissene Versuche sind, so ist darin kein Zusammenhang, keine Einheit des Ganzen, und obgleich manche brauchbare Bemerkungen vorkommen, so ist doch in den Räsonnements viel Declamation.

*) Noch verdienen der Erwähnung: *Histoire philosophique de l'homme. Londres* 1767. 8. — *Histoire des hommes par l'Abbé Delille* 1779. deutsch von Hissmann: Neue Welt- und Menschengeschichte, 1 Bd. 1781. Im Ganzen hatte der Verfasser als Völkerhistoriker einen freien Blik. Der Herausgeber gab einen Zusaz: Bemerkungen über die Culturgeschichte der Menschheit S. 148—173. — *Histoire de l'homme consideré dans ses moeurs, dans ses usages et dans sa vie privée. à Paris* 1779. 12. Der Verfasser war ein frommer Mann, aber ein seichter Schriftsteller. — *A. Ferguson Essay on the history of civil Society, Edinburgh.* 1767. 4. A. Fergusons Grundsäzze der Moralphilosophie, von Garve Th. 1. Cap. 1. Geschichte der Gattung S. 11 f. Cap. 2. Geschichte des einzelnen Menschen S. 41—70. — Wielands Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens (Werke Th. 14.) 1769 und 1770. — Geschichte der Menschheit und der Religion in Erzählungen zur Unterweisung der Jugend. Berlin, 1776. 8. — Ueber die Perfectibilität und Entwiklung des Menschen, in Tetens philosophischen Versuchen über die menschliche Natur 1777. Th. II. S. 368. — Natürliche Geschichte des Menschen in Lossius Unterricht der gesunden Vernunft 1777. Th. 1.

gab hier eine Idee an, welche Läuterung und weitere Ausführung verdient hätte. Er nannte die Geschichte der Menschheit (s. Vorrede zum 1. Th.) nicht blos einen Theil der Philosophie, sondern sogar ihren wichtigsten, insofern sie besonders bei den Menschen in dem ersten Naturstande verweile und zeige, was er, sich selbst überlassen, seyn könne. Er gab daher besondere Beschreibungen von wirklichen Nationen in diesen Zuständen. Diese Materialiensammlung wäre aber noch nüzlicher geworden, wenn ihr eine begränztere Idee der Geschichte der Menschheit zum Grunde gelegen hätte und pragmatische Bemerkungen der Reisenbeschreiber diese begleitet hätten.

Schlözer sagte (schon 1772.) in der Vorstellung seiner Universalgeschichte: die allgemeine Weltgeschichte sey im Grunde nichts als eine Geschichte der Menschheit. — Nach Herders erstem Versuche (s. unten) erschien (1780.) die in Hinsicht auf die Idee Epoche machende Schrift Lessings: Die Erziehung des Menschengeschlechts (dann 1786.), und enthüllte einen nothwendigen Naturgang selbst in den positiven Einrichtungen und zugleich für sie ein höheres Princip.

Die Vorstellungen, welche Franz Baco früher dadurch darstellte, daſs er in seinem neuen Organon der Wissenschaften nicht nur eine Naturgeschichte in mehr pragmatischem Sinne als seine Vorgänger zum Behuf der Entdeckung der Ursachen der Dinge auffaſste, und eine *historiam naturae liberae ac solutae* unterschied, sondern als einen Theil derselben namentlich schon eine *historiam*

hominis annahm, für welche er wieder mehrere Specialgeschichten (so *historiam facultatum intellectualium*) entwarf, — diese und ähnliche Vorstellungen führte John Bruce in seiner 1780. zuerst erschienenen *First Principles of Philosophy* (deutsch von Schreiter 1788.) noch weiter aus. Nach der Aufstellung einer allgemeinen Psychologie, die er als eine natürliche Geschichte der Fähigkeiten des menschlichen Geistes betrachtete, deutete er eine Philosophie der Naturgeschichte des Menschen an, unterschied eine Geschichte der natürlichen und kunstgemässen Gegenstände des Genies und Geschmaks von einer Geschichte der Fähigkeiten dieser beiden Vermögen, und entwarf sogar (Cap. 2.) eine *Natural history of moral Phenomenon* sowohl des gesellschaftlichen Menschen, als des Individuums von dem rohen bis zum civilisirten, policirten und verfeinerten Zustande. Noch liefs er darauf eine von ihm sogenannte wissenschaftliche Geschichte der moralischen Erscheinungen (c. 3.) folgen. Er würde der Idee einer ächten Geschichte der Menschheit noch näher gekommen seyn, wenn er seine Analyse minder willkührlich angewendet und den höchsten Zwek menschlicher Thätigkeit fester ins Auge gefafst hätte.

Historischer als die Vorgänger, verfuhren einige geschäzte deutsche Schriftsteller, wo sie gleich die menschliche Entwiklung an die ethnographische Geschichte anschlossen.

J. Chph. Adelung erkannte in seinem (ohne Namen erschienenen) Versuche einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts

(Leipz. 1782. 8.) wohl, dafs nur aus dieser Art von Geschichte alle übrige Arten derselben ihre Begreiflichkeit und Erweislichkeit, so wie eigentlich das Pragmatische enthielten; doch war ihm die Universalgeschichte nichts als eine sorgfältige Geschichte der Cultur und die Geschichte der Menschheit eine Geschichte der menschlichen Natur, über die er sich nicht weiter erklärte. — Mit umfassendem Beobachtungsgeiste, analogischer Schlufskraft, genialischer Combinationsgabe und zarter Humanität schrieb Herder seine: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.*) Schon 1774. erschien ohne Namen des Verfassers: Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrh. (190 S.) 8. Das Auch sollte (nach Vorr. zu seinen Ideen etc.) eine Note der Bescheidenheit seyn, dafs der Verfasser „neben vielen gebahnten Wegen auch auf einen kleinen Fufssteig wiese, den man zur Seite liegen liefs und der doch auch vielleicht eines Ideengangs werth wäre. Besonders richtete er sich gegen Franzosen, gegen Voltaire's flüchtiges Räsonnement, gegen Helvetius und Montesquieu. Hier sprach er von einer Geschichte des menschlicheen Geschlechts, wobei er die allegorischen Worte „Kindheit, Jugend, das männliche und das hohe Alter desselben" auf einige wenige Völker der Erde anwandte und anwenden konnte, und auf die Fortrückung des 18. Jahrhunderts hindeutete. Doch fand sich hier noch viel

*) Leipzig, 1 Th. 1784. 2 Th. 1785. 3 Th. 1787. 4 Th. 1792. Wohlfeile Ausg. Riga und Leipz. 8 Th. 1785—1790. 8.

Declamation, wo es noch in dem Verfasser gährte. — In seinen Ideen begann er, um einen höhern Standpunct ausserhalb des Menschen zu gewinnen von Philosophie der Geschichte des menschlichen Geschlechts, von der Behauptung: „Unsre Erde ist ein Stern unter Sternen," beschrieb dann die Erde, Pflanzen, Thiere und ihren organischen Unterschied vom Menschen, der zur Vernunftthätigkeit, zur Sprache, zur Freiheit, zur Humanität und Religion organisirt sey, wobei er (Th. 1. S. 285 f.) in der Schöpfung unsrer Erde eine Reihe aufsteigender Formen und Kräfte annahm. Im 2 Th. sprach er von der Organisation der verschiednen Völker — als verschiedene Formen Einer Menschengattung, Sprache, Religion, ältesten Tradition. Im 3. Theile traten einzelne Völker der alten Welt auf, und Humanität wird als Zwek der Menschennatur angesehen. — Eine eigentliche, kalte Philosophie der Geschichte ist es nicht, was Herder lieferte, ob ihm gleich die Idee klar vorschwebte, eine Philosophie aus der Geschichte vermittelst Philosophie über die Geschichte zu schreiben. Belegen kann dies Werk des Verfassers in Auffindung von Analogieen fertigen Scharfsinn, dessen kühne Einbildungskraft und lebhaftes Gefühl, dessen Freiheit im Denken, welche wenigstens zum Denken Anregung geben konnte. Seine Schlüsse aus Analogieen erzwangen freilich Aehnlichkeiten, so von der niedern Schöpfung auf den künftigen unsterblichen Zustand des Menschen; freilich dichtete er oft über die Erfahrung hinaus. Geist- und lebenvoll aber war sein Vortrag und selbst belebend, obgleich oft dunkel, aus Poesie in Philosophie überschweifend. Der

Eintheilung der Menschengattung in Racen, war Herder günstig. — Statt unter jenem Titel allgemeine Grundsäzze der Auswahl, Entwiklung, Beurtheilung und Anordnung der zu dieser Geschichte gehörigen Facta zu erwarten, findet man vielmehr einen Versuch einer pragmatischen Natur-Geschichte der Menschheit, von einzelnen Völkern abstrahirt, und auf ein übersinnliches Princip zurükgeführt, vom ächten Geiste der Humanität belebt, mit treffenden Blicken, aber auch unbestimmten Räsonnements. Damit sind seine Briefe zur Beförderung der Humanität, besonders der 122. Brief zu vergleichen.

1785. Geschichte des Menschen von Villaume, 2. verbess. Aufl. Leipz. 1788. Dies war mehr eine beschreibende Seelenlehre als Geschichte; nur eine Geschichte der verschiednen Zeiten des Lebens (Kindheit bis Tod); populär, doch seicht gegen praktische Vorurtheile.

Zu den oben erwähnten Beschreibungen des ungesitteten und gesitteten Zustandes der Menschen muſs auch folgende später erschienene Schrift, die Frucht der ausgebreitetsten Belesenheit gerechnet werden:

Grundriſs der Geschichte der Menschheit von Cph. Meiners, Lemgo, 1785. (284 S.) 2te sehr verm. Ausg. 1793. (384 S.). Die neue Ausgabe hat, wie der Verfasser sagt, mehr Zusäzze, vorzüglich neue Zeugnisse, besonders aus neuern Reisebeschreibungen, als Veränderungen, ausser einer andern Benennung der Urstämme. Als Commentare zu dieser Schrift sind mehrere einzelne Abhandlun-

gen dieses Verfassers in den Götting. Hist. Magazin, was er vereint mit Spitler seit 1787. herausgab, zu vergleichen.

Die schäzbarste Seite dieser Schrift ist der Reichthum an Materialien, besonders aus einem grossen und seltnen Schazze von Belesenheit, vorzüglich in Reisebeschreibungen. So dankeswerth dieser Sammlerfleifs ist, so hat man doch gröfstentheils nur Ueberschriften zu Citaten, deren Richtigkeit man zwar hoffen, aber nicht durchaus behaupten darf. Bei genauerer Nachforschung bemerkt man auch, dafs er sich oft auf nicht ganz sichre Führer verläfst, dafs diese oft nicht das behaupten, wozu er sie als Gewährsmänner anführt, dafs er seine Quellen nicht immer mit der nöthigen Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit prüft und scheidet. Die Urtheile, die meistens ganz allgemein und nicht selten zu schnell hingeworfen sind, konnten Widersprüchen nicht entgehen. Was den pragmatischen Geist betrift, so fehlt die Erforschung der Ursachen von Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, die Scheidung der Zeiten und der Cultur- und Staatsverhältnisse. Sich bei physischen Ursachen begnügend, hat der Verfasser zu sehr die Tendenz nach einer Ableitung von äussern Dingen, z. B. Geburtsumstände, Klima, begünstigt. Ohne weitere Vorsicht und befriedigenden Erweis nimmt er eine vermeintlich Alles lösende Hypothese von zwei Hauptstämmen an, die zugleich verschieden sogar in moralischen Eigenschaften wären, woraus Alles erklärt werden soll, was andre Ursachen hat.

Und nun sein aufgestellter Begrif der Geschichte der Menschheit. Er wollte zeigen, dafs sie nicht sowohl lehre, was der Mensch in verschiednen Zeitaltern that oder litt, sondern was er war oder noch jezt ist. Vorzüglich müsse sie auf die Wilden sehen. Er machte aufmerksam, dafs er die Geschichte der Menschheit als eine eigne Wissenschaft zu behandeln angefangen. Dies hiefs aber nur, dafs er sie von Geschichte der Religion geschieden, dafs Manches, z. B. Geschichte der Sprache, bequemer in der Psychologie vorgetragen werde, dafs die Producte des menschlichen Geistes schon von andern Theilen der Geschichte besezt wären. Willkührlich sprach er nach zufälliger Bestimmung über die Gränzen dieser Geschichte ab, deren nothwendige Bestimmung er doch selbst fühlte. Was in den bisherigen Theilen der Geschichte unberüksichtigt blieb, z. B. wichtige Gewohnheiten der Völker, das zog er hinein. So wollte er es von der, selbst von der räsonnirenden, Universalhistorie trennen. Auch fafst er nur einige, besonders physische Gewohnheiten auf, ohne sie unter Hauptarten der Cultur zu subsumiren. Ueberhaupt lieferte Meiners mehr die sogenannte Natur-Geschichte des Menschen, d. i. die äussere Naturbeschreibung, als Geschichte der Menschheit. An die Genealogie und den Gang derselben dachte er wenig. Doch liesse sich aus den vielen Citaten, wenn sie streng ausgewählt, ausgezogen und beurtheilt würden, noch eine sehr schäzbare Vorarbeit bilden.

Noch sind nach der Zeit ihrer Erscheinung zu bemerken:

1786. Ch. U. D. Eggers Skizze und Fragmente einer Geschichte der Menschheit in Rüksicht auf Aufklärung und Volksfreiheit, 1. B. Flensb. und Leipz. 1786. von wenigem Werthe; über einzelne Puncte, z. B. über Sclaverei.

1787. Philosophische Geschichte der Menschen und Völker von F. Mich. Vierthaler, Salzb. 1. B. (Wien 1794.) Th. 1. S. 248. f. zeichnete er verschiedene Stufen der Cultur und benuzte wieder Reisebeschreibungen, ohne den Begrif weiter zu erörtern.

IV. Die vierte Periode ward bezeichnet durch einen anthropologischen Geist und dadurch angedeutet, dafs durch das unmittelbare und innigere Bewufstseyn der Einen und ungetheiltern Menschennatur auch die Geschichte der Menschheit Einheit gewinnen und ein Ganzes homogener Stoffe werden konnte. Nun erst wurde die, anfangs hier mehr poetisch als philosophisch aufgefafste erhabene Bestimmung des Menschen als das Ziel und der Leitstern einer allgemeinen und nothwendigen Entwiklung der menschlichen Anlagen angenommen und in immer bestimmtern Schranken festgehalten. Dahin gingen schon einzelne Vorarbeiten und manche anfangs für die Geschichte fast verlorene Untersuchungen und Winke. Wenn schon Ferguson ausgesuchte und mit feinem psychologischem Scharfsinne behandelte Beobachtungen in einer Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft vortrug, und einer allgemeinen Culturgeschichte zubereitete, und wenn Hirschfeld die Geschichte der Menschheit sogar den wichtigsten Theil der Philosophie zu nennen wagte, so unter-

nahm der Psycholog *) Carl Fr. v. Irwing schon 1781. eine genauere, obgleich wenig erwogene Scheidung. Sein (anonymer) Versuch über den Ursprung der Erkenntnifs der Wahrheit und der Wissenschaften, ein Beitrag zur philosophischen Geschichte der Menschheit (Berlin 1781. 8.) unterschied eine eigentliche (?) Geschichte, die sich auf wirkliche Facta gründe, von einer Andern, natürlichen oder philosophischen Geschichte der Menschen, die von der ursprünglichen Beschaffenheit ausgehe und, als eine Geschichte des menschlichen Verstandes (?) — den nothwendigen Gang vom Sinnlichen und Gegenwärtigen zum Intellectuellen und Zukünftigen, den der Mensch bis zu seiner Bestimmung durchgehen müsse, vorzeichne. Schon hier kann man den reinen Umrifs unsrer Geschichte treffender angegeben finden.

Nach den Vertheidigern der menschlichen Perfectibilität, Rousseau, Vandermonde, du Verdier, hatte sie besonders Tetens in seinen philosophischen Versuchen über die menschliche Natur scharfsinniger bestimmt, und (Th. 2.) die innere Entwiklung des Menschen durch feinere Zergliederung aufgeklärt. Den steten Fortschritt zur Vollkommenheit in grösserem oder beschränkterem Umfange bemühten sich noch gröfstentheils aus der Wirklichkeit Weishaupt, **)

*) Bereits 1772. hatte er seine Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen. Berlin, 8. 2te Aufl. 1777. 2 Bde. — eine Psychologie geschrieben.

**) Adam Weishaupts Geschichte der Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts. Frkf. und Leipz. 1. Th. 1788. 8.

Steeb (mit sinnreicher Stufenzeichnung der philosophischen Cultur)*) und Condorcet und Andre**) darzuthun.

Condorcet***) lieferte einen Versuch, zu beweisen, dafs die bisherige Geschichte der Menschen ein stetes Fortschreiten sey, und der künftige Gang des menschlichen Geschlechts ein gränzenloses Vervollkommnen seyn werde. Man mufs der Selbstständigkeit dieses Denkers Gerechtigkeit widerfahren lassen, und seine Grundrisse, seinen vielumfassenden Blik achten. In den Principien ist er Lockianer. Oft blieb er selbst hinter seinen, noch nicht begründeten, aber wahren Grundsäzzen zurük. Er schied Epochen; doch mehr nach glüklicher äusserer Veranlassung als nach innrer Entwiklung.

Kant, mit dem eigentlich diese Periode beginnt, betrachtete vorzüglich die Menschengattung im Grossen als die Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur, nach dem alle Anlagen entwickelt werden sollten. Durch seine Idee zu einer allge-

*) J. Steeb über den in verschiednen Epochen der Wissenschaften allgemein herrschenden Geist und seinen Einflufs auf dieselben. Frkf. 1795. 8.

**) *Les Ruines de Volney. Paris* 1791. 8. Deutsch (von Forkel) Berlin, 1792. Der Verf. ahndete zwar Vervollkommnung der Menschheit, doch mehr Glükseligkeit als Vollkommenheit. Uebrigens ist das Ganze mehr Declamation als ruhige Darstellung.

***) *Condorcet Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain. Oeuvr. Posthume* 1795. 8. Deutsch von Posselt.

meinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht (in s. vermischt. Schr. 1784.) wollte er keineswegs die empirische Geschichte verdrängen. Nur ein vorschneller Missbrauch seiner Idee konnte diesen Verdacht veranlassen*). — In jene weltbürgerliche Geschichte aber führte er zuerst die in der Philosophie nie ganz unbekannte Idee von einem Antagonismus der Triebe ein. Wie er aber schon früher den Begrif der Menschenrace bestimmter fassen lehrte,**) so zeichnete er in der Abhandlung über den muthmaßlichen Anfang der Menschengeschichte (Verm. Schr. Th. 3. S. 33. f.) die verschiedenen Schritte aus der Thierheit zur Vernunft, mit praktischen Winken. Bei seiner Schrift: zum ewigen Frieden (1795.) erregte der anthropologische Versuch (S. 47. der ersten Ausg.) den Wunsch nach einer Geschichte der Menschheit von seiner Hand. Auch den vorhersagenden Theil der Menschengeschichte, wie er ihn nannte, führte er auf seinen Erkenntnißgrund zurük, der nicht unmittelbar die Erfahrung seyn konnte.***) — Dies

*) Vgl. Pöliz Geschichte der Cultur der Menschheit nach dem Princip der kritischen Philosophie mit Rüksicht auf Gesezgebung, Religion und Künste. 1. Th. Leipz. 1795. 8. Carl Ludw. Woltmann's Grundriss der ältern Menschengeschichte. Jena, 1. Th. 1797. Woltmann suchte Urkundengeschichte mit der weltbürgerlichen zu vereinen.

**) 1775. Von den verschiedenen Racen der Menschen (Vermischte Schrift. Th. 2. S. 607.) 1785. Bestimmung des Begrifs einer Menschenrace (ebendas. S. 635. f.).

***) Erneuerte Frage, ob das Menschengeschlecht im beständigen Fortschreiten zum Bessern sey (Verm. Schr. Th. 3. S. 429.).

alles Vorbereitungen zu einer vollendeten Bildungsgeschichte unsrer Gattung!

In diese Zeit fällt die Erscheinung folgender, der Erwähnung werther Schriften:

1790. *Jac. Fr. Neikter D. de natura et indole scientiae, quae historia hominis inscribitur. Upsal.* 4.*)

1792. *Fr. Bouterweck de historia generis humani, doctrinae morum artisque politicae adiutrice libellus. Goetting.* 8. Hier verrieth sich das Bedürfniſs, die Begriffe von Cultur und selbst von Natur vorher genauer zu bestimmen, obgleich Bouterweck noch unbedingt von Ungleichheit der Anlagen ausging. Er beschränkte die Meinung von der übergrossen Macht zufälliger Dinge, wie des Himmelsstrichs, über den Menschen. Wenn aber auch bereits in dem Plane der Geschichte die Vorstellung ihrer kosmopolitischen Wichtigkeit sich verrieth, so ist doch von Zeiten und Völkern die Rede, mithin noch keine völlige Absonderung von der wirklichen Völkergeschichte vorhanden.

1792. Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde von Fr. Schiller in der Thalia, dann in seinen kleinen Schriften 1. Th. S. 346. (verzeichnet die Uebergänge des Menschen zur Humanität und Freiheit).

1792. Die fruchtbarste Entwiklungsmethode der Anlagen des Menschen zufolge eines kritisch philosophischen Entwurfs der Culturgeschichte unsers Geschlechts,

*) Schon 1788. schrieb er *Ordo, quo ex independentia naturali in disciplinam civil. homines successerint. P. I.*

schlechts von Ph. Alb. Stapfer. Bern. 8. (verfolgt die kantische Formel).

1793. Geschichte der Menschheit und Religion, freimüthig dargestellt für Freunde der Religion. Weissenf. 8.

1794. Fr. Jos. v. Mumelters neuer Versuch über die allgemeine Geschichte. Wien, 8.

1794. Allgemeine Uebersicht über die Geschichte der Menschheit und über die Verschiedenheit der Völker unsers Erdbodens. Altona, 8. (Der Verf. hat einen eigenen Begrif von der menschlichen Natur, die er für schwankend und dunkel hält. Er will das Wachsthum der Menschen in ihrem einzelnen Zustande von dem Wachsthume in der Gesellschaft unterschieden haben.)

1795. In den Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes. Nov. S. 1122. wurde die Culturgeschichte der Menschheit schon von einer Culturgeschichte der Völker unterschieden, und eine Philosophie über sie gewünscht, welche die innern und äussern, formalen und materialen Bedingungen der Cultur angebe.

1797. Ueber Menschenveredlung, eine Abhandlung in zwei Reden von D. Ith. Bern, 8.

1797. Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwiklung des Menschengeschlechts (von Pestalozzi). Zürich. 8. Genialische, oft glüklich treffende und lebenvolle, doch meistens unbestimmte Schilderungen.

1797. Pölitz Abhandlung über die lezten Principien der Philosophie und über das daraus resultirende Princip zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, — in Eggers deutsch. Mag. 1797.

Apr.—Jul. Die Geschichte der Menschheit war dem Verf. noch die (kritische, beglaubigte, geprüfte) Erzählung der in Ueberlieferungen aufbewahrten Begebenheiten des menschlichen Geschlechts; Geschichte der Cultur der Menschheit aber die Darstellung dieser Begebenheiten mit steter Beziehung der sinnlichen und übersinnlichen Cultur auf den Endzwek der Menschheit, um von dem Einzelnen einen Schluſs auf das Ganze zu machen und den moralischen Gehalt der Individuen schäzzen zu können. Für die Fortschritte des Menschen nahm er ausser den drei Perioden (der Sinnlichkeit, des Verstandes, der Vernunft) noch eine vierte die des Gleichgewichts an, und beschrieb eine Philosophie der Geschichte der Menschheit (als ein von der empirischen Geschichte völlig isolirtes Werk), vorläufig als eine Entwiklung des Gesichtspunctes, nach welchem die Realisirung des Endzweks der Menschheit in der gegenwärtigen Erscheinungswelt beurtheilt werden muſs.

1798. *Essai sur l'histoire de l'espèce humaine par C. A. Walckenaer. à Paris*, 8. Nach einer Untersuchung über die menschliche Gattung und Gesellschaft überhaupt handelt Walckenaer nach den Beschäftigungsarten der Jäger etc. das Ganze in sechs Perioden und in jeder den Zustand der Geschlechter, der Religion, Sprache und Künste besonders ab. So wenig tief er eingeht, so liefert er doch mehreres einzelnes Brauchbares. Hätte er Condorcets heitere Ansichten gewonnen, so würde er seine Geschichte nicht mit dem Verfall der menschlichen Cultur geschlossen haben, wodurch er in einen engern Kreis des empirischen Historikers verfiel.

1799. K. G. Anton über Sprache in Rüksicht auf Geschichte der Menschheit. Görliz, 8.*)

1800. Ueber die Geschichte der Menschheit von G. Merkel, in dessen Sammlung von Völkergemälden. Lübek, 1800. S. 7—46. Mit Recht wird hier die politische Geschichte abgeschieden, so wie die Aufzählung der Anlagen und die Beschreibung des Wesens des Menschen ausgeschlossen. Der Verf. behauptete, dafs die Geschichte der Menschheit durchaus nicht eine Geschichte des Menschengeschlechts oder der Gattung seyn dürfe, und nicht einmal die allgemeine Culturgeschichte enthalten sollte. Den Umfang der Geschichte fand er durch die beiden äussersten Puncte der Perfectibilität bestimmt, worunter er wahrscheinlich ihren Anfangs- und Endpunct verstanden wissen wollte, die er namentlich durch die einfachste und zusammengesezteste Art der Befriedigung jedes menschlichen Bedürfnisses bezeichnete. Das höchste Ziel des Menschen, jenes andere Extrem ist nicht empirisch bestimmbar, mithin nicht für eine Geschichte der Menschheit zu gewinnen. Die Regel für die Anordnung der Geschichte wies der Verfasser in den Bedürfnissen nach, allein dies würde sich nicht allein auf die nothwendigen und wesentlichen Bedürfnisse einschränken, sondern auch mit Unrecht die Urtriebe und Urfähigkeiten übersehen.

1801. Jezt erschien das Werk, welches das Erste und Einzige seiner Art blieb, und in wel-

*) S. des Verf. Beurtheilung in den Ergänzungsbl. zur Allg. Litt. Zeitung. 1. Jahrg. N. 59. S. 473. f.

chem sich der begründete Charakter einer Geschichte der Menschheit am reinsten und vielseitigsten aussprach:

Universalhistorischer Ueberblik der Entwiklung des Menschengeschlechts als eines sich fortbildenden Ganzen. Eine Philosophie der Culturgeschichte von D. Jenisch. 2 Bände. Berlin, 1801. 8.

Jenisch nannte sein Werk Philosophie der Culturgeschichte, weil er die Grundsäzze entwickeln wollte, nach denen eine künftige, sogar jede Culturgeschichte geschrieben werden müsse; denn er erklärte durch sein Werk die Philosophie der Culturgeschichte nicht nur für angefangen, sondern auch für vollendet. Nicht zu leugnen ist, daſs der selbstständige, philosophische Geist und der psychologische Sinn dieses Werks sich eben so auszeichnet, als andre achtbare Eigenschaften. Die durchaus praktische Tendenz des Ganzen, die Menschheit, nicht blos zu beschreiben, sondern auch zu erheben, hat eine Fülle von feinen Beobachtungen wichtiger Wahrheiten, Resultaten und pragmatischen Verhaltungsmaximen herbeigeführt; die höheren Gesichtspuncte und der Blik auf den allgemeinen Naturgang, wie auf das Detail der Entwiklung haben in das Chaos sehr verschiedenartiger Materialien zuerst Einartigkeit und leichtere Ueberschaulichkeit gebracht und mehrere scheinbare Widersprüche durch das antagonistische Verhältniſs unsrer Natur glüklich gelöſst. Eine reiche, obgleich das selbstständige Urtheil nicht aufhebende Belesenheit führte den Verfasser eine Menge von oft sehr zwekmässig angebrachten Reminiscenzen, von erläuternden Beispielen und Belegen aus der wirkli-

chen Geschichte zu. Auch in dem ersten anthropologischen Theile sind mit einem von dem Buchstaben des gewöhnlichen Schulsystems freiem Geiste bemerkenswerthe Beiträge aus eigner lebendiger Anschauung für eine ächtere Psychologie enthalten. Ein Hauptverdienst dieses Werks aber liegt darin, dafs es nicht nur die erste, aus einander gesezte und mit der Wirklichkeit unbefangener verglichene idealische Bildungsgeschichte unsrer Gattung, sondern auch insbesondere die erste, nach festern Grundsäzzen entworfene, und wenn auch nicht überall bestimmt genug ausgesprochene, doch unstreitig mit einem lobenswerthen Ausharren und steter Umsicht abgeleitete und durchgeführte charakteristische Stufenzeichnung der allgemeinen und besondern Epochen der universellen menschlichen Entwiklung, wie jedes Culturzweiges in eben so vielen skizzirten Einzelgeschichten geliefert hat. Auch ist damit zuerst die gewöhnliche Epochenabtheilung der Geschichten der Menschheit nach Lebensarten und Beschäftigungsweisen verlassen, und diese, nur als ein Zweig gröfstentheils der speciellen Geschichte der technischen Künste einverleibt worden. Dennoch schwebt das Ganze in einem gewissen Helldunkel. Von der Philosophie der Culturgeschichte gab er nicht eine bestimmte Erklärung, sondern eine Umschreibung. Durch des Verfassers Worte wird weder die Unterscheidung seiner Philosophie der Culturgeschichte von der Philosophie der Geschichte überhaupt, noch auch die Unterscheidung von jener und der Geschichte der Menschheit, die er doch ausdrüklich aufführt, erkannt. Er scheint eine Be-

grifsbestimmung für überflüssig angesehen zu haben, und hat dadurch zu der Bestimmung der Idee der Geschichte nichts unmittelbar beigetragen. Zugleich herrscht der Mangel an Rüksicht auf (nicht gerade einseitig zu ergreifende) naturphilosophische Auffassungen der ganzen Natur vor. Es würde das Werk an Gedrängtheit, Harmonie und Uebersehbarkeit, so wie an innerm Ebenmaase und Bestimmtheit gewonnen haben, wenn des Verfs. Phantasie mit ihren Bildern haushälterischer, der Vortrag sparsamer an wortreichen Expectorationen, Wiederholungen und Exclamationen gewesen wäre. Ein anspruchlos männlicher Ton würde den Wahrheiten reinern und tiefern Eingang gewährt haben, als ein sich selbst wichtig ankündigender und absprechender Ton.

1802. Darstellung eines neuen Gravitationsgesezzes für die moralische Welt. Berlin 1802. 8. (der Verf. Prof. Buchholz.)

Diese Schrift, welche eigne und grosse Aufschlüsse über die Entwiklung des Menschengeschlechts verhiefs, und wirklich von einem Talent der Geistesgewandheit und von selbstständiger Untersuchung zeugte, wies das neue Gravitationsgesez in dem Antagonismus zweier entgegengesezter Grundtriebe, von denen der eine zur Liebe führe, d. i. des (zerstörenden) Selbsterhaltungs - und des (erhaltenden Geschlechts - oder) Geselligkeitstriebes nach, deren Widerstreit die einzige Ursache aller Entwiklung sey. Man sucht aber vergebens nach einer weitern Auseinandersezzung und Entwiklung des Begrifs, nach einer Erweisung und Begründung des Gravitationsgesezzes. Die Erklärungshypothese ist nicht neu, denn ihr Urheber erinnert selbst an

Kant und Fichte; sie ist aber auch nicht erschöpfend, was durch die Unbestimmtheit und Undeutlichkeit, so wie durch die Unbedingtheit der Behauptung jenes Antagonismus erkannt wird. Es blieb unbegründet, dafs er die einzige oder auch nur die vorzüglichste, unentschieden, ob er die mittelbare oder unmittelbare Ursache sey, und wie er mit der Entwiklung zusammenhänge; unbestimmt, ob er seinen Einflufs schlechthin schon durch sich selbst haben und äussern könne, oder ob er Regeln befolge, ob er noch von andern Bedingungen abhänge und welche bestimmte Gesezze es seyn könnten, deren Princip sich im Antagonismus wieder finden sollte; ob endlich auch nun, wenn er einzige wirkende Ursache in dem nicht blos physischen, sondern sogar (was am wenigsten bewiesen ist) moralischen Menschen wäre; ob er nicht auch anders, auch durch seine eignen Producte und ihre Rükwirkung modificirt und beschränkt werden könne. Neben jenem Antagonismus mufste noch ein Combinationsvermögen angenommen werden, und dieses sollte aus der höchst künstlichen Einrichtung der Bildungsorgane seine Erklärung nehmen. Durch solche Machtsprüche aber hat sich kein Materialismus begründen, oder das Bewufstseyn der Wahlfreiheit verlöschen können. — Die weitere Anwendung des Antagonismus traf nur da, wo das Unwillkührliche in der menschlichen Entwiklung und Bildung aus der Noth, oder der äussern Nothwendigkeit, wie aus den nächsten Veranlassungen enträthselt werden konnte. Allein der Verf. hat seine moralische Welt so wenig als die von der Seinigen ganz verschiedene reine und höhere, in welcher die (we-

der bei seinem der Vernunft substituirten Combinationsvermögen erwähnte, noch durch wahre Gründe vernichtete) Freiheit gilt, historisch deduciren können. Eben daher kann aber sein Gravitationsgesez auf dieser Welt keine Anwendung finden, mithin auch die ewige Bestimmung unsers Geschlechts nicht durch eine Gravitation eingeräumt werden.

Neben diesen beiden originellern Werken trugen andere Arbeiten dieser Zeit keineswegs das Gepräge einer höhern Vollendung an sich. So:

Histoire naturelle du genre humain, ou recherches sur ses principaux fondemens physiques et moraux. par I. I. Virey. II Tom. à Paris. An 9. 8. Ein langer Freund der Naturwissenschaft, zugleich sehr belesen, gibt Virey nach allgemeinen Betrachtungen über das menschliche Geschlecht in seinem natürlichen Zustande bis zur Civilisation Versuche über einzelne Theile menschlicher innrer und äufsrer Verhältnisse. In der Methode ist er Meiners ähnlich. Uebrigens ist er nicht frei von dem französischen Materialismus in der Psychologie, nicht frei von Declamation.

1803. Geschichte der Cultur des Menschengeschlechts im Allgemeinen und jedes einzelnen welthistorischen Volkes insbesondere. Von Marc. Ant. Gotsch. 3 Bände. 8.

Gefühl und Bedürfnifs verrieth dieses Buch an mehrern Orten, nur gelang dem Verf. das dazu nöthige Streben nicht, weil dieses nicht fest, und jenes nicht geläutert genug war. Er wollte, wie aus seinen Bestimmungen erhellt, nicht sowohl eine

Geschichte der subjectiven Cultur des Menschen, wie er sagte, geben, mithin keine Darstellung der Ausbildung der menschlichen Natur bis zu ihrer höchsten Bestimmung, als vielmehr nur eine Geschichte der objectiven Cultur der Menschen. Daher schrieb er schon in einer frühern Schrift (Ideen über ein für Oesterreich bearbeitetes Werk: Geschichte der Cultur der Menschheit als Einleitung, Vorbereitung und Uebersicht des ganzen Werks. Wien 1796. 8.) S. 55: die beste Weltgeschichte werde zugleich die beste Culturgeschichte, indem diese die Seele der Universalgeschichte sey, welche die Triebfedern zur Verbesserung in denjenigen grossen Begebenheiten enthülle, die der Universalhistoriker schildre, ohne Rüksicht auf die Menschheit. Daher betrachtete er aber auch die pragmatische Anthropologie (in Kants Sinne) als das Resultat des Studiums der Welt- oder Menschengeschichte, indem sie zu den Wahrnehmungen der Ursachen vorbereite, welche der Bildung des einzelnen Menschen und des ganzen Geschlechts zuträglich oder nachtheilig waren. Man darf daher hier keine reine wisssenschaftliche, sondern nur eine empirisch-beschreibende Culturgeschichte erwarten. — Der zweite und dritte Band ist von fremder Hand und ein Plagiat aus Iselin's, Herders, Jenisch u. a. Schriften.

1803. Skizze und Fragmente einer Geschichte der Menschheit in Rüksicht auf Aufklärung und Volksfreiheit von E. U. D. von Eggers. 3 Bde. Zweite Aufl. Koppenhagen 8. Der Verf. wollte eine eigentliche bürgerliche Geschichte der Men-

schen liefern, in Rüksicht auf die Glükseligkeit, welche sie zu jeder Zeit genossen. Dadurch sollte das Axiom bewiesen werden, daſs die Glükseligkeit der Menschen auf ihrer Freiheit und Aufklärung beruhe. Troz des Titels war nirgends von einer Geschichte der Menschheit die Rede; dennoch eröfnete das Buch eine Skizze der Geschichte der Menschheit, S. 5—12. ohne in der schärfern philosophischen Bestimmung der Epochen etwas mehr zu leisten.

1803. Ideen zur Geschichte des grossen Ganges der Cultur und der Menschheit in der Welt. Von D. J. G. Heynig. Zwickau. 8. Enthält vermischte Aufsäzze, von denen nur einige gewissermassen als „Ideen zum Beginnen einer solchen Geschichte" betrachtet werden können, wenn sich auch eine allgemeine Beziehung aller auf Cultur denken läſst. Grundlegung einer Geschichte der Menschheit S. 272—304. Hier findet man aber weder eine schärfere Begrifs- und Gränzbestimmung, noch eine tiefere Begründung dieser Disciplin. Eine unbestimmte Idee von dieser Geschichte wird vorausgesezt und auf eine durchaus empirische Ansicht derselben fortgebaut.

1803. Geisteslehre nach Brownischen Principien. Zürich 8. Darin S. 387—394. Geschichte der Menschen. Hier sollte eine Geschichte der ganzen Menschheit in Beziehung auf des Verf. Grundsäzze der Psychologie geliefert werden, allein sie war nichts als eine chaotische, empirische Culturgeschichte der Nation.

1803. In J. J. Wagner's Philosophie der Er-

ziehungskunst (Leipz. 8.) erstes Buch: Entwiklungsstufen des Menschengeschlechts.

Das Gebiet dieser Disciplin kann nur durch Begränzung der Sphäre anderer, ihr besonders näher verwandten Wissenschaften gehörig abgestekt werden. Und dennoch gewann sie auch in neuern propädeutischen historischen Schriften noch nicht ihren bestimmteren Inhalt. Sehr schwankend und in einander fliessend waren noch die Unterscheidungen, welche G. Fr. Pöschmann in s. Einleitung in die allgemeine Menschengeschichte (Th. 1. Riga 1802.) vervielfältigter aufstellte. Er trennte die Geschichte des Menschen, als eine erzählende Beschreibung desselben nach seinen wesentlichen thierischen und geistigen Anlagen, wie nach seinem Aufblühen und Absterben, von der Geschichte der Menschheit als einer Erzählung von Veränderungen, welche aus besondern Zuständen und äussern Localverhältnissen erklärbar würden, und einzelne Völker nach ihren körperlichen und geistigen Anlagen und Beschaffenheiten, wie nach ihren Gewohnheiten und Denkarten charakterisirten. Von Beiden sonderte er dann die Geschichte der Menschen oder Menschengeschichte, welche den Bildungsgang des Menschengeschlechts, als das Product vereinigter Menschenkräfte, darstelle, jedoch noch Rüksicht auf die Zustände und Verhältnisse der Völker in sofern nehme, als der selbsthandelnde freie Mensch sie auf irgend eine Art benuzte. Dieser dreifache Unterschied beruhte, nach eignem Geständnisse, blos auf dem Mehr oder Weniger, und verweilte immer in einer engen, national bedingten Sphäre. Be-

stimmter hatte schon 1796. Fr. Maier in dem 12. seiner: Briefe über das Ideal der Geschichte S. 207. als eine Hauptaufgabe angegeben, daſs die Totalität aller Individuen, in (politische) Gesellschaften vertheilt, zur Erreichung ihres endlichen Zweckes gelangen solle, und zu dem Ende eine Geschichte der Form der Menschheit und eine des Stoffes der Menschheit geschieden. So sehr sich auch diese Idee in ihrer subjectiven und objectiven Bedeutung der Vollendung näherte, so wurde sie doch wieder zu sehr bedingt durch die enge Anschliessung an bestimmte Nationalverhältnisse.

Schelling in s. Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (1803.) schien in einzelnen Erklärungen die Realität der Geschichte der Menschheit anzugreifen und aufzuheben und sprach gegen die sogenannten Geschichten der Menschheit als falsche und ideenlose Versuche. Den Zustand der Cultur hielt er für den ersten des Menschengeschlechts und die erste Gründung der Staaten, Wissenschaften, Religion und Künste für gleichzeitig oder vielmehr für Eins, so daſs dies Alles nicht wahrhaft gesondert, sondern in der vollkommensten Durchdringung war, wie es einst in der lezten Vollendung seyn wird. Durch das richtige Urtheil gegen die fälschlich sogenannten Geschichten der Menschheit hat er aber nicht eine minder zufällig und mit mehr Wahrheit sogenannte Geschichte der Menschheit verworfen, deren höhere Geltung er sogar durch eigne Aeusserungen nur bestätigt haben dürfte, indem er erworbene Mittel der Cultur annimmt, ein Zurüksinken der Wil-

den in ihren jezzigen Zustand behauptet, und die Möglichkeit der Erhebung zur Cultur nicht leugnet. Der Zustand der Cultur kann auch nur insofern einigermassen als der erste des Menschengeschlechts gedacht werden, sofern unser Geschlecht dann erst als ein Menschliches erkannt werden konnte, als es als ein solches gebildet erschien.

Idee der Menschheit.

Schon die Bezeichnungen des Menschen in verschiednen Sprachen zeigen, wie spät man diese Idee im reinsten Sinne fand. Entweder entlehnte man die Merkmale von äussern Kennzeichen der Farbe (אדם) oder der Schwäche (אנוש), so wie vom Ansehen, oder der Stimme (ἄνθρωποι μέροπες) oder von der Dauer ihres Lebens (βρότοι). Wie *homines* schon bei Plautus und Cicero Leute, selbst Gesinde oder Bedienten bezeichnet, so wurde *homo* im Mittelalter ein Pflichtträger, Unterthan, Vasall, Diener, und seine Menschenpflicht (*homagium*) ein Eid genannt. — Unser deutsches Wort Mensch (Mensk, Menaisk) zeigt ein Menschlein, Männlein an, wie schon Herder bemerkte. — Je schwerer es war, sich zu dem Begrif der Menschheit zu erheben, desto weniger wird man dieses deutsche Wort für alt halten. Da jedoch über seinen festen Sinn noch eine grosse Unbestimmtheit fortdauert, so ist eine strenge Revision und eine schärfere Unterscheidung von blos sinnverwandten Bezeichnungen bei dem Eingange in die Geschichte der Menschheit nöthig.

Der Ausdruk: Der Mensch hat sogleich eine Doppelsinnigkeit; er ist entweder blos ein col-

lectives Wort für die einzelnen Menschen, die wirklich lebten, ein Prosopopöie des ganzen Menschengeschlechts, welches leibhaft auf der Erde umherwandelt, — oder es bezeichnet ein Ideal, das aus dem, was alle edlen und höhern Menschen gemein haben, gebildet ist und wovon, wie Wieland einmal nach Platon sagt, der blosse Schatten durch die Rizzen unsers Kerkers in unsre Seele fällt.

Sonach wird Menschheit bald im weitesten bald im engsten Sinne genommen, ob man gleich diese Idee durch den Gegensaz: Thierheit, bestimmt glauben könnte.

Menschennatur (daher Naturell) bezeichnet die allen Menschen zukommenden ursprünglichen Anlagen und eingepflanzten Urfähigkeiten namentlich zur Menschheit, wie zur Menschlichkeit in Verbindung mit einer thierischen Organisation.

Menschheit überhaupt ist die sich lebendig und bis zu dem höchsten Ziele der gesammten menschlichen Thätigkeit fortbildende wesentliche Eigenthümlichkeit jenes bestimmten Ganzen, welches zwar mehrere Menschengeschlechter in sich begreift, jedoch nur in der Einen Menschengattung bestehet; — so wie die Thierheit als die wesentliche Eigenthümlichkeit des Thiergeschlechts.

Menschenschlag, d. i. angeborne, doch noch unbestimmte Naturgattung, die zu Einem gemeinschaftlichen Stamm gehört, wobei blos die organischen Körper berüksichtigt werden. Von ihm unterscheidet sich die Menschen-Raçe, der unausbleibliche erbliche Classenunterschied der Men-

schen als Thiere eines und desselben Stammes. Der Menschenschlag wird nicht unausbleiblich, nicht zu einer Classeneintheilung hinreichende Kennzeichen enthalten.

Das Menschengeschlecht, das grosse Ganze der äussern Menschen — bestimmter die Menschen-Gattung, jenes Aggregat, welches aus mehrern Menschengeschlechtern besteht, mithin auch alle einzelne Menschen als Theile in sich fafst. Dieses bezieht sich auf die schon bestimmten Eigenschaften der wesentlichen Natur.

Die Menschengeschlechter (die Menschen) hingegen bezeichnen das Aeussere der Familien und Völker, — das Menschengeschlecht, wiefern es sich auf wirkliche Individuen bezieht. Denen Menschen ist die Menschheit als das lebendige innere Ganze aller Menschengeschlechter, — der Mensch entgegengesezt.

Menschthum macht den selbsterrungenen höchsten und eigenthümlichsten Charakter des Menschen aus.

Menschlichkeit, Humanität. — Schon Campe zeigte, dafs Herder dieses Wort mit vagem Begrif in unbestimmter Bedeutung gebraucht hat. Dieser nimmt Humanität (im 32. Br. S. 51.) für das Gefühl der menschlichen Natur von sich selbst in ihrer Stärke und Schwäche, in Mängeln und Vollkommenheiten, doch nicht ohne Thätigkeit und Einsicht. Nach dem 27. Brief (3, 8.) ist es der Charakter unsers Geschlechts, der uns nur in Anlagen angeboren ist, der jedoch uns eigentlich angebildet werden mufs. Dieser soll auf der Erde

die

die Summe unsrer Bestrebungen, ja unser Werth seyn, weil wir keine Angelität im Menschen kennen.

Menschlichkeit ist die ausgebildetere Menschheit — (wie Freundlichkeit — Kindheit). Noch hat dieser Ausdruk einige verwirrende Vieldeutigkeit. Er bezeichnet 1) nicht blos den Inbegrif der den Menschen ausmachenden relativen Eigenschaften (relativ gegen Thiere und Engel), auch nicht einmal blosse Natur-Anlage, sondern 2) Fertigkeiten, wenn auch unwillkührliche, z. B. durch Gewohnheit, angenommene. — Die nähere Bestimmung dieses Worts bestimmt nun das Relative. Also ist es a) entweder: Menschlichkeit im freilich gemeinern, niedern, sinnlichern und engern Sinne — in Beziehung auf höhere, übermenschliche, fehlerlose Wesen. Da erscheint sie wohl als blosse Schwäche, wenigstens als Passivität (zwar ist sie mehr als Naturell, aber auch nur Temperament); namentlich Fertigkeit in dem geselligen Gefühl, besonders den Aeusserungen des Vermögens des Mitgefühls, der Theilnahme, ja des Mitleidens (minder: Mitfreude). In diesem engern Sinne läſst sich freilich die (gemeine) Menschlichkeit noch von der (höhern) Humanität unterscheiden, mithin Menschlichkeit ohne Humanität denken. Allein schon Geselligkeit hängt mit Vernunft zusammen und Mitgefühl sezt immer ein Stammgefühl der Verwandtschaft mit Wesen Einer Natur voraus.

b) Oder Menschlichkeit im weitern, vorzüglich höhern Sinne steht für die eigentliche Humanität oder Vermenschlichung, — in Beziehung auf

niedere, unmenschliche Wesen. Hier also begreift sie die Vollkommenheiten der menschlichen Natur, das, was der Mensch durch den freien, aber der Vernunft angemefsnen Gebrauch seiner Vernunftanlagen werden soll.

So steht Humanität entgegen der Inhumanität — eigentlich der sich selbst zugezognen mehrfachen Unmenschlichkeit.

Fassen wir diese Unterscheidungen zusammen, so kann man sie in den Saz zusammendrängen: Entwiklung der Menschennatur zum Menschthum, Erhebung der Menschengeschlechter zur Menschengattung, der Menschen zu dem Menschen, Veredlung der blos sinnlichen Menschlichkeit zur vernünftigen durch Freiheit — dies ist des Menschen Bestimmung. Der einzelne Mensch gehört zur Menschheit, er soll Menschlichkeit ausüben und dahin streben, sich das Menschthum zu erwerben.

So mufste das Subject und der Gegenstand unsrer Geschichte bestimmt und rein aufgefaſst werden; aber sogleich verlangt auch ein Hauptprädicat desselben seine Bestimmung, was durch den Hauptcharakter der Menschheit, das ist, durch Perfectibilität erst möglich wird. Dies ist die vielumfassende Idee der Cultur.

Cultur.

Schon Hifsmann (N. W. und Menschengesch. I. 1781. S. 141. f.) bemerkte, dafs theils ein erschöpfender Begrif der Cultur fehle, theils die Grän-

zen von Cultur und Uncultur noch nicht genau abgestekt seyen. Auch Herder (Ideen I. 1785. Vorr. S. 3.) fühlte es, daſs „nichts unbestimmter sey als dies Wort und nichts trüglicher als die Anwendung desselben auf ganze Völker und Zeiten.“ Jenisch (Univ. Ueb. 1, 55.) erklärte sich gegen die ängstliche Unterscheidung der Cultur von sinnverwandten Wörtern, z. B. von Anbau; er bestimmte jedoch selbst nichts Näheres. Die Bestimmung dieses Begrifs aber ist wichtig, indem man durch ihn einen Faden erhält, der durch das noch nicht genau abgestekte Gebiet einer Geschichte der Menschheit hindurch führen kann.

Zur Bestimmung des Worts, wie des Begrifs: Cultur verhilft uns theils seine Geschichte, theils eine Kritik des, besonders neuesten Sprachgebrauchs.

Das Wort kam in die Sprache unsrer Nation nicht sogleich. Erst die Gebildeteren derselben im vorigen Jahrhundert entlehnten es von den Römern und später erst ist es so einheimisch geworden, daſs man beinahe zweifeln konnte, ob vorher der Hauptbegrif uns gefehlt habe, ob wir ihn gleichwohl, wenn auch nicht in dem Umfange hatten. Die Griechen brauchten ἄγριος von dem, was wild wächst, unangebaut, daher bei Homeros von Thieren, welche nicht zahm sind. Wie ἀγριότης vom Acker, so θηριότης und θηριωδία, *Aristot. Ethic.* 7, 1. von θήρ, gebildet. Merkwürdig ists, daſs die Griechen kein ganz erschöpfendes Wort für das Gegentheil oder für Cultur hatten, sie, die Hochcultivirten. Nur in gewissem Sinne war es ἀνθρωπισμός und παιδεία (ἐγκυκλοπαιδεία).

Cultura und *cultus* bestimmten sich von *colo* — und bezeichneten 1) ursprünglich die physische Pflege, Bearbeitung und Besorgung des Bodens. Anbau desselben; 2) Abwartung der Thiere — eben so Abwartung, Pflege, Ausschmückung des Körpers; — 3) die gütliche, ehrende Pflege, Hochschäzzung; 4) endlich auch Bildung, Ausbildung, Milderung der Seele. So schon *Horat. Ep. I*, 1, 40. *Nemo adeo ferus est, ut non mitescere possit, si modo culturae patientem commodet aurem. Cic. de Or.* 1, 8. *Homines a fera agrestique vita ad humanum cultum deducere.*

Die neuern Schriftsteller der Deutschen nahmen dies Wort desto unbestimmter in ihre Sprache auf, und hier hat es einen zweideutigen Begrif im objectiven und subjectiven Sinne. Da bezeichnet es eben sowohl 1) subjectiv — die entwickelte Anlage, erhöhte Kraft, die gewonnene Fertigkeit, ja Macht und die daraus hervorgehenden Zustände und Verhältnisse, als auch 2) objectiv — den Inbegrif der materiellen Producte jener Fertigkeiten und Zustände, wären es auch äussere Verhältnisse und Einrichtungen, die verschieden modificirten Sitten, Gebräuche, Gesezze, Gewerbe etc. Davon ist noch Cultivirung als das Geschäft der Krafterweiterung und Krafterhöhung unterschieden.

Dem bestimmtern Begrif kommen wir durch klare Auffassung des Gegentheils näher:

Uncultur. Schon das Negative in dieser Bezeichnung verräth eben sowohl etwas Passives als etwas Unwillkührliches. Sie ist mit einem Worte: Roheit, und ihrem Begriffe nach nichts anders

als: der Zustand der mehr oder minder unbedingten Herrschaft des Instincts, des Beschränktseyns und Bleibens in dem Empfindungskreise, d. i. der Sinnlichkeit. Da nun hier das menschliche Eingreifen fehlt, und der Instinct des Thieres herrscht, so ist's eben darum Un-Menschlichkeit. Als solche ist sie eigentlich ein steter Zustand des Träumens, der höchsten blos dämmernden Bewufstlosigkeit. Dieser Zustand der ohne des Menschen Schuld in ihrer Entwiklung gehinderten, zur Menschlichkeit gehörigen Naturanlagen begründet die ursprüngliche, mithin nothwendige, unvermeidliche und natürliche Unmenschlichkeit, die nicht erst selbst zugezogen, sondern angeboren ist, doch so wenig bleibend seyn mufs, als das sogenannte angeborne Genie. Diese Uncultur ist

entweder ursprüngliche natürliche Uncultur und Unmenschlichkeit, Wildheit, d. i. der Zustand des sich selbst überlassenen oder des ausser der bürgerlichen Gesellschaft angebornen und erzogenen Menschen;

oder abgehärtete Uncultur, Barbarei, eigentlich derselbe Zustand, jedoch an dem rohen Bürger oder Nationalen eines uncultivirten Staates oder Volkes.

Beide haben (wie schon Hifsmann S. 143. einsah) wieder ihre feinere Nüancen. So ist der eine Stamm anders wild an Seen oder Ländern als der Andre, die Naudowessies am Missisippi andre Wilden als die Chiptweys am See Michigan. Doch ist die Verschiedenheit hier noch nicht grofs, noch we-

niger wesentlich, vielmehr nur klimatisch und von der zufälligen Lage der Natur abhängig. Eben so sind die Tungusen andre Barbaren als die Samojeden. Doch hier mufs man die Verschiedenheit als schon grösser annehmen. Sie ist zugleich schon politisch, von der — doch noch immer zufälligen — Lage der Kunst oder jenes künstlichen Verhältnisses abhängig, was man Staat nennt.

Desto weniger darf damit die wirkliche, jedoch willkührliche Abweichung von der Natur verwechselt werden, welche Verwilderung, Verbildung oder gar Verthierung, Abbrutirung heifst. Diese trift nur Menschen, die bereits einige, wenn auch noch so wenige und geringe, Cultur angenommen hatten, doch sich mehr oder minder der schlimmern Seite der Uncultur zuneigen. Auch diese hat ihre Grade. So verwildern cultivirte Menschen unter den Barbaren, so abbrutiren menschliche Individuen unter den wilden Thieren, so verarmen an höhern Geisteskräften Menschen in Einöden, in unbesuchten Wäldern, im Kerker.

Schon aus dem Begrif der Uncultur als eines ursprünglichen und daher negativen Zustandes, ohne ein positives Streben, ohne höhere Anstrengung läfst sich die Möglichkeit wie die Idee der Verwilderung verdeutlichen. Sie unterscheidet sich wesentlich von der Uncultur durch ihr Willkührliches; die Uncultur ist unwillkührlich. In diesem Unwillkührlichen, wie in dem Zufälligen der Entfaltung, findet sich ein Hauptcharakter der Roheit, die sich in ihrer sinnlichen Beschränktheit

noch nicht selbst in der Gewalt, geschweige in Zucht hat. Nie kann das Unwillkührliche Cultur heissen. Dagegen ist dennoch schon in dem Zustande der Uncultur eine Veränderung mit dem Menschen, jedoch unwillkührlich vorgegangen, und selbst die Uncultur sezt noch einen Urzustand voraus, der aber nur Idee ist, da er schon mit der Zeugung aufhört. Da aber diese unwillkührliche Entwiklung des Menschen bis zu dem ersten Beginnen der Cultur einen Namen haben kann, so nenne ich dies nicht Cultur (denn diese leite ich nur von den Menschenindividuen selbst ab), sondern Naturzucht des aufwachsenden Menschen, die ich von der Uranlage des Menschenkeimes im Embryonenzustande her datire, in welcher die Natur (leblose und lebendige) ausser, an und in ihm, das Geschäft der ersten Erziehung übernimmt.

Aus dem Vorigen aber erklärt sich, dafs nur die Roheit anstekt, nicht aber die Cultur. Anstekkend ist nemlich nur das unwillkührlich oder passiv Aufgenommene und Aufnehmbare. Die Cultur erscheint zwar unter Rohen leicht als ein erzwungener Zustand, denn sie erfordert ein positives Bestreben. Die Kraft wird aber schwächer, wo ihr Uebung fehlt, auch ohne an ein böses Princip zu denken.

Man spricht von cultivirten Völkern. Leicht könnte ja wohl so ein jedes Volk, ja ein jeder Stamm heissen, der irgend eine Entwiklung seiner Anlagen auch nur angefangen hätte. Doch ist dies wahre, ächte Cultur? Ist unsre Cultur nicht oft und meist nur (nach Herder) verfeinerte Schwachheit zu nen-

nen? Und wie wenig sind in einem cultivirten Volke eigentlich cultivirt!

Den obigen Prämissen gemäſs unterscheidet sich Cultur durch das Willkührliche, mithin auch durch das Verschuldete oder der menschlichen Freiheit Zukommende. Doch dies freilich wieder in verschiedenen Graden.

Sie ist daher die entweder blos willkührlich oder auch (besonnener) absichtlich oder gar (freie) zwekmässige, Erweiterung und Verlassung des (beschränkenden, sinnlichen) Instincts. Mithin ist sie nicht blos etwas Negatives: Entwilderung, Entthierung, sondern auch ein Anbau natürlicher Anlagen, eine Milderung der angestammten, und eine Entreissung aus der Macht der ursprünglichen Roheit, und so endlich eine Enthüllung des Göttlichen aus der thierischen Umkleidung, Pflege unsrer unendlichen und ewigen Anlage oder unsers Götterfunkens.

Cultur und Uncultur können also zwar innig und unmerklich in einander fliessen; in der Idee unterscheiden sie sich doch wesentlich durch blinde unwillkührliche Uebung und willkührliche Richtung der Geisteskraft. Was die Arten betrift, so ist das Wesentliche, was sie bestimmt der Zwek, worauf die Bestrebungen der Kraft gerichtet sind, minder die Beschaffenheit und das Maaſs der sich entwickelnden Fähigkeit oder Kraft selbst. Noch weniger aber äuſsre Bestimmungen, wie die Mittel, die dazu angewandt werden, oder die Folgen, die davon zurükbleiben (z. B. der wirkliche Fortgang). Nur zufällige Modification ist darin die doppelte Verschiedenheit: a) die klima-

tische — nach dem Naturgesez des Himmelsstrichs; b) die politische — nach dem bürgerlichen Gesez der Verfassung. Es kann aber die Cultur wenigere oder mehrere, niedere oder höhere Zwecke haben und wird dadurch einseitig oder vielseitig, unächt oder ächt. Sie ist entweder die gemeine bürgerliche Volkscultur, oder die höhere wissenschaftliche Cultur der Aufgeklärten; blind angenommene und geerbte, oder gelehrte und wissenschaftlich-praktische. Die wahre Cultur hat die eigentlich menschliche, d. i. die moralische Anlage zum Hauptzwek, und ist allein die fortdauernde und doch nie veralternde.

Was die Grade betrift, so ist der höchste, d. i. die für Menschen irgend mögliche, Cultur immer ein Ideal, sie ist nicht blos eine allseitige und die zwekmässigste, sondern auch die freiste und besonnenste. Und hier unterscheiden wir als Arten und Grade der Cultivirung, d. i. der subjectiven Erringung der objectiven Cultur Folgende: *)

1) Sinnliche, animalische, höchstens technische und ästhetische Cultur, — d. i. Entwiklung der blossen sinnlichen oder sensibeln Natur. Es ist dies ein willkührliches Aufsprossen der Kräfte aus den Natur-Anlagen, verbunden mit einem mechanischen Abrichten, Gewöhnen zum Nachahmen, hingerichtet auf Herbeischaffung körperlicher Bedürfnisse, z. B. der Haushaltung. Dies ist eine Cultur der Menschheit als thierverwandter Wesen, — mithin eine einseitige.

*) Jenisch fand hier blosse Wortunterscheidungen, und diese mit vornehmen Tone. S. 55.

2) Geistige oder intellectuelle Cultur der intelligiblen Natur, d. i. Ausbildung und künstliche Bearbeitung (Gestaltung) höherer, jedoch nur einzelner Vermögen, also z. B. Abglättung des Gefühls, Verfeinerung der Neigungen, Aufklärung des Verstandes, zu irgend einem Zwek. Sie ist freilich Civilisation, Policirung, und Politur, sie kann selbst wissenschaftliche Bildung, obgleich noch oft im Gegensaz gegen die praktische seyn. Daher kann sie ausarten in Ueberfeinerung, ja in Verunsittlichung; denn die Vernunft hält hier noch nicht ihr moralisches Richtmaaſs fest. Dennoch ist diese Cultur vielseitiger, als die erste, da sich hier die Bedürfnisse vervielfältigt haben (daher etwas Wahres in der fortdauernden Unzufriedenheit mit der Aufklärung liegt). Dies ist die Cultur, welche die Gesellschaft gewöhnlich zur Pflicht macht, und allerdings erkennt man durch sie stillschweigend das Daseyn eines intelligiblen Reiches an. Sie besizzen alle Menschen von dem Landwirthschafter an bis zu dem höhern Weisen, wenn ihre Werke verrathen, daſs sie aus der intelligiblen Natur geschöpft haben; obgleich Egoismus noch fortherrschen kann. Hier erscheint Divergenz in den Graden der intellectuellen unmoralischen Bildung, daher Ungleichheit der Fortschritte in den verschiedenen Bestandtheilen der menschlichen Bildung, Rükfälle, Stillstände.

3) Die religiös-sittliche Cultur, d. i. die Cultur im engsten und höchsten Sinne, — die allseitige Entwiklung und zwekmässige Unterordnung der Kräfte, die Vollendung der einzelnen Zwecke zur Erreichung des höchsten Vernunftzweks, zur Vervollkommnung der Menschheit, als

einer Gesellschaft vernünftiger Wesen, — eine Veredlung und Versittlichung des ganzen Menschen mit reinem Weltbürgersinn. Freilich ist dies nur Ideal. Wer daher diese erreicht hätte, der könnte nie zurüksinken. Ob die Gattung bei dem Wechsel der Individuen jene Vernunftherrschaft über das Sinnliche erreichen könne, darauf kommt es nicht an. Die Hauptsache ist, dafs sie sich dem Ideale nähere, ihm immer klarer zustrebe.

Daraus ergeben sich folgende Folgerungen:

1) Alle diese drei Arten der Cultur können und sollen sogar vereint seyn. Sie sind es gewöhnlich in niedern oder höhern Graden, also auf tausendfach verschiedene Art.

2) Jede dieser Arten der Cultur hat ferner ihr besonderes Ideal, d. i. ihren höchsten Vollkommenheitspunct, der sie erreichen kann und soll. Die sinnlich-ästhetische soll den Naturgesezzen der Körperwelt, die geistigwissenschaftliche den Naturgesezzen des Gemüths, die religiös-moralische den Freiheitsgesezzen der Geister gemäfs seyn. In diesem Sinne können sie auch alle mit einander bestehen und sollen es auch.

5) Die Apologieen der Cultur sind überflüssig, wenn man Cultur in diesem vielumfassenden und harmonischen Sinne zu begreifen suchte. Die unbedingten Culturverächter, wie Rousseau und A., richten sich schon selbst, wenn sie den Culturzustand der Menschheit für einen gezwungenen Nothstand erklären; denn diese Cultur ist eine einseitige und willkührliche Abrichtung und nichts weiter. Ganz anders verhält sich's mit der allseiti-

gen und moralischen Cultur, welche eine freie Erhebung über den zwingenden Instinct, eine Vergöttlichung unsres thierischen Geschlechts ist. Sie bringt Ordnung und Licht und Friede in die Gesellschaft. Cultivirt der Mensch (sagt Bendavid wahr) blos seine äussere sinnliche Natur, so mufs er sich verschlimmern; cultivirt er aber vorzüglich seine innere übersinnliche Natur, so mufs er sich selbst verbessern.

4) So läfst sich aber auch das Verhältnifs der Geschichte der Menschheit zur Geschichte der Cultur näher bestimmen.

Menschheit war das Subject, war das Ganze der Grundeigenthümlichkeiten, welche das Wesentliche der Menschen-Natur ausmachen; Cultur dagegen das nicht zufällige sondern nothwendige Prädicat, welches auf ihren wesentlichen Grundeigenthümlichkeiten, namentlich ihrer Perfectibilität beruht, und aus dieser selbst hervorgeht. Beide bestimmen sich wechselseitig. Es gibt kein Menschthum ohne Cultur der Menschheit; es gibt keine Cultur ohne Menschen-Anlage und ohne Menschheit. Keins kann ohne das Andre werden und beharren.

a) Die Geschichte der Menschheit deutet also mehr den objectiven Zwek (Menschthum und Menschlichkeit), die Geschichte der Cultur mehr das objective Mittel (Zucht und Erziehung) an. b) Die Geschichte der Menschheit umfafst zugleich das unwillkührliche Ausarbeiten, die ersten blinden Thätigkeiten des Menschen, die ersten Vorbereitungen der Geschichte der Cultur; die Geschichte der

Cultur verweilt blos bei dem besonnenern und absichtlichern Streben. Die tiefste Uncultur gehörte streng genommen auch nicht einmal in eine Geschichte der Menschheit, eher der Menschen. Die höchste Cultur aber ist so idealisch, dafs sie in einer Geschichte der Menschen, wie sie sind, gar nicht vorkommen könnte (denn noch sah eine solche Cultur kein Menschenauge); dagegen gibt sie der Geschichte der Menschheit die lezte Periode an. c) Uebrigens kann in einer Geschichte der Menschheit von der physischen Cultur weniger (nur als Veranlasserin der höhern) als von der sinnlichen (obgleich einseitigen) die Rede seyn. Die Geschichte des physischen Menschen oder die Darstellung der Veränderung seines Körpers kann nur untergeordnet Realität haben. So finden wir aber in den gewöhnlichen sogenannten Culturgeschichten nur eine empirische Geschichte der Cultivirung des gesellschaftlichen Zustandes oder der Menschengeschlechter und Staaten.*)

Idee der Geschichte.

Prämissen: 1) Zufällig entstand der Begrif der Geschichte, auf gut Glük wurden Versuche ihrer Zusammensezzung gewagt, ohne höhern Leit-

*) Nach Pöschmann machen die sogenannten Culturgeschichten eigentlich keine besondere Classe aus. Sie sind, je nachdem die Verfasser ihren Gegenstand glüklich oder unglüklich behandelten, mehr oder minder Menschengeschichte oder sollten es wenigstens seyn.

stern. Daher die lange, und zum Theil auch jezt noch fortdauernde Einseitigkeit und Engbrüstigkeit der Geschichte.

Dieser Begrif bildete sich in auf einander folgenden Graden aus: Sie war a) übertriebene Wiederholung der auffallendsten Begebenheiten und Merkwürdigkeiten. Unhistorische Sagen und fragmentarische Ueberlieferungen verbanden sich mit Mythen der Epiker und Dramatiker. Nachzählungen — doch nicht einmal treue Be-schreibung.

b) Memoires oder Beschreibungen der ersten Prosaiker als der ersten historischen Erzählung einzelner Begebenheiten. Naturalisten, — entweder als treulichste und schlichte Aufzeichner mit blindem Glauben ohne Urtheil, oder als sogenannte pragmatische Historiker, d. i. als willkührliche Bestimmer eines zufälligen oder niedern Zweks.*) Höchstens und im mildesten Sinne erklärten sie den Zusammenhang der Begebenheiten unter sich, aber ohne Aufblik auf einen höhern Zwek. Wie Vieles in dieser Geschichte und ihrer Reflexion gleicht da noch sehr den gemeinen Stadtsagen. Zeugen allein thun es da noch nicht.

c) Bildungsgeschichte der Verhältnisse und Verfassungen der Nationen; — Darstellung von Begebenheiten, die ein Ganzes bilden,

*) In diesem Sinne hatte Hippel Recht, wenn er sagte: Geschichte ist eine durch Völkerrecht und Convention beliebte Art, den Gegenstand von einer gewissen Seite zu zeigen.

eine Einheit der Begebenheiten im Caussalzusammenhang und mit einem Zwek. Allerdings war dies eine höhere Ansicht, welche grosse Männer fafsten, die jedoch noch immer nicht frei von politischen Vorurtheilen blieben. (So Macchiavelli der schon ein Nothwendiges in den menschlichen Handlungen ahndete, indem die Menschen thäten, was sie thun müfsten.)

d) Allmälige Entwiklungsgeschichte des menschlichen Geschlechts zu seiner Bestimmung, wobei der Geschichtschreiber seinen Weltbürgersinn jeden Patriotismus unterordnet, und wo der historische Grund und Boden fest ist. Dieser lezte Begrif ist eigentlich noch von keinem empirischen Historiker ausgeführt, und existirt bis jezt nur in den Köpfen historischer Philosophen.*)

2) Soll es besser um die Geschichte selbst stehen, so ist nicht nur der gangbare Begrif derselben einer strengen Kritik zu unterwerfen, sondern vorzüglich auch der Erkenntnifsgrund ihrer erschöpfensten Idee genau anzugeben. Und dieser Erkenntnifsgrund liegt nur über der gemeinen Geschichte, d. i. ihre Idee kann nicht aus Erfahrung, also auch nicht aus der Geschichte selbst, sondern aus der Vernunft vermittelst der Reflexion gewonnen werden. Dafs man durch blosse Induction zu einem vollständigen Begrif komme, zeigt schon die

*) Hier läfst sich das in einem höhern Sinne sogar empfehlen, was Hippel tadelte: nicht die Geschichte erzählen wir, sondern wir erzählen uns selbst in der Geschichte; nur soll man statt seiner Individualität seine allgemeine Menschennatur berüksichtigen.

Uneinigkeit der Gelehrten über das, was Geschichte heissen soll.

Die Geschichte hat es mit dem Geschehenen zu thun. Dieses Geschehene ist Thatsache; die Thatsache aber jeder wahrgenommene objective Wechsel an einen schon Vorhandenen (mithin keine Schöpfung aus Nichts, keine isolirte Erscheinung ohne bestimmten Zusammenhang) oder jede Veränderung an dem Unveränderlichen, jedes Werden an dem Seyn und zwar nach nothwendigen Gesezzen. Daher ist Unfactum, entweder völlige, ja absichtliche Dichtung, oder halbe Dichtung, d. i. unwillkührlich eingemischter Schlufs.

Sonach sezt jede Thatsache voraus 1) etwas Unwandelbares, etwas absolut Beharrliches als Grundlage alles Werdens. Dies ist das Seyn — etwas Reales. 2) Ein helles Bewufstseyn; — sonst könnte jener Wechsel nichts Objectives werden, er bliebe blosse subjective Erscheinung. Daher gibt es Thatsachen des Bewufstseyns. Daher kann das, was jenseits unsers Bewufstseyns liegt (z. B. alles Wunderbare) nie Gegenstand der Geschichte werden.

Daraus geht der näher bestimmte allgemeine Begrif der Geschichte oder der Kenntnifs des Geschehenen hervor. Wenn die sogenannten Gesichte oder Visionen zwar nur Erscheinungen, aber doch eine Reihe derselben in einen gewissen, wenn auch noch so losen, Zusammenhange darbieten, so hat man bei Geschichte ebenfalls an eine Entwiklung und Darstellung einer naturgemässen zusammenhängenden Reihe von Veränderungen, an den Unver-

Unveränderlichen und Beharrlichen zu denken, jedoch nur sofern sie vor unser Bewufstseyn kommen können.

Daraus folgt sogleich: 1) es gibt Geschichte, nur für den Menschen, als für den Besonnenen, der sich zum Bewufstseyn erhebt; nicht für den Träumer, nicht für den Leidenschaftlichen. Insbesondere kann nur der die Geschichte unsers Geschlechts ganz auffassen, der ein reinmenschliches Gemüth in sich bewahrt. 2) Dagegen ist auch jedes Bewufstwerden eine Geschichte, und die lauterste, gewisseste und klarste Geschichte, die es geben kann, sofern die einzelnen Merkmale einer Handlung oder Thatsache sich allmälig und immer heller vor unserer Seele entwickeln. Daher kann die Geschichte irgend einer Begebenheit auch nur der darstellen und mittheilen, in dem es bereits hell wurde; nur der Erfahrne im höhern Sinne. 3) Es gehört die sinnliche Zeitbedingung nicht zu den nothwendigen Merkmalen der Geschichte.*) Das Chronologische ist nichts als eine der möglichen Darstellungsarten und dabei ein Wiederhalt für das (durch einzelne Zeitdata und Zeitfolge erleichterte) Bewufstseyn, mithin immer nur untergeordnet dem höhern Begrif des Werdens an dem Seyn. 4) Der Gegenstand der Geschichte ist nicht das Bleibende, sondern das in der Zeit Fortschreitende, Veränderliche, also nur das

*) Nur übertrieb dies Grohmann, der die Geschichte systematisch, statt einartig und auf einander folgend nach dem Gesez der Caussalität, haben wollte.

Zufällige. Doch dieses Zufällige muſs auch als nach nothwendigen Gesezzen erfolgend gedacht werden. Daher ahndet der ächte Historiker in allen, selbst moralischen Erscheinungen nöthigende Ursachen, die sie hervorbringen muſsten, wenn es auch nicht grade die äussere Nothwendigkeit war.

5) Ihr Gegenstand ist die Entwiklung der Naturkeime, doch nicht die blinde und unwillkührliche, an die Schranken der Zeit gebundene (z. B. die Entwiklung der allmäligen aus den Menschenstamme entstandenen verschiedenen Menschenracen; — dies gehört zur äussern Naturbeschreibung), sondern die über den blossen Mechanismus erhobene, willkührliche und geistige.

6) Ihr Gegenstand ist auch nicht das durchaus und im Detail Regelmässige, und (nach einer *a priori* zu berechnenden, und aufzufindenden nothwendigen Regel) periodisch Wiederkehrende, — sondern das Progressive, das wenigstens merklich Fortschreitende. Daher sind nicht alle Völker historische zu nennen.

7) Geschichte überhaupt ist dennoch nur von Wesen möglich, die den Charakter einer Gattung führen, sie ist nur da, wo man ein Ideal am Ende sieht und wo bei allen unendlich-mannichfaltigen Abweichungen von diesem Ideal im Einzelnen dennoch Congruenz mit diesem Ideal im Ganzen und im Grossen statt findet. Wurde die Totalität des Geschehenen nicht als Streben nach Realisirung einer Idee dargestellt, so lieferte der Geschichtschreiber nichts als ein blosses Mannichfaltige in Reih und Glied gestellt.

Wechselseitiges Verhältniſs der Geschichte und Philosophie.

A. Gemein haben Beide gewisse Merkmale. Es ist ein altes Vorurtheil, daſs Philosophie und Erfahrung unverträglich seyen und im Zwist leben müſsten. Freilich schien die Meta-physik sich der Physik entgegen zu sezzen. Beide Disciplinen werden ihren Resultaten nach, auf einem höhern Standpunct immer mehr als dieselben erscheinen. Beide stehen unter dem höhern Begrif der Erkenntniſs, beide haben sogar einerlei Object — die Welt; beide unterstüzzen sich auch wechselseitig.

Ihre Verschiedenheit liegt blos in den Standpuncten, d. i. in den, troz der Identität ihres Objects, doch einander ganz entgegengesezten Ansichten desselben, und An-griffen. Diese verschiedenen Ansichten aber rühren her a) von den verschiedenen Quellen ihrer Erkenntniſs. Die Geschichte ist eine Erkenntniſs aus den zufällig gegebenen Stoffen, *cognitio ex da-tis;* dagegen die Philosophie eine Erkenntniſs, die durch Selbstthätigkeit des Geistes, durch sein allgemeinstes, nothwendiges und unbedingtes Handeln — also *a priori* — hervorgebracht ist — *cognitio ex factis.* b) — Von der Art der Erkenntniſs. Geschichte verhält sich so zur Philosophie, wie das Aufnehmen (des rohen) und des Zurükgeben (eines veränderten Stofs) oder wie die Aperception und die Reflexion, wie das Wahrnehmen des Sinnes und das Sezzen der Vernunft — wie das Empfinden und das Wissen, wie das Unmittelbare zu dem Mittelbaren, wie blosse Anschauungen oder höchstens

Wahrnehmungen zu der Erfahrung (denn die Erfahrung umfaſst auch mehr als die blossen sinnlichen Eindrücke und Anschauungen. Sie würde nicht Erkenntniſs seyn, wenn in ihr nicht mit dem empirischen Vorstellungen auch reine, oder solche Bestandtheile verbunden würden, die *a priori* aus dem Gemüth entspringen). c) Von der Art der Thätigkeit; — wie die leidentliche Thätigkeit des Welterfahrnen zu der Selbstthätigkeit des Weltbürgers, wie das Nothwendige zu dem Freiem, das Bedingte zu dem Unbedingten. d) Von der Art ihrer Stoffe oder Producte. In der Geschichte finden wir zufällige und mannigfaltige, in der Philosophie nothwendige und einartige. Daher interessirt jene mehr das Gefühl, ja diese interessirt gar nicht, wenn sie einförmiger todter Buchstabe ohne das lebendige Streben ist, oder wird. e) Von der Art der Anordnung und Darstellung der Stoffe.

Der wechselseitige Einfluſs der Philosophie und Geschichte liegt darin, daſs Philosophie

a) dem Geschichtforscher die reine Idee gibt, welche er durch die Geschichte durchzuführen hat, und ihm die Richtung auf bestimmte Merkmale des Gegenstandes, den er aufsucht, ertheilt, und eben dadurch zugleich Kriterien für die Auswahl jeder besondern Geschichte. Sie sichert ihm ferner in der Bestimmung der Grade der Gewiſsheit, da nichts, was der Philosophie widerspricht, gewiſs seyn kann, wofern nicht Wunder zur Geschichte gezogen werden sollen. Die Philosophie ists endlich, die den Pragmatismus für die Geschichte hergibt.

b) Dem historischen Künstler gibt der Philosoph (der in ihm selbst in Einer Person vereint seyn kann) den höchsten Zwek oder die reinste Idee, ein sichres regulatives Princip; sie wekt ihm den Sinn für Einheit des Strebens nach diesem Princip zu jenem höchsten Zwek.

Dagegen nimmt der Philosoph von der Erfahrung erst die äussere Möglichkeit zu philosophiren, den Stof, die Vielseitigkeit, die Begränzung.

Philosophie der Geschichte.

Philosophie der Geschichte kann heissen:

1) Philosophie der Geschichte in formeller Bedeutung. Sie macht eine auf Principien gegründete Untersuchung des Begrifs, Inhalts, Umfangs und der Behandlungsart, eine Philosophie der Erfahrung wie Philosophie der Natur, des Menschen, d. i. so viel als Theorie der Geschichte, oder Geschichtswissenschaft aus. Dies wäre eine auf Geschichte angewandte Logik; Oder, in metaphysischer Beziehung, eine Begründung ihrer Möglichkeit oder Deduction ihrer innern Natur. Ohne eine solche Philosophie würde die Geschichte geschichtlos erscheinen; sie kann aber selbst nur eine Propädeutik darstellen und mufs als solche in der Geschichte selbst vorausgesezt und durch Befolgung anerkannt werden.

2) Philosophie über die Geschichte, d. i. eine durch Induction von möglichst mannigfaltigen Thatsachen erhaltene Sammlung allgemeiner Bemerkungen, Säzze und Regeln in systematischer Ord-

nung, kurz eine historische Analogie, welche zu einem wahrscheinlicheren und festern Pragmatismus diente. Ist dies ungeordnet, so ists ein, oft principienloses, Räsonnement über die Thatsachen. Diese allein kann eine besondere Wissenschaft constituiren und ihre Construction ist in der That für die Sicherheit der Geschichte immer eifriger zu wünschen.

3) Philosophie aus der Geschichte, d. i. ein aus der Geschichte gezognes, mehr oder minder geordnetes Aggregat von Resultaten, nicht, wie die Vorige, zum Behuf der Geschichte, sondern der Philosophie, namentlich der Psychologie, der Politik u. s. w. Diese kann nicht eine besondere Wissenschaft bilden, kaum eine Philosophie (die Herder nicht für eine Geschichte der Menschheit hätte verkaufen sollen).

4) Philosophie über die Geschichte hinaus, eine Wissenschaft der Geschichte *a priori*. Diese, wie jede Geschichte rein *a priori* hebt sich eben so selbst auf, wie eine sogenannte reine Seelenlehre.

Die Geschichte der Menschheit ist keine Philosophie der Culturgeschichte, sondern diese Geschichte selbst. Jene sezt sie nur in dem Sinne der auf den ersten Stellen erwähnten Philosophie voraus.

Idee der Geschichte der Menschheit

Es soll die Geschichte der Menschheit weder ein Gedicht, noch eine Hypothese und blos hypo-

thetische Erzählung seyn, sondern eine Darstellung des nothwendigen innern und äussern Ganges der bedingten Natur und des freien Aufstrebens aller Individuen zu einem Geschlechte, — ja zu der Gattung als zum Unbedingten.

Und so ist Geschichte der Menschheit die (naturgemässe, sinnlich verknüpfte) Darstellung der (unter allgemeinen Bedingungen) nothwendig erfolgenden Erregung, Entwiklung und Aufbildung der (perfectibeln) Menschennatur (als ursprüngliche Anlage) zu dem Menschenthume (als höchstem Menschencharakter).

Da die subjective Cultur, oder die allseitige Cultivirung (nicht blosse Disciplinirung und Civilisation, sondern auch Versittlichung) ein aus der menschlichen Perfectibilität nothwendig hervorgehendes Prädicat ist, da es auch keine objective Cultur ohne Menschenanlage und ohne Menschheit geben kann, so ist die Geschichte der Menschheit auch als eine historische Darstellung des allgemeinen und nothwendigen Ganges der subjectiven und objectiven Cultur der Menschengeschlechter zu betrachten, nur daſs die Cultur als solche mehr die willkührlichen Thätigkeiten und Erzeugnisse begreift, indeſs die erste Entwiklung der Menschenanlage eine unwillkührliche ist.

In der Geschichte der Menschheit erkennen wir die reine Abschattung der wesentlichen Veränderungen, welche die Menschenmassen (im Grossen) ihrer Bestimmung zuführen können und zum Theil auch müssen, — mithin auch die Enthüllung des leisern, dem gemeinen Auge entfliehenden, Fort-

schritts der Gesammtheit der Menschengattung zum Menschenadel, d. i. zur Realisirung der höchsten Bestimmung und des endlichen allgemeinen Geschiks ihres Geschlechts.

Wer diese Geschichte umfaſst, der verliert über dem Thierischen am Menschen, nie das Göttliche in ihm, aus dem Auge; der vergöttert aber auch nie das Sinnliche; der erkennt auch in dem schwachen kindlichen Aufstreben bereits den Menschen im Umriſs, und in dem Absterben des greisenden Körpers den Menschen in höhrer Vollendung; der findet auch in dem Kleinen das Grosse, in den verkehrten Bestrebungen einen mislungenen Versuch sich zum Unbedingten zu erheben.

Diese Geschichte ist aber

a) weder Philosophie, noch auch Philosophie der Geschichte.

b) Sie ist nicht Philosophie des Menschen oder psychologische Anthropologie. Von dieser unterscheidet sich die Geschichte der Menschheit überhaupt dadurch, daſs sie die Psychologie voraussezt und auf ihr fortbaut. Die empirische Psychologie hat es mehr mit der Aufzählung, Beschreibung und Anordnung der ursprünglichen Anlagen und Hauptkräfte in der Natur des, und den Hauptverschiedenheiten der Menschen, wie der Gesezze der besondern und gemeinschaftlichen Wirksamkeit jener Kräfte zu thun und muſs Erklärung der Hauptverschiedenheiten oder Haupterscheinungen (ohne Rüksicht auf ein Hinstreben zu einem Ideal) liefern. Dagegen eröfnet die Geschichte der Menschheit die Entwik-

lung der Anlagen und Kräfte nach diesen Gesezzen und zwar in verschiednen innern und äussern Verhältnissen, so wie das Zusammenwirken jener Anlagen im Zusammenhange mit andern lebendigen Wesen (in der Gesellschaft — in den Menschengeschlechtern), wie mit der ganzen grossen äussern Natur — und das Zusammenstreben der Kräfte zu einem höhern Ziele. Die Geschichte der Menschheit sezt als Kenntnifs der ursprünglichen Anlage und abgeleiteten Vermögen des Menschen und ihre Eintheilungen voraus, nimmt sie daher nicht, (wie bei Jenisch) mit, wohl aber die Bildungsmittel, welche die Psychologie nicht berühren kann. Wo der Historiker je die menschlichen Kräfte und Triebe betrachtet, da betrachtet er sie aus einem höhern, einem teleologischen Standpuncte. Ja die Geschichte der Menschheit beschränkt sich nicht auf das Wirkliche, sondern reicht zu dem Möglichem, sofern dies in Erfahrungsgesezzen begründet ist.

c) Sie ist nicht die gemeine Welt- und Menschengeschichte, die doch eigentlich nicht viel mehr als eine chronologische Specialgeschichte einzelner Völker ausmacht. Die Geschichte der Menschheit hat zwar nicht ihr Anschauliches, was von ihrer Mannichfaltigkeit herkommt; dagegen ist sie ihr Abbild in grössern Zügen und Aufrissen; sie weilt nicht bei einzelnen Thaten oder Handlungen, sondern bezeichnet ihre Wurzel, ihre Art, ihren Geist; vielmehr ist das Besondere der Staaten abgestreift und der Geist bleibt. Sie geht dafür auch tiefer in das menschliche Gemüth und in das Ganze ein, als die gemeine Geschichte es darf. Die

Geschichte der Menschheit ist daher kühner — sie dringt nicht blos in die Zukunft, sondern auch in die Gesinnung, die Triebfedern des Menschen. Sie ist weitaussehender. Wohin nur einzelne Individuen drangen und nie die Gattung, das sieht sie als ein Werk der Menschennatur an. Eben daher ist sie im Ganzen vollständiger, wenn auch nicht im Einzelnen detaillirter; daher sogar wahrer wie keine äussere Geschichte durch ihr tieferes Eindringen, und darum minder verwirrend, weder durch Fülle, noch durch Unordnung der Thaten, vielmehr aussöhnender mit dem Genius der Menschheit.

d) Und doch ist sie Geschichte; und daher weder ein willkührlich erdichtetes, etwa ins Schöne gemaltes und übertriebnes Menschengemälde, noch ein idealisch ersonnenes Ideenspiel. Vielmehr war und ist es im Einzelnen hie und da wirklich und immer wahr, und erscheint nur darum als ein grosses Drama mit Acten, weil sie reiner und ohne Einmischung aufhaltender Erscheinungen ist. Vielmehr macht sie eine der Natur völlig gemässe und treue Darstellung des wirklichen, nur nicht äusserlichen, so schnell sichtbaren Lebens aus. Sie entlehnt von der Erfahrung die Hauptdata und bringt die Mannichfaltigkeit der Producte des menschlichen Gemüths zur Einheit des gemeinschaftlichen Fortschreitens.

So ergibt sich als Resultat: Geschichte der Menschheit sezt Psychologie voraus; dagegen wird sie wieder vorausgesezt von der Geschichte der

Künste und Wissenschaften (namentlich der Philosophie). *)

Noch läſst sich die Geschichte der Menschheit von Naturgeschichte des Menschen, welche blos empirisch die Veränderungen der menschlichen Natur durch die Perioden ihres Daseyns hindurch verfolge, unterscheiden. Kann man unter Naturgeschichte noch die Erde und Thiere begreifen, so ist dies nichts als historische Naturkunde und nicht Geschichte, mithin eine blosse Beschreibung der äussern Kennzeichen, Erscheinungen, Veränderungen und Unterschiede der Menschen, allein nichts weniger als eine Entwiklung, eine Hinsicht auf den innern Menschencharakter und übersinnliches Menschenthum. **)

*) Als Geschichte der Erfindungen wurde die Geschichte der Menschheit doch stillschwegend von Herder und selbst von Jenisch mitbehandelt, obgleich diese nur den Stof dazu gibt.

**) J. A. Schultes Versuch eines Handbuches der Naturgeschichte des Menschen nebst einer allgemeinen Einleitung in die Naturgeschichte des Thierreichs. Regensb. 1799. 8. — enthält eine nicht streng geordnete Beschreibung des Aeussern der Menschen und, nach der Analogie von der gewöhnlich sogenannten Naturgeschichte, durfte er auch nichts mehr seyn. — C. F. Ludwigs Grundriſs der Naturgeschichte der Menschenspecies für akadem. Vorles. Leipz. 1796. (wo ein festbegränzter Begrif, und die das Ganze zusammenhaltenden Principe der Auswahl vermiſst werden.) *W. Smellie's Philosophy of natural history.* Deutsch mit Zusäzzen von Lichtenstein, herausgegeben von E. A. W. Zimmermann. Berl. 1791. 8.

Die Geschichte der Menschheit ist endlich auch nicht Geschichte des menschlichen Geistes, Herzens und Willens, sofern diese blosse Naturbeschreibung der Gemüthskräfte, wenn auch eine genetische, wäre. Vielmehr hat sie es nur mit der Ausbildung dieser schon vorausgesezten Kräfte, mit ihrer Richtung durch innere und äussere Bedingungen, mit ihrem Geiste durch innere und äussere Bedingungen zu thun.

Der Geist dieser Geschichte sey weder weichlich jammernde Philanthropie, noch kekke Anmassung des Menschen als Herrn der Schöpfung, sondern Weltbürgersinn, mit dem Blik auf Welteinrichtung. Dieser Geist aber wird sich immer mehr in dieser Geschichte erheben und sich in Gerechtigkeit gegen niedere Classen auflösen, je vertrauter der Mensch mit seinem wahren Standpuncte innerhalb der Welt werden wird. Eben daher mufs sich der Pragmatismus dieser Geschichte der Menschheit mit der Menschheit selbst veredeln.

Die Geschichte der Menschheit selbst zerfällt in zwei Haupttheile:

1) einen allgemeinen; — Universalgeschichte der Menschheit, die allgemeine menschliche Entwiklungsgeschichte, — idealisch, —;

2) einen besondern; — Specialgeschichte einzelner Bildungsarten und Menschenarten. Dahin gehört eine Geschichte der Geschlechter und ihres

wechselseitigen Verhältnisses. *) An die Specialgeschichte schliefst sich die wirkliche Geschichte der Cultur, die weit regelloser ist, am nächsten an.

*) Hier wäre die Aufgabe: Wie entwickelten die anfangs abgesonderten und sich, leider selbst noch in der Ehe, weit von einander trennenden Geschlechter in sich abgesondert den Menschencharakter, und wie dann für einander oder in Zusammenstimmung mit einander? — Unsere gemeine Geschichte ist dagegen in der That mehr Geschichte der Männer als der Frauen.

Vorbereitung zu der Universalgeschichte der Menschheit.

I. Die erste Vorbereitung ist die Festsezzung des Zieles für die Menschheit. Man unterscheide ein doppeltes: 1) eines für thierisch-menschliche oder sinnlich-vernünftige Wesen. Dies ist allseitige, gleichmässige und einstimmige Entwiklung aller Anlagen, Entbindung von dem blinden Instinct durch ein geselliges Leben und Vermenschlichung unter Menschen. 2) Ein andres Ziel ist dem Menschen vorgehalten als ein Bürger eines Reichs der Geister. Hier ist der Mensch nur als reiner Mensch, als vernünftiges Wesen gedacht. Da wird sein Ziel ein hohes, und dies nicht allein, ein unendliches, ewiges, ein Ziel nur für den Gedanken, doch unerreichbar für die äussere That. Und dies ist Vergöttlichung. Wer mögte sie erreichbar für die äussere That nennen — sie, die Würde, d. i. Kraft und Ruhe, Würdigkeit und Seligkeit nicht blos in erkünstelter Verbindung, sondern in der reinsten Vereinigung?

So ist Zwek und Endzwek, nächste und höchste Bestimmung der Menschheit geschieden. Zu dem

ersten — ihrem nähern Ziele — gingen der bald nur passiv schmachtenden, bald kräftig ringenden Menschheit einzelne Genien voran, die ihrem Geschlecht zuvor eilen. Doch wer führt die ganze Gattung dem unendlichen Ziele auch nur in der Idee entgegen? Wer gibt der Trägheit der einzelnen Geschlechter Flügel, der Feigheit Muth? Wer dem Thiere Engelsschwung? Wer anders als die mütterliche Natur selbst, an der alle Wesen hängen! Sprach diese doch selbst in jenem Ausspruch des Aratos: daſs wir ein θεῖον γένος bilden.

Diese geheimste Geschichte soll daher die allmälige Ausbildung eines rechtlichen Zustandes und seiner innersten Befestigung darthun, mithin die Erhebung aus der Gewalt des blinden Naturtriebes aus der besonnenen Auffassung verständiger Zwecke, bis hinauf zu der selbstständigen Festhaltung und Verfolgung seiner Zwecke, ohne die des Nebenmenschen zu verlezzen. Sie schreitet von der negativen Wegräumung der Hindernisse einer bürgerlichen Einrichtung bis zur positiven Beförderung weltbürgerlicher Verhältnisse, von der ursprünglichen Verschmelzung des Glaubens, von That und Wort zur feinsten Wiedervereinigung, und stellt die Ausarbeitung und Ausprägung der Humanität in den Epochen der mechanischen Beweglichkeit des Organs (der Pflanzen), der technisch-ästhetischen Sinnlichkeit (der Thiere), der technisch-logischen Geschiklichkeit (des Verstandes der Geister) der Sittlichkeit (der Vernunft des Göttlichen) dar.

II. Uebersicht der grossen Anstalten der Natur zur Entfaltung der menschlichen Anlagen

für die allgemeine Begründung eines ächten Pragmatismus.

(Erregungsgeschichte.)

Was auch die menschliche Freiheit vermag, sie vermag nicht Alles; nicht das, was sie vermag, sogleich und ganz; und endlich nie etwas über die Naturvermögen.

Die Natur hemmt sie anfangs, und kommt ihr späterhin entgegen. Sie hält sie nur auf mit ihrem Zügel, um ihr dann diese Zügel selbst in die Hand zu geben, mit der sie sich selbst zügeln kann. Daher gibt es Gesezze und Bedingungen, nach denen die Natur selbst unser Geschlecht physisch und moralisch ausbilden und vervollkommnen hilft. Die Natur gab Allen mütterlich gleiche Gaben, dagegen bietet sie nur an die Gelegenheiten, sie zu wecken und im Schwung zu erhalten, sie zu verstärken, sie zu richten und ihnen so theils Schnellkraft, theils Mannigfaltigkeit, theils Ausbreitung zu geben. Es bleibt das Gewebe menschlicher Entwiklung ein unendlich zusammengeseztes Ganze, in dem eine zahllose Menge äusserer und innrer, grosser und kleiner Triebfedern mitspielen müssen.

So öfnen wir hier gleichsam die *Magna Charta* für alle mögliche und wirkliche Menschenbildung und Menschengeschichte, das Gesezbuch der Naturanstalt für menschliche Entwiklung.

Alle

Alle Bildungsanstalten für den Menschen sind Weckungs-, Belebungs- und Befruchtungsmittel derjenigen Keime, die Anlagen heissen. Diese liegen theils in allgemeinen und innern Einrichtungen der Natur, theils in besondern und mehr äussern. Dort wird ihre Möglichkeit, hier ihre Wirklichkeit bestimmt.

Alles Entwickeln sezt aber Leben voraus. Gäbe es einen Tod in der Natur, so müſste sie ersterben bis auf den Keim, in ein Nichts ersterben. Eines der Lebensorgane nennt man das Herz; aber daher sagt man auch, daſs nur da freudig und rascher Fortschritt ist, wo das Herz treibt. Eben daher wird auch nie Bildung möglich werden, wenn sie nicht mit dem Lebensgefühl in Bund tritt. Nur in jenem zarten Gefäſs des Gefühls finden wir den wahren Puls des Geistes. Aus dem Lebensgefühl stammen alle unsre Energieen, aus ihm geht Schmerz und Lust hervor.

Die Entwiklung ist ferner ein Geben und Nehmen, ein Wechselspiel zwischen einem Nothwendigen und einem Freien, zwischen einer zweifachen Welt.

1. Innere Anstalten zur Entwiklung und Bildung überhaupt und zur Menschenbildung insbesondere.

Die innern Anstalten zur Entwiklung liegen in der Wechselwirkung zweier Kräfte der grossen Natur: — Schwerkraft — Anziehungskraft und sind kenntlich auch in dem Doppelcharakter der Menschennatur, welcher einem Trieb, auf und für

sich — und einem, ausser sich zu wirken, — den mehr thierischen Selbsterhaltungstrieb und den mehr menschlichen, daher sich später entwickelnden Erweiterungstrieb, umfaſst. Diese Grundtriebe wirken am stärksten im Menschen, obgleich ungleich und so das Gleichgewicht in ihm störend. Beide vereint die Vernunft, die jedoch erst durch den Geselligkeitstrieb selbst entwickelt wurde. Es müssen sich aber beide Triebe an einander im Gewicht halten, wenn die Erweiterungskraft unsrer höhern Natur uns nicht verzehren soll. Diese Verbindung eines doppelten Triebes aber begründet zugleich eine Doppelnatur im Menschen, eine physische und eine moralische, eine sinnliche und eine vernünftige.

Da sich der Selbsterhaltungstrieb zuerst entwickelt, mit ihm alle Entwiklung beginnt und mithin anfangs allein herrschend ist, so ist er dann auffallend stark. Desto mehr bedarf seine wilde Stärke eines Gegengewichts, welches ihn vorerst nur beschränke, dann aber immer mehr unterordne. Es ist dieser Trieb, der den Menschen zur Selbsterhaltung auffordert, sogar anfangs ein durchaus zerstörender; denn nur durch die Zerstörung, die der Mensch im Thier- wie im Pflanzenreich anrichtet, kann er seine Selbsterhaltung bewirken. Wohin hat nicht der Hunger den Menschen schon geführt! Doch schon hier erkennt man den Menschen. Wenn alle übrigen Thiere durch den Bau ihres Magens auf bestimmte Gegenstände eingeschränkt sind, die sie zu gras- oder fleisch-fressenden Thieren machen, so ist dagegen der Mensch durchaus unbeschränkt und die Natur hat auch

schon in der Construction des menschlichen Magens an den Tag gelegt, dafs sie ein menschliches Geschlecht wollte. Schon durch diese innere Einrichtung machte die Natur den Erhaltungstrieb so unschädlich als möglich. Dennoch mufste die Natur die höhere menschliche Entwiklung, von diesem thierischen Triebe in einer gewissen Abhängigkeit forterhalten, damit jene, die den Körper, oder das physische Lebensorgan oft muthwillig zerrüttet, nicht ebenfalls zerstörend würde. Dennoch kann der Mensch auch hier Widerstand leisten und die Natur selbst kam ihm zur Hülfe, damit er aus eigner Macht sich Bedürfnisse errege.

Das Mittelglied zwischen dem Selbsterhaltungstriebe und dem Erweiterungstriebe bildet der Geselligkeitstrieb. Dieser ist zwar ein Spröfsling des Selbsterhaltungstriebes und in ihm jene allgemeine Anziehungskraft begründet, die bei dem Menschen in der Sympathie erkannt wird; allein es würde der Selbsterhaltungstrieb im strengen Sinne nie das Bedürfnifs der Gesellschaft erzeugen, wenn nicht die erste Frucht dieses Triebes die Geschlechtsliebe wäre. Diese eigentlich ist der erste Anklang zum geselligen Menschenleben. War der Selbsterhaltungstrieb immer zerstörend, so ist der Geschlechtstrieb immer, und nicht blos sein Selbst, sondern auch das Andre erhaltend. Allein auch hier unterschied die Natur den Menschen schon von dem Thiere. In der Menschheit suchen sich Mann und Weib nicht wie die Thiere, nicht blos für gewisse Zeiten des Jahres, ja nicht einmal des Lebens, sondern fortdauernd für das

Ganze. Die Natur gab dem menschlichen Geschlechtstriebe Dauer und darauf die Ehe.

Nur durch den Geselligkeitstrieb aber wird der Mensch erst Mensch; Ein Mensch ist kein Mensch. Er träumte in der Frühzeit, wo die Geselligkeitsbanden noch lose geknüpft waren und die Selbstsucht der Menschen ihn noch oft verliefs, er träumte sich da Seelen in den Felsensteinen und ging wenigstens mit Thieren um. Daher waren die gebildetsten Völker stets die durch die Bande der Gesellschaft am innigsten Verbundenen, und unter ihnen erhielt sich Cultur.

Der Erweiterungstrieb hat seinen Grund in der höhern, obgleich ursprünglichen Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes, welche selbst den erschlaften Völkern nicht ganz fehlt. Von ihm hängt die Vervollkommnung und Veredlung unsrer Natur ab.

Eine einzige wirkende Kraft würde Alles unterdrücken, und nur aus Wechselwirkung geht ein Gleichgewicht hervor. Daher liegen jene beiden Grundtriebe aller Entwiklung ursprünglich im stärksten Streite, der sich nur allmälig in mildern Kampf auflöfst. Dieser beruht auf einem Naturgesez des Widerstreits der Triebe und Anlagen, oder eines der Entwiklung förderlichen Antagonismus. Milder ausgedrükt ist es die Reaction oder Gegenwirkung. Schon bei Herakleitos finden wir Freundschaft und Feindschaft, schon die Scholastiker lehrten: Wirkung sey nie ohne Gegenwirkung. Newton führte zuerst als mechanisches Gesez in die Physik ein, dafs jeder

Wirkung immer eine Gegenwirkung entgegengesezt ist, welche der Wirkung gleich ist, ein Gesez der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung; daſs keine Mittheilung der Bewegung ohne Gemeinschaft der Bewegung statt findet. Kant fand eine solche Wirkung und Gegenwirkung in dem moralischen Ganzen, wie in der Gesellschaft und erklärte diesen Antagonismus als die ungesellige Geselligkeit des Menschen, oder als einen doppelten, sich wechselseitig widerstehenden, Hang, theils sich zu vergesellschaften, theils zu vereinzelnen (isoliren). — So muſs der Mensch in Gesellschaft einen Theil seiner Kräfte für Andre aufopfern. Der Mensch besizt vor der Gesellschaft ursprünglich eine Ungeselligkeit, die Eigenschaft, nach seinem Willen zu existiren, und Widerstand kann nicht fern seyn. Doch eben dieser Widerstand, diese wechselseitige Wirkung und Gegenwirkung sollte ihn fortführen zu dem gemeinschaftlichen höchsten Naturzwek.

Dieser nie ganz endende Kampf zwischen den contrastirenden und sich so in das Gleichgewicht bringenden, ursprünglichen Trieben geht dann auch auf die abgeleiteten Triebe über. Welche grosse Kräfte in diesem vielseitigem Kampfe die Menschheit entwickelte, lehrt die Geschichte. Doch wird der Contrast milder unter den höhern Trieben; das Schwanken wird ein gleichmässigeres Wechseln.

Eben so anerkannt ist der Antagonismus zwischen Instinct, Sinnlichkeit — und Vernunft, so wie der Kampf zwischen verschiedenen Leidenschaften. In allem diesem Gezweig aber muſs dieser Wider-

kampf angemessen seyn einem Wesen von einer Doppelnatur, so wie unausbleiblich nothwendig für die Entwiklung selbst. Denn eben diese Thätigkeitstriebe, die nirgends fehlen, begründen die Möglichkeit der Entwiklung; die Handlungen bestimmen dagegen Gewohnheiten und Meinungen, welche die Welt regieren, und willkührliche Vorstellungen. Und was vermag Selbstgefühl, Selbstthätigkeit, — nicht blos Fleifs, sondern Selbsterregung, nicht sowohl Willkühr als Freiheit!

2. Aeussere Anstalten zur Entwiklung überhaupt und äusserliche Wirkungs- und erste Richtungsmittel menschlicher Anlagen insbesondere.

Dieses sind überhaupt genommen alle die sogenannten Lagen und Verhältnisse, welche zwar nicht ganz von dem Menschen abhängen — daher auch zuweilen sein Schiksal genannt — (sofern die Welt ausser uns dem freien Wesen als ein Nothwendiges erscheint) die aber der Mensch dennoch leiten und desto mehr zu seiner Entwiklung benuzzen kann, je klarer er sich ihrer bewufst wird. Wir Menschen hängen nemlich zusammen mit der Welt, wir gehören zu ihr als einem Ganzen, aus dem wir uns nie verlieren konnten, noch werden.

Zu dieser Welt ausser uns, die wir von unserm Selbst und unsrer Individualität unterscheiden können, gehören zwei Theile jenes Ganzen:

1) Fremde Natur — fremde Nothwendigkeit; physische Verhältnisse als Ursachen. Dahin rechne ich die Abstammung und physische Entwiklung, den

Himmelsstrich, und die Ernährung und Erhaltung und das Schiksal.

2) Fremde Willkühr und Freiheit; geistig-sittliche Verhältnisse als Ursachen. Dahin gehören Gewohnheiten, Gesezze, bürgerliche Verfassungen (die schon von Hume sogenannten moralischen Ursachen),*) die erste Entstehungsart oder das erste Zusammenbilden einer Nation, Trennung und Vereinung der Völker, die Nachbarschaft, die Religion, — die zwekmässige Regierung und Erziehung.

Durch diesen unzertrennlichen Zusammenhang ist der Mensch an Gesezze gebunden, und mächtig ist deren Einfluſs.

Der mächtige Einfluſs dieser Umstände auf menschliche Entwiklung erklärt sich aber aus dem Standpunct des Menschen in dem Universum oder der Welt, wie aus der Natur oder der Erde, aus der Nothwendigkeit der Schranken nicht blos für die Gesunderhaltung, sondern auch für die innere tiefere Erweiterung und Erhebung des Geistes, aus der menschlichen Sinnlichkeit und ihrer frühern Stärke, — eben so aber aus dem Zusammenwirken so vieler Kleinigkeiten, welche dazu gehören. Auf tausend Wegen kann der menschliche Geit seiner wahren Bestimmung zugeführt, wie von ihr abgelenkt, doch auch nie ganz ihr entrissen werden. Doch eben dieser Einfluſs der Aussenwelt ist keineswegs zwingend, niederdrückend oder gar vernichtend. Vielmehr ist er sehr bedingt, nur veranlassend und Kraftweckend, nicht

*) S. dessen *Essay Vol. I. p.* 223.

Kraft gebend, — so wie seine siegende Gewalt geschwächt werden kann und theils mit den einzelnen Lebensjahren, theils auch mit dem Lebensalter der Menschheit überhaupt wirklich immer mehr geschwächt werden soll. Auch hier hat jede Kraft eine Gegenkraft.

Mit dieser Abhängigkeit kann unsre Freiheit nicht allein bestehen, sondern sogar erst gedeihen, wenn sie richtig verstanden wird. Nur in diesem Sinne können ausserordentliche Umstände ausserordentliche Menschen, wenn auch nicht machen, doch mittelbar erzeugen, insofern sie einen ausserordentlichen Gegendruk aus dem Innern locken. Sonach steht die Einwirkung äufsrer Dinge doch immer im Verhältnifs zu der Kraft der Seele, mit der diese jenen entgegen kommt oder entgegen strebt. So haben sich die gesitteten Völker dem Einflusse des Klima so wie andrer Umstände weit mehr entzogen als ungebildete Völker. Der gebildete Europäer schaft Europa allmälig um, und wird es noch ungleich mehr thun.

1. Fremde Nothwendigkeit

als die erste äussere Anstalt zur Entwiklung.

Die fremde und äussere Nothwendigkeit erkennen wir:

1) in der Natur an den Menschen (Abstammung und physische Entwiklung);

2) in der Natur für den Menschen, (Ernährung und Erhaltung desselben);

3) in der Natur um den Menschen (Anschmiegung der Menschenstämme an einen bestimmten Punct der Erde und der Sonnennähe (Klima);

4) in der Natur über dem Menschen (Schiksal).

Die Natur an dem Menschen,

seine Abstammung und physische Entwiklung.

Es gibt National-Temperamente. Diesen liegen Naturells der Stämme zum Grunde. Liegt aber diesen nur Eine Complexion der Gattung zum Grunde?

Indem wir so den Einflufs des Organismus als eines Menschenkörpers auf die organische Kraft als Menschenseele näher zu bestimmen haben, bemerken wir sogleich, dafs unser Körper nie Eine feststehende Substanz, sondern wie die Seele eine wandelnde und wechselnde Erscheinung sey, an der nichts Beharrliches als eine gegebene Grundlage und ein erworbener Gattungs- oder wenigstens Stammes-Charakter. Sonach ist die Maschine, die unsern Geist trägt, beständiger Wandlung schon im Leben unterworfen, aber eben darum auch im steten Werden, d. i. Wachsen, welches nur dann als Abnehmen erscheint, wenn sie den Geist minder beschränken soll.

Dies führt uns zurük bis an die dunkle Gränze des

A. Urseyns der Menschheit,

welches von dem Urzustande der ersten Glieder

genau zu unterscheiden ist. Jenes ist nemlich theils der Ursprung, theils der Urkeim der Menschheit.

I. Ursprung der Menschheit.

Der Ursprung, sofern darunter nicht Anfangspunct, sondern Entstehungsart des Menschen und zwar seines ersten Stammes oder des ersten Menschen-Analogons, und Menschenspecies (hier als Schein von einem Menschen genommen) verstanden wird, ist eine Aufgabe, die gänzlich über die Gränzen aller dem Menschen möglichen Physik hinausliegt, innerhalb welcher allein eine Erklärung vom Natur-Ursprunge der Natur-Dinge möglich ist. Allein in der Folge ist die Rede nicht von der Entstehungsart, sondern nur von dem Anfangspuncte, in dem man zuerst eine, wenn auch noch so schwache Spur eines beginnenden Menschenwesens entdecken kann.

Die Materie ist die Mutter, in welcher sich die edlere Organisation ursprünglich verschlofs; die Erde ist älter als die Thierheit, wie diese älter als die Menschheit.

Wohl dürften wir eine wahrscheinliche Hypothese versuchen, um so mehr, da der sinnliche Blik der Erfahrung nie das allmälige Werden und das leise, fast unmerkliche Ueberfliessen der Organisationen und Zeugungen übersehen kann. Sollte gar nichts bis zu dem Grade der Denkbarkeit, wenn auch nicht der Erkennbarkeit bestimmbar seyn?

Wir nehmen schon aus Erfahrung an, dafs die Menschen alle noch jezt wenigstens Halbthiere sind, und dies ist von jeher, nur mehr oder

minder, zugestanden worden. Wir finden noch in vielen Menschen blosse Pflanzen und nehmen in ihrem Leben ein blosses Vegetiren wahr. Wir müssen es sogar täglich wahrnehmen, dafs die Körper aller, gleich der Pflanze ein Raub der Verwesung werden, ja sogar, in Staub und Erde zerfallend, als Theile des Mineral-Reichs erscheinen. Wir finden ungeheure Thierknochen und wir sehen die Natur arbeiten von ungeheuren Formen hin zu immer schlankern, geschmeidigern und zartern. Schon die Erfahrung verräth also Abstufungen und Verwandtschaften des Menschenkörpers mit der ganzen Erde.

Dazu kommt der Menschenglaube. So seltsam die ersten grotesken Bildungen der Phantasie diesen auch bei manchen wilden Völkern ausgesponnen haben, so lag doch immer eine gesunde, wenn auch roh ausgedrükte Ahndung zum Grunde. Fast alle reflectirenden Völker nannten die Erde ihre Mutter. Schon die ältesten Menschendichtungen lassen die Menschen (wie die ägyptischen beim Diod. S. I, 1. 2.) aus dem Schlamme (nur freilich zu plözlich und unmittelbar) aufsprossen, Andre (wie die semitische Genesis) aus der Erde oder ihrem Leime (nur freilich in Einem Moment) bilden (vgl. *Hom. Il.* 7, 199.), sogar aus Steinen nach der Deukalionischen Fluth. Es ist merkwürdig, dafs gerade diese, wie es scheint, die älteste Ahndung über des Menschen Ursprung war, und dafs ein philosophischer Naturforscher, wie Forster, sich für diese, auch von griechischen Naturphilosophen angenommenen und ausgebildeten Vorstellung

noch in neuern Zeiten erklärte. Forster läfst die Erde kreissen und Thiere und Pflanzen ohne Zeugung aus ihrem weichen, vom Meeresschlamme befeuchteten Mutterschoosse hervorbringen. Und auf ähnliche Art schrieb schon Herder, dessen 2. und 3. B. des 1. Th. hieher gehört (1785. Th. 1. S. 75.): „Die Oberfläche der Erde war eher für Pflanzen als für Thiere und Menschen da;“ — er wünschte schon eine allgemeine botanische Geographie für die Menschengeschichte (S. 89.). Dazu S. 90. „der Menschen ältere Brüder sind die Thiere. Ehe jene da waren, waren diese, und auch in jedem einzelnen Lande fanden die Ankömmlinge des Menschengeschlechts die Gegend schon besezt. Das Thiergeschlecht mufste der Mensch erst zähmen, mit ihm lange kämpfen. Einige entronnen seiner Herrschaft, mit andern lebt er noch in ewigem Kriege.“

Neuere Dichterphilosophen wagten bei dem Ursprunge des Menschen zwar keinen so kühnen Sprung bis zum Urseyn, aber doch leiteten sie das uranfängliche, — wohl ohnehin mehr als blos halb-thierische Menschengeschlecht aus dem Thiergeschlecht her; so schon Anaximander aus Fischen, dann Neuplatoniker, doch vorzüglich zwei originale Menschen, Monboddo und Rousseau, mittelbar aus thierischer Abartung, wobei der ursprüngliche Mensch als ein Halbbruder des dem Menschen ähnlichsten Affen, des Orang Outang, nur cultivirt, erschien. Noch jezt glauben die Neger auf der Küste von Guiana am Gambia, dafs die verwegne und rachsüchtige Affenart in

ihrer Nähe ein fremdes Volk sey, das sich im Lande niedergelassen, aber nicht sprechen wolle, aus Furcht, es möchte zur Arbeit angehalten werden.*) Moscati behauptete zum Scherz, dafs der Mensch ursprünglich organisirt war zum Kriechen auf vier Füssen, im Ernst dagegen der einsichtsvolle Deutsche, J. Sam. Halle, in seiner Naturgeschichte der vierfüssigen Thiere (S. 25.), dafs der Mensch allmälig aus dem Staube erhoben sey, in dem noch das Kind gern weile und krieche. Allein man darf um so eher den zweifüssigen Gang dem Menschen einräumen, da theils niedere Thiere oder Insecten viel mehrere Füsse haben und so ein Fortschritt zur Einfachheit Statt findet, theils auch dieser Gang schon an Thieren bemerkt worden ist.

Behaupten wollen wir nur: das Menschengeschlecht scheint allmählig aus dem höhern Thiergeschlecht entsprossen zu seyn, wird ihm aber auch immer mehr entwachsen und sich immer mehr enthieren, je mehr es sich vermenschlicht und vergöttlicht. Dabei bestimmen wir jedoch nicht die besondere Art, die Niemand für eine der Natur unerreichbare Möglichkeit erklären kann.

Daraus, dafs wir dies nicht empirisch genau nachweisen können, folgt nichts; denn aus der empirischen Geschichte der Menschen, die so jung ist, läfst sich nicht nur nichts widerlegen, son-

*) S. Smith, S. 279. Vgl. Wielands Erklärung 14. Bd. der Werke S. 198.

dern es war, auch wenn sie uralt wäre, doch schlechterdings unmöglich, dafs von den ersten menschlichen Thieren schon hätten sollen Beobachtungen gemacht werden können.

Jene Hypothese erhält dadurch ihre Billigung: 1) Sie nähert sich am möglichsten einer Naturerklärung durch ihre Denkbarkeit und bringt zugleich eine gewisse Einheit in das allgemeine, sich tausendfältig zertheilende Streben und Austreiben der Natur. 2) Wir tragen alle noch die Spuren unsers Ursprungs an uns, alle besizzen noch eine vegetabilische, eine animalische Natur, mehr oder minder untergeordnet. So lange die Keime der künftigen Menschen schlummern, sind sie nicht einmal Pflanzen. 3) Die Natur arbeitet nach einem höhern Plasma oder Ideal ihre Bildungen bei einer dynamischen Stufenfolge der Organisation aus, und strebt zum Ideal; der Mensch aber erscheint immer mehr als der höchste Typus auf Erden; — eine Behauptung, die schon der englische Arzt am Anfang des 17. Jahrhunderts Franz Glisson durch seine Meinung von Veredlung der Materie, nächst Cardanus und Campanella, aufstellte. 4) Es sind unnatürliche Erscheinungen, Körper- oder Seelenkrankheiten, wenn manche Menschen für kürzere oder längere Zeit, durch Naturtriebe, Leidenschaft oder Wahnsinn zu den Thieren zurüksinken, — wohin auch die sprachlosen wilden Kinder, und stumpfsinnigen Menschen durch Vererbung von Schwächen des Stammes, die Kakerlaken in Ostindien, die Albinos in Afrika und die Kretinen in dem Süden von Europa gehören. 5) Endlich

ist es ein Postulat, dafs wir aus einer thierischen Kindheit uns zum Menschen und zur Menschlichkeit erheben sollen.

Sonach wird der Mensch auch durch diese Hypothese nicht erniedrigt, vielmehr verherrlicht. Denn der Mensch ist die höchste Blüthe langer und mannigfaltiger Organisation, steht immer über dem Thier und wird immer mehr über ihn stehen. Wenn der siebente Schöpfungstag nach einer alten Vorstellung ihm blos äusserlich die ähnliche Gestalt von Göttern lieh, so kann und wird ein achter grosser langer Schöpfungstag ihm auch das innre Bild des Göttlichen, des seiner selbst mächtigern und bewufstern Seyns durch Freiheit geben. Ja der Menschensäugling scheint des Irdischen schon an seinem Körper weniger zu haben; denn sein Volumen ist das Kleinste in der Reihe der Organisationen, indefs er eine weiche Gehirnmasse besizt, welche das Gröfste im Verhältnifs derselben Reihe darstellt. Zerfällt nun auch der Mensch in Staub, so war er doch schon aus ihm gehoben und ist das lezte Glied in der irdischen Wesenkette. Er mufste es aber seyn, denn in ihm hatte die Weltkraft sich selbst gefunden und das Organ ward als ein zufälliges Nichtselbst erkannt.

II. Urkeim der Menschheit oder die Anlage.

Für alle mögliche physische Entwiklung mufs Ein Urpunct angenommen werden, von dem alle Entwiklung ausgeht. Die alten Dichter nahmen dafür eine finstre Nacht oder ein Zusammenfliessen der Dinge in ein Chaos an. Wir haben da den

vielumfassenden Begrif einer Anlage, nur daſs man diese oft mehr zufällig und zu bestimmt als ursprünglich und allgemein nothwendig annimmt.

Anlage ist etwas Uebersinnliches und Bleibendes, zwar modificabel, aber eigentlich nicht modificirt. Sie besteht aber nicht in dem Bleibenden an sich, sondern nur in demjenigen Bleibenden, welches allgemein ist, und troz besonderer, sogar erblicher Verschiedenheiten, dennoch immer hervorstechend seyn und sich immer verrathen, nie aber ganz verlieren müſste. Anlage ist sonach der (für jede Wesen-Gattung) angelegte Keim, die Möglichkeit das ursprünglich Gegebene als das Bleibende unter allen angenommenen Modificationen zu erhalten; namentlich bei den Menschen: die Möglichkeit, das Göttliche (mithin das Genie) unter allem Wechsel des Irdischen, das Uebersinnliche unter allen Schranken des Sinnlichen sich innig und immer inniger anzueignen. Es gibt eigentlich nur Anlage für das Allgemeine (also für Körper und Geist) und sie geht auf das unzertrennte, fest in einander verschlungene, Ganze. Daher gibt es eigentlich nur Anlagen (für das Unendliche) für den allgemeinen Gebrauch der Kräfte, nicht für den besondern Einer Kraft.

Auf dieser Ur-Anlage — (eine zufällige oder abgeleitete gibt es streng genommen nicht) beruht die Möglichkeit unter allen Veränderungen bestehen zu können, als Gattung zu beharren. Die Anlage enthält demnach die Bestandstücke der Gattung (z. B. der Erdwesen, oder namentlich der Thierheit, Menschheit). Von denen ersten Menschen

müssen

müssen wir daher alle, und um so mehr noch Etwas haben, da wir sogar Manches noch von den Thieren besizzen, und wäre es auch nicht in der zufällig äussern Form, so doch in der Innern des Gemüths. In dem ersten einzigen Urstamme lagen die Anlagen zu allen Classen-Verschiedenheiten, die er, und unter denen er bestehen sollte.

Das Allgemeinste ist die gewöhnlich sogenannte thierische Anlage, d. i. die zur Möglichkeit des allgemeinen Bestehens erforderlichen Bestandstücke, worin zugleich Alles liegt, was der Mensch dadurch, als Gattungsmitglied für die Gattung, erreichen kann, die Möglichkeit sich selbst zu erhalten, zugleich fortzupflanzen und so die Gattung zu stüzzen.

In dem Ur-Stamme — möge dieser nun aus Einem oder mehrern Paaren bestanden haben — waren alle sogenannte besondere Anlagen zu allen Verschiedenheiten und Besonderheiten, in die sich die Menschheit theilt, vereinigt. Alle diese abgeleiteten Zweige betrachten wir aber sämmtlich als Absenker Eines Stammes, als von Einem Stamme nothwendig abgeartet; wenn auch der Menschen-Paare (die Zahl ist immer das Zufällige) ursprünglich mehrere anzunehmen wären. Von Einem Stamme hängen sie darum ab, weil die Kette der Natur-ursachen nicht verlassen und ihre Zahl nicht ohne Noth vergrössert werden darf.

Da nun die Natur troz der Einheit der Kraft doch unendlich mannigfaltig in ihren Formen ist, so müssen bei der fortgehenden Entwiklung allmälig immer weitere und weitere Trennungen entstehen,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

die aber immer nur, mehr oder minder ausharrende und feststehende, Modificationen sind. Die daraus hervorgehenden beständigern Erscheinungen lassen sich charakterisiren, doch haben sich die Schriftsteller noch immer nicht genug über die Benennungen vereinigt.*)

Von einen gemeinschaftlichen Ur-Puncte aus gehen erst zusammen, dann parallel, dann immer weiter aus einander die körperlichen und geistigen Erscheinungen. Hier, wo wir mehr von den äussern Naturanstalten sprechen, werden wir es vorzüglich mit den körperlichen zu thun haben.

Stamm heifst im Pflanzenreiche die erste feste Grundlage der Pflanze, welche mehrere Zweige von sich ausgehen läfst und vereinigt. Einen Stamm bilden also auch Thiere, oder Menschen als Thiere, welche physisch zu einander gehören und sich mit einander vermischen. Stamm ist also diejenige gemeinschaftliche Gattung von Pflanzen oder Thieren, welche mit einander verwandt sind in Ansehung der Erzeugung.

Eine Gattung besteht aus mehrern Arten der Abstammung oder mehreren Species, die von verschiedenen Stämmen entsprossen. Daher führt man sogenannte Menschenspecies in der Menschengattung auf. Eigentlich aber gibt es keine verschiedenen Arten der Menschen, d. i. keine Verschiedenheit der Abstammung, nur verschiedene Abartungen und dies wegen der Einheit des Urstammes.

*) Was Kant einen Stamm nennt, bezeichnet Meiners durch Geschlecht, und so in Andern.

Ein solcher Stamm kann sich auf verschiedene Art anschliessen an die übrige Natur (z. B. an einen bestimmten Himmelsstrich), dann spricht man von An-artung.

Man spricht aber von Aus-artung, d. i. eine Abweichung von der Abkunft mit gänzlicher Verschiedenheit der Merkmale der Jungen. Diese würde dann eintreten, wenn die blosse Abartung nicht mehr die ursprüngliche Stammbildung herstellen könnte. Auch die Mifsgeburt heifst dann noch nicht Ausartung (wie denn der Begrif der Mifsgeburt noch sehr wenig bestimmt ist). Eher würde es Nach-Artung, d. i. erbliche Merkmale der Abstammung, wenn sie mit ihrer Abkunft übereinstimmen, geben, so wie Auf-artung.

Der Eine Menschenstamm hat aber besonders verschiedene Abartungen. Diese sind die erblichen Abweichungen Einer Gattung, oder die verschiedenen Entwiklungsarten und die Verschiedenheiten organischer Körper (Pflanzen, oder Thiere), Eines und desselben Stammes. Solcher Abartungen lassen sich mehrere denken.

1) Ein Schlag, d. i. eine Abartung, die zwar oft, doch nicht immer erblich ist, zuweilen sogar erlischt. So spricht man von einem Familien-, Volks- und Menschen-Schlag.

2) Ein Halb-Schlag, d. i. eine Abartung, welche spät durch Einmischung entsteht. Ein Mittel-Schlag ist Abartung, welche sich zwischen zwei Familien theilt, also z. B. zwischen Vater und Mutter fällt, daher die daraus gezeugten Producte halbschlächtig genannt werden.

5) Eine Race. Diese ist also a) weder Art, b) noch unmittelbare Anlage, noch weniger ein ursprünglicher Charakter der Menschheit, sondern erst ein allmälig in der Folge der Zeugungen sich entwickelnder Charakter. Wäre er ursprünglich, so hörte alle Verschiedenheit auf und Gleichheit wäre vorhanden. Eher könnte sie noch Classe seyn, obgleich auch c) nicht jede Classe, wornach die Schule oft willkührlich trennt, vielmehr nur ein erblicher Classen-Unterschied. Mithin ist Race die zwar erst allmälig entstandene (daher *pro-genies*), doch unausbleiblich einwurzelnde und nothwendig, auch in Vermischungen, forterbende und doch nicht angeborne Abartung bei abweichenden Merkmalen in den Jungen. Die Form ist also nicht angeboren, wenigstens nicht dem ersten Menschen, vielmehr nur durch allmälige Vererbung entstandene Erbeigenthümlichkeit der sich gleich bleibenden Merkmale der Jungen, und zwar nicht blos derselben allgemeinen Gattung (Pflanzen, Thiere), sondern auch desselben Stammes. Unter den Abartungen bezeichnen wir also einen dauerhaften Schlag, und zwar mit bedeutend charakteristischen Merkmalen durch: Race.

Früh schon leitete man, von dem stillen Triebe nach Einheit getrieben, Alles von Einem Stamme ab, war dies nun auch Ein Göttergeschlecht oder Ein Menschenpaar. Als man drauf mehrere auffallende Verschiedenheiten unter den Menschen beobachtet hatte, so fand man sie so unvereinbar und grell, daſs man eher Localschöpfungen, oder

wie noch Forster, sogar zwei ursprüngliche Menschenstämme annahm, so wie eine grosse Zahl scheinbar verschiedener Arten. Kant war der Erste, welcher auf die philosophische Bestimmung des Begrifs von Race drang.

Noch ist von Naturforschern hier viel zu thun, und zwar erstlich nicht nach einseitigen und zufälligen Merkmalen (z. B. blosser Schädelform) zu bestimmen, sondern das Verhältnifs aller Theile und aller innern Kräfte des Körpers nach reinem Abzug der verschiednen Nahrung, Kleidung, Erwärmung aufzufinden. Dann aber sind nicht grade alle mögliche Varietäten zu entziffern, sondern hauptsächlich die charakteristische Verschiedenheit und die Richtung ihrer Fortbildung und Aufartung.

Vor der Feststellung einiger Naturgesezze mögen einige Unterscheidungen voraussstehen.

Die Racen haben

1) Spiel-Arten, d. i. mannigfaltig nachartende Abartungen, oder solche Abartungen, die das Unterschiedene ihrer Abartung zwar bei allen Verpflanzungen beständig erhalten (mithin nacharten), die jedoch in der Vermischung mit Andern nicht nothwendig halbschlächtige Junge zeugen.

2) Varietäten, Abartungen, die zwar oft, aber nicht beständig nacharten, erbliche Eigenthümlichkeiten, die jedoch darum keinen Classenunterschied bilden können, weil sie sich nicht unausbleiblich fortpflanzen (z. B. durch Grösse der Körper etc.).

Die Racen sind ferner:

entweder blos angehende, wenn sie sich erst (z. B. durch ein beständiges Klima) zu bestimmen anfangen, oder bereits eingewurzelte, oder endlich vermischte, d. i. aus Verschmelzung mehrerer Racen entstandene. Die Producte, die durch diese Vermischung entstehen, bezeichnet der Ausdruk: Blendlinge.

Naturgesezze.

Auch die ursprünglich schlummernden Keime der Menschenkörper waren und sind sich gleich (wie die Seelen, die sich noch nicht von der Weltseele trennten, und durch Vereinzelung von ihrer grossen Mutter weiter aus einander gingen).

Sogleich mit ihrem ersten Erwachen beginnt ihre Verschiedenheit. Diese verursacht eine mit ihnen verbundene unendlich reiche Naturkraft, deren verschiedene Richtung veranlafst wird durch die ersten äussern Umgebungen, die ihr mit einer gewissen Stärke oder Gleichförmigkeit begegnen. Dieselbe physische Zugungskraft, welche die Keime aus ihrem Schlummer zum Leben wekte, stiefs sie hervor und gab sie Preis den Einflüssen der Einen Sonne, die aber durch chemische Verbindungen zwischen Licht und Luft sehr mannigfaltig wirkt. Der Mensch, ursprünglich für alle Klimate bestimmt, wird seiner ersten körperlichen Grundform nach von dem ersten, beständiger und stetiger auf ihn wirkenden Himmelsstriche bestimmt und geformt. Auf die erste Anartung des Körperkeimes an die Aussenwelt, kam Vieles an, besonders an das uranfängliche Klima.

Allmälig aber fixiren sich bestimmtere und begränztere Grundformen, aus den vagen und weichen Eindrücken der ersten Perioden gehen beständigere und festere Grundzüge, Grundstriche und Farben des Einen Menschenportraits hervor und diese haften nicht nur durch Ein, sondern auch durch mehrere Menschenleben in den Racen.

Von nun an überwiegt der angenommene Charakter des Körpers in der Zeugungskraft, und besteht in der Fortpflanzung und widersteht selbst dem Klima. Da ist die Möglichkeit aller fernern Anartung an ein neues Klima aufgehoben. Daher finden wir oft unter ähnlichen Himmelsstrichen unähnliche Racen. Allein dieser Charakter selbst, mit dem er dem Klima Widerstand leistet, verdankt der Mensch nicht dem Klima. Eine ursprüngliche Anlage macht selbst die Ursache des Unterschiedes aus, die in ihrer Entwiklung die Art des Menschengeschlechts als Stamm fortpflanzt. Die nicht schwankende, sondern beharrliche Grundform, sollte durch die bestehenden Racen gesichert und bewahrt werden; zu etwas Beharrlichen, zu einer unwandelbaren Form des Schönen strebt die Natur hier.

In diesen Racen gab es aber und wird es geben Varietäten, wie Spielarten, und eben diese verbürgen die Fülle der Natur, die unerschöpflich an neuen Charakteren zum Behuf ihrer Zwecke in der höchsten Mannichfaltigkeit wirkt. Hier war der Zwek der Natur unendliche Vervielfältigung der Charaktere in derselben Familie.

Je leichter diese Grundsäzze sich im Allgemeinen anerkennen lassen, desto schwieriger wird ihre Anwendung namentlich auf die Zahl der Racen, die man annehmen soll. Eben daher theilen sich die Schriftsteller so mannichfaltig darüber.

Längst vor Meiners nahm schon Kant zwei Grundracen, Neger und Weisse, an; (Verm. Sch. 1775. S. 616.) dagegen überhaupt vier Racen, die er als Abartung der Stammgattung ansah. Dafs er vorzüglich die Hautfarbe zu dem Kennzeichen des Classenunterschiedes erhob, darüber wufste er sich (S. 638.) wohl zu vertheidigen.

Meiners nahm zwei Racen oder, wie er es nannte, zwei Völkerstämme an, von denen jeder sich in mehrere Racen theilte: einen dunkelfarbigen und folglich häfslichen, und einen hellfarbigen oder weissen und mithin schöneren. Was hierbei zu billigen war, ist die einfache Grundeintheilung und die Mehrheit von Merkmalen ausser der Farbe. Auch läge sogar eine allgemeine Empfehlung seiner Hypothese in dem Parallelismus des Geistigen und Körperlichen. Dagegen blieb tadelnswerth die Zuversichtlichkeit, mit der Meiners entweder ohne alle, oder ohne sicher und kritisch beurkundete Geschichte behauptet, dafs ein Volk aus dem Andern entsprungen sey, und dann die Unbereilung, mit der er die weissen Völker unbedingt über die Schwarzen und in allen Stücken erhebt, und zwar nicht nur körperlich grösser, stärker, schöner, und bärtiger, sondern auch (S. 111. f. der 2. Ausg.) durch herrlichere Anlagen des Geistes und Herzens unterschieden seyn läfst.

Race enthielt, wie auch wir annahmen, das unausbleibliche Anerbende. Allein was ist dies? Und was ist es nicht? Die Formen des Körpers überhaupt (z. B. Farbe) oder nur einzelne Theile (Gestalt des Kopfs)? Forterbend ist das, zu dessen Ausdauer sich mehrere, mehr oder minder gleichmässig oder gleich stark fortwirkende äussere Bedingungen vereinen.

Will man von der ursprünglichen menschlichen Gestalt und Farbe, von dem ersten Menschenangesicht ausgehn, so ist diese freilich nirgends mehr unverändert; vielmehr schliefst sich Alles in der Natur an einander und so auch hier dem Boden. Man mögte, statt mit frühern Theologen eine grosse Schönheit Adams zu vermuthen, eher ahnden, es sey sogar gut, dafs sich die ursprüngliche Gestalt verloren habe und nicht leicht wiederherstellen dürfe, wenn sie auch nicht grade häfslich zu nennen wäre, doch ohne den spätern Ausdruk von Geist. Doch nahm Kant, als die Stammgattung eine bräunligweisse an, d. i. weifs, aber dunkel gefärbt (so auch Schulthefs S. 81.); denn alle Menschen, auch die Kinder der Neger werden weifs geboren, und die Lezten erst schwarz, wenn die Haut mit der atmosphärischen Luft in Berührung kommt. Schon J. Hunter bemerkte, dafs immer das weisse Thier das ausgeartete sey, mithin auch wohl die Menschen.

Gewifs aber ist die Urfarbe mit ihren mannigfachen Abschattungen und den beiden Extremen des Weissen und Schwarzen, so einfach sich hier auch Alles in zwei Hapttheile denken läfst, nicht

das einzige Kriterium menschlicher Grundverschiedenheit des Körpers, geschweige wenn man zugleich wie man sollte, auch auf den Geist sieht, (wobei dann vorzüglich die Genealogieen der Sprachen zu benuzzen wären). Nur dadurch lassen sich auch die falschen und willkührlichen Folgerungen aus der Racenabtheilung vermeiden. Solche waren:

a) dafs die verschiedenen Racen auch verschiedene Hauptstämme bildeten (wie noch Ludwig annahm), vollends wenn es: ursprünglich verschiedene heissen sollte;

b) dafs der schwarze Mensch ein minder geistiges, minder vernünftiges Geschöpf als der weisse, ja wohl gar ein Mittelgeschöpf zwischen dem Weissen und dem höchsten Affen sey. So urtheilten schon Alte über die Neger ab. Der edle Ramsay erklärte 1784. dafs die Neger keine niedrigere Race als die Weissen seyn könnten, und dafs ihre Nase, ihre Haut kein sie erniedrigendes Merkmal sey. Dagegen schrieb Meiners noch 1790. s. Abh. über die Natur der afrikanischen Neger und die davon (!) abhangende Befreiung oder Einschränkung der Schwarzen (in s. Gött. hist. Mag. Bd. 6. S. 385. f.). Hier erklärte er sich entschieden dagegen, dafs man den Neger dem weissen Europäer durchaus nicht gleich machen und sezzen könnte, ja er erklärt es für ungerecht, solche, welche die Natur einander ungleich gemacht habe, einander gleich sezzen zu wollen. Er beweist die niedern und angebornen Geistesschwächen der Neger theils aus ihrem Lang- oder Spizkopfe, ihren grossen Ohren

und Mäulern, dicken Lippen, platten Gesichtern, Stirnen und Nasen, hervorragendem Kinn, Dikhäutigkeit und groben Nerven, theils aus der Unempfindlichkeit ihres Kopfs gegen die brennenden Sonnenstrahlen, grössern Gesundheit und Festigkeit des Körpers, aus ihrer Gemüthsruhe bei den Martern des Todes (411.). Diesen Gleichmuth nennt er aber angeborne Gefühllosigkeit und thierische Gleichgültigkeit, gleich den Wahnsinnigen. Ihre gröfsre Reizbarkeit läfst er aus ursprünglicher Schlafheit entstehen, und leitet daraus nothwendig Feigheit und Furchtsamkeit, träge Arbeitsscheu bei aller körperlichen Stärke, ab. Dennoch kann er ihre Gewandtheit und Behändigkeit nicht ableugnen, so wenig als ihre Herrschaft über alle Theile des Körpers (419.), indem sie die Zähne fast wie die Finger, die rechte wie die linke Hand brauchen können. Allein, grade darin findet er auch die Thiere vor den Menschen voraus. Er bemerkt selbst, dafs die Neger den Tact besser halten als unsre Soldaten und Tonkünstler nach langer Belehrung. Ihre Gefühllosigkeit gegen Ebenmaafs und Schönheit mache sie zu Erfindung von Künsten unfähig, ihre natürliche Beschränktheit der Erkenntnifskräfte aber selbst zur Erlernung von Wissenschaften untüchtig. Die Neger seyen (S. 429.) endlich im Ganzen genommen (also doch!) genielos oder leer von Erfindungskraft und unfähig, sich richtige allgemeine Begriffe zu bilden. Ihre natürliche Dummheit verrathe sich aber auch in ihrer Halsstarrigkeit und einer alle Klugheit täuschenden Verschmiztheit. Mit der Gefühllosigkeit hänge ihr Mangel an theilnehmendem Mitgefühl, ihre

unversöhnliche Rachgier und Grausamkeit zusammen. Die Treue der Neger legt er für eine blinde Anhänglichkeit aus; dabei spricht er von ihrer Betrügerei, ihrer Schamlosigkeit. Wenn nun dennoch Beispiele von Mitleiden und Wohlthätigkeit der Neger vorkommen, so sey hier der Grund, dafs nicht alle, die Neger heissen, wahre und unvermischte Neger seyen, und dafs manche ihrer Handlungen aus ganz andern Triebfedern (?) als bei den Europäern verrichtet werden. Nun sagt er zwar S. 454: „Ich verzweifle nicht so sehr an der Negernatur, dafs ich allen wahren Negern die Fähigkeit zu allem Guten und Edlen abspräche"; dennoch schliefst er S. 456. mit dem Sazze: Solchen dummen und übelartigen Menschen könne man nicht solche Rechte zugestehn, sie nicht durch Bewegungsgründe zum Guten antreiben, und ihnen solche nicht auflegen, als man den Europäern auflegt.

Die ganze Abhandlung spricht es aus, wie wenig ihr Verfasser von Gleichheit der Anlagen und Rechte, wie von Perfectibilität der menschlichen Natur ahndete; dafs er ferner die hervorspringenden Carricaturzüge von einem Halbmenschen aufsuchte und gegen den Pöbel unter uns das Auge schlofs; dafs er weder von sichern Principien, noch von allseitigen beglaubigten Vergleichen ausging, und mithin sein ganz System zerfällt; dafs endlich seine Eingenommenheit für die an sich schon widersprechende und harte Hypothese ihn Ausnahmen und Regeln untermischen liefs. Wie kann man die Völker aus ihrem Standpuncte reissen und nach Einem Maafsstabe richten! Es konnte der Verf. nichts mehr

beweisen, als dafs sie noch ungebildete Völker sind, allein er konnte ihnen die Menschheit nie ausziehen, mithin auch nicht die Möglichkeit absprechen, sich zu der höchsten Menschenbestimmung, d. i. zu kräftiger Tugend zu erheben.

Wenn man den Neger für eine eigne oder andre Menschenrace erklärt, wie man dies kann, so darf man ihn darum noch nicht für eine eigne Menschenart, oder gar für einen Nichtmenschen, ein Thier, einen Affen halten. Und was waren Aegyptens von heutigen Europäern noch angestaunte Denkmäler? Man kann willig einräumen, dafs wenn nicht von natürlicher Unfähigkeit die Rede ist, die Zahl der ungebildeten Menschen grösser ist als die der Gebildeten; denn die blosse Natur hat nicht das Trefliche zu ihrer Bildungsregel. Nur als ein Antheil weniger, sich frei aufschwingender Individuen erscheint die Vernunftreife in schwacher Zahl. Allein dies lehrt auch nur ein oberflächlicher Blik auf die äussere Masse. Es ist nicht zu leugnen, dafs wir Europäer mehrere Vorzüge haben. Allein wie mag man behaupten, dafs wir diese Vorzüge durch eine angeborne Vortreflichkeit mehr und ausschliessender als durch unsre Lage nach Wohnort und Leben gewonnen haben? Wer möchte erweisen wollen, dafs unsre Urrace minder häfslich als die der Neger war? Verdanken wir nicht vielleicht sogar Asiaten und Afrikanern am Ende unsre Cultur? Sind wir Europäer oder Celten, auch wirklich der Adel des Menschengeschlechts, welcher sich getrost auf seine bessre Herkunft verlassen darf? Grade die sanftere und culti-

virtere Völkerschaft auf den Antillen wurde von den christlich spanischen Eroberern fast ganz aufgerieben. Dagegen hat sich die wildere Race, die der Karaiben, besser erhalten, weil sie mehr Widerstand leisteten. Hart ist es, auf einen unvermeidlichen und unverdienten Vorwurf gegen die Natur hinzuleiten. Die Natur erkennt keine privilegirte Race; auch liegt dem höhern Psychologen ob, indem er alle Eigenschaften jedes Volkes besonders und in ihren gegenseitigen Verhältnissen betrachtet, auch in ungebildeten Völkern manche Vortreflichkeit ihrer Art anzuerkennen.

Resultate über die Racen.

Der ganze Racenunterschied scheint noch immer nur von der Mehrzahl und von den auffallendsten Erscheinungen, nicht aber von allen aufgenommen, und, da er doch blos vom Körper entlehnt seyn kann, immer ein einseitiger Unterschied, wie ein mehr zufälliger als nothwendiger und in allen einzelnen Theilen unveränderlicher. Dürfen wir wohl schon vom Bleibenden sprechen, da unsre Geschichte noch so jung ist? Die Unausbleiblichkeit des Anerbens aller Formen des Körpers überhaupt oder einzelner Theile insbesondere, ist doch immer noch problematisch. Wie viele Wiener, z. B. (schrieb schon Schultefs S. 82. §. 66.) haben wahre Negerschädel und Calmuckengesichter! Viele der gewöhnlich angenommenen Unterschiede sind ferner oft unbedeutend und unwesentlich genug, viele andre oft falsch gesehen

und voreilig bestimmt, und auch so immer zufällig. Daher sind die Neger gegen die Celten doch nicht als vollkommen physische und sogenannte moralische Antipoden aufzustellen. Endlich haben auch die Menschenracen, die man als die verschiedensten annimmt, dennoch immer noch genug auffallende Aehnlichkeiten.

Aller Racenunterschied ist kein wesentlicher Unterschied in der Menschheit; denn 1) sind die Racen, so viele Merkmale der Verschiedenheit auch Meiners aufzählte, doch nicht ganz, nicht total und durchgreifend verschieden. 2) Wären sie es auch, so hebt jener Unterschied doch nie die Einheit des Stammes auf. 3) Hinge auch das Intellectuelle mit dem Physischen zusammen, so siegt jenes doch über dieses immer mehr, und noch mehr das Moralische.

Die Hauptsache in der Racentheorie ist, daſs schon in der physischen Welt bei allen ihren tausendfältigen Veränderungen doch selbst im Körper etwas Beharrliches, wenn auch etwas mehr oder minder Bleibendes anerkannt wird. Und dieses Beharrliche ist die Grundform, welche aber einer idealischen Grundform, d. i. der Schönheit zustrebt und sich auch immer inniger, besonders in den gebildeten Ständen und männlichern Völkern, annähert.

Was wirkt aber die Natur am Menschen, was der Körper überhaupt auf die Natur im Menschen, auf den Geist im Allgemeinen? Wiefern steht also

die Cultur ganzer Völker unter dem Einflusse körperlicher Bedingungen?

Es sollten hier noch die Beobachtungen allseitiger angestellt werden, als es bisher wirklich geschehen ist, und zugleich unbefangener. Man sollte also in dieser Hinsicht, eben sowohl Thiere als Menschen beobachten, also auch im Thieren das Physische mit dem Geistigen vergleichen. Im Menschen aber sollte man wieder die verschiedenen Lebensperioden, sofern sie sich in beiden Geschlechtern gleich bleiben, unterscheiden.

Wenn man den ganzen Menschen in zwei Theile zertheilt, so sind diese Theile nothwendig in ein ähnliches Verhältnifs zu stellen, widrigenfalls sie unvergleichbar würden. Daher ist a) der Körper zunächst nicht als todte Masse, sondern etwas Organisches, mithin Belebtes, und dann als ein sich im steten Gange und Fortgange befindendes Organ zu denken, mithin als unablässig werdend und sich immer mehr veredelnd. Daher mufs er als gesund und ganz ausgebildet, und endlich als bei aller Auflösbarkeit der zusammengesezten Maschine unauflösbare Materie vorausgesezt werden. Aber es mufs auch b) die Seele als werdend, als gesund, mithin auch als selbstthätig und handelnd gedacht werden, so dafs Beide unter gleichen Naturgesezzen erscheinen.

Ihr wechselseitiger Zusammenhang, ihr Zusammenseyn und Zusammenwerden ist zwar unleugbar, allein die Art und Weise ihres Verhältnisses ist in der Erfahrung nur relativ, nicht an sich bestimmbar. Das Geistige kann nicht ganz von dem

dem Physischen isolirt seyn, es sollte vielmehr beides erhöht werden durch einen wechselseitigen Antagonismus. Auch kann die Seele nur durch den Körper mit der Welt in Verbindung stehen, sie nimmt von ihr und gibt ihr wieder zurük.

Des Körpers Einfluſs zeigt sich nur auf die passive Seite der Seele, d. i. nur auf das thierische Leben, welches träger oder langsamer flieſst, thätiger oder gelähmter und abgespannter sich befindet; ungleicher auf die Sinnlichkeit, namentlich auf die Urempfindungen — (und auch hier haften die äussern Eindrücke nicht, wenn ihnen kein innrer Gegendruk begegnet) — und so auf Sensibilität und das Lebensprincip.

Dieser Einfluſs kann also nur anregend, nie zwingend, nur bedingt, nichts weniger als unumschränkt seyn. Die Physiker rechnen bei der Wirkung der Nahrungs- und Heilmittel auf Idiosynkrasieen, und doch lassen sich die Folgen des Genusses physischer Mittel nie im Allgemeinen und nothwendig angeben. Es kommt eben so wohl auf die Constitution als die Complexion des Körpers, immer aber weit mehr auf den herrschenden Zustand des Körpers als auf eine zufällig angestammte Organisation an. Jener Zustand wird aber selbst zum Theil wieder von der Seele bestimmt, und der Körper bleibt nie die einzige äussere Ursache, welche wirkt. Die ganze Welt wirkt hier ein.

Auch der gesundeste Körper, überhaupt genommen, ist immer schwach gegen den gesunden Geist. Daher ist sein Zusammenhang mit dem Gei-

ste keine Oberherrschaft, noch weniger Alleinherrschaft.

Der Geist endlich kann beherrscht werden, doch immer nur von sich selbst, von seiner menschlichsten Kraft, von seinem höhern Willen, wie das Göttliche selbst dem Leben gebietet. So schwebt und siegt auch hier der Geist über die Welt, und wird immer freier, je selbstthätiger er wird.

So sind also alle physische Anstalten keine bestimmende, sondern blosse Gelegenheitsursachen. Doch wohl uns! denn gewifs wissen wir noch lange nicht die Zahl und die Arten physischer Ursachen, die auf uns einwirken und die wir dennoch überwinden! So ahnden wir kaum die Macht, die uns möglich ist. Mit den Fortschritten der Physik und der Erkenntnifs jener physischen Ursachen wird auch die moralische Kraft immer entschiedener und sichrer siegen, je mehr sie ihre äusseren Freunde und Feinde kennen lernt.

Natur für den Menschen.

Stärkungs- (Nahrungs-) mittel *).

Im Ganzen gelten hier dieselben Gesezze, dieselben Bedingungen und Einschränkungen, die bei

*) Zur Erhaltung des Menschen und zwar des eigentlichen, d. i. des lebendigen, selbstthätigen Menschen bedarf es Mehreres als blos der Speise und des Tranks. Der menschliche Organismus besteht nicht durch die blosse Ernährung, sondern auch durch Stärkung und Reizung.

dem Klima aufgestellt werden müssen; denn Beides sind physische, mithin eben so unvermeidliche als blos mittelbare Einflüsse, nämlich durch unsern Organismus.

Dieser physische Einfluſs richtet sich theils nach der Menge, theils nach der Auswahl, theils nach der Zubereitung, theils nach dem Grade der Unentbehrlichkeit der Stärkungs- und Nahrungsmittel. Die Verschiedenheit ihrer Wirkung hängt, wie auch die Schwäche und Stärke ihrer Wirkung, von der Beschaffenheit und dem innern Gegendruk des Menschen ab, je nachdem die Nahrungsmittel als Nothwendigkeiten des physischen oder zugleich des ästhetischen und geistigen, oder gar des moralischen Lebens angesehen, je nachdem sie als Erhaltungs- oder Reizmittel, eigentliche Lebensmittel oder Genuſsmittel beurtheilt, je nachdem sie endlich als blosses Mittel oder als Zwecke an sich selbst betrachtet werden.

1) Flüssige Nahrungsmittel.

Die flüssigen Nahrungsmittel (Getränke) sind die natürlichsten und ersten, welche die Natur selbst dem werdenden Menschen darbietet, sey es die Luft selbst, oder das Wasser oder die Muttermilch. Diese sind aber zugleich die einfachsten Erhaltungsmittel der innern Spannkraft und die naturgemässesten für Körper von geringerer Anstrengung und schwächerer Reizbarkeit. Milch und insbesondere Wasser besizzen keine reizende Kraft, bewirken keine Exaltation der Begierde, sondern

nähren sanft und gleichmässig. Daher sind die Wassertrinker und die Milchtrinker unter den Völkern meistens sanft, menschenfreundlich, — Eigenschaften, die auch bei den Völkern sichtbar sind, welche als Hirten und Ackerbauer wenig Wein trinken.

Anders verhält es sich schon mit mineralischen Wassern, die frisch an der Quelle getrunken werden. Anders verhält es sich mit den gegohrnen oder sogar geistigen und starken Getränken. Schon Aristoteles *Problem. Sect.* 30. schilderte die Abstufungen der Wirkung des Weines auf das Gemüth nach grösserer oder geringerer Menge. Gesezgeber erblikten in dem Wein schon einen Sittenverderber und verboten Weinstöcke zu pflanzen.

Fast alle Völker aber, auch die rohesten, strebten früh nach Mitteln, sich ausser ihren Zustand auf Momente zu versezzen, und diese Berauschung und Betäubung bezeichneten sie sogar früherhin ausschliessend durch: Be-geisterung. Blätter und Kräuter wurden gekaut, geraucht oder zerstossen. Nur wenige Völker blieben mit geistigen Getränken unbekannt.

Die geistigen Bestandtheile des gewöhnlichen Weins, mässig und in kalten Klimaten und Jahreszeiten genossen, fördern eine leichtere Bewegung des Bluts, erhöhen das Gefühl überhaupt und das Selbstgefühl insbesondere; daher die Offenheit, die Heiterkeit und Geselligkeit, und der Muth der ungebildetern und das leichtere Spiel des Dichtungsvermögens in den halbgebildeten Weintrinkern. Doch unmässiger Gebrauch hizziger Weine unter heissen Himmelsstrichen erhizt nicht nur die Be-

gierde bis zu den Ausschweifungen der Leidenschaft, sondern betäubt zugleich.

Warme Getränke haben theils als warme Flüssigkeiten, theils als Aufgüsse auf bestimmte Kräuter ebenfalls sanft betäubende oder die Reizbarkeit erhöhende, aber auch Nervenschwächende Kraft. Sie veranlassen Zaghaftigkeit und Muthlosigkeit, Verdrossenheit wie Erschlaffung jeder Art. So die Theetrinker in China und Japan, ohne das Bier und den Wein der Britten.

II. Feste Nahrungsmittel.

Die vegetabilischen Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche werden gewöhnlich als die frühern, und die animalischen als die spätern betrachtet. (So *Claud. b. Porphyr. Abst. An.* 1, 13. *Monboddo* 1, 257.) Allein zu unbedingt darf diese Behauptung nicht angenommen werden, da die thierische, jedoch dem Vegetabilischen sehr ähnliche, Milch die erste Nahrung des Menschenkindes ist, und da selbst Thiere nicht auf das Pflanzenreich beschränkt sind, sondern auch Thiere verschlucken oder würgen. Wohl aber kann man annehmen, dafs die ersten, der Bändigung der wilden Thiere noch unkundigen Menschen, und besonders die mildern Stämme derselben anfangs die Thiere fürchteten und bis zur göttlichen Verehrung scheuten, und nachher nur erst wenige Thiere schlachteten. Auch darf man voraussezzen, dafs die ersten unbeholfenern Menschen auf einem fruchtbaren, freiwillige Pflanzennahrung darbietenden Boden lebten. Der grösste Theil der dem Menschen so nahen Af-

fen geniefst Pflanzen. Noch gibt es Völker, welche entweder ganz allein oder doch gröfstentheils von den Gewächsen der Erde leben. (Die Braminen in Hindostan, die Neger und Aegyptier.). Doch eben so gab es und gibt es noch jezt Völker, welche entweder nichts oder fast nichts als Fleisch, und zwar anfangs ganz roh geniessen. So in Asien die Hunnen, Calmyken und Tibetaner, in Amerika die Eskimos, Feuerländer und Grönländer. Hierbei läfst sich nichts Ekelhaftes auffinden, was nicht gefrässige Völker zur Nahrung gewählt hatten. *)

In diese Nahrungsmittel theilten sich die Völker mit mehr oder minder Mässigkeit. Ueberhaupt aber bleibt das Charakteristische, dafs der Mensch doch, bei der grossen Gefrässigkeit mancher Völker und bei der Menge seiner Nahrungsmittel, weniger geniefst, als die kleinsten Thiere, und immer weniger, je gebildeter er ist.

Die Wirkungen der verschiedenen Nahrungsmittel sind nie unbedingte, sondern relative. Falconer und Andere lassen den Genufs der Pflanzen bei der grössern Menge, die hier genossen werden kann, zwar mit weniger kraftvollem Nahrungsstof begleitet seyn, dagegen auf Bezähmung der Leidenschaften, auf Besänftigung, ja auf Schüchternheit wie auf Gutmüthigkeit wirken. Gewöhnlich führt man das Beispiel der Hindoos an, so wie die Lebensart von Pythagoras und andern griechischen Weisen. Wohl

*) S. Meiners über den Genufs und die Wirkungen der animalischen und vegetabilischen Speisen, in dessen Götting. hist. Magazin IV. 1. S. 152. f.

kann die Enthaltung von Blutvergiessen eine gewisse Milde und Duldsamkeit bewirken. Auch kann die geringe Ausdehnung der Gefässe durch Pflanzenkost die dem Geiste schädliche Ueberladung vermeiden lassen. Doch nährten Griechen und Römer sich gerade in den Zeiten der gröfsten Einfalt, Mannheit und Tapferkeit mit einem kunstlosen Brei, und die an körperlichen Kräften so starken Neger in Afrika wie in Amerika leben weit mehr von Erdgewächsen als von Fischen oder Thierfleisch. Schon daraus erhellt, dafs Pflanzenspeisen weder immer noch nothwendig Schwäche erzeugen, dafs es vielmehr auf ihre Angemessenheit zu andern mehr oder minder mitwirkenden äussern oder innern Ursachen ankomme. So findet man den Genufs der Erdgewächse am häufigsten wie am nüzlichsten bei fruchtbarem üppigem Erdboden und bei heissem Klima *). Die Natur wollte es überdies, dafs gerade die heisse Zone der Aufenthalt der stärksten und reissenden Thiere seyn sollte, deren Furchtbarkeit die Menschen von Haltung der Heerden schwächerer und geniefsbarer Thiere abhalten mufste. Auch rauben die nassen Monate und Ueberschwemmungen in den meisten Gegenden des heissen Erdgürtels den Thieren ihr Futter. Ueberdiefs geht das Thierfleisch dort schneller in Fäulnifs über, und bewirkt Krankheiten. Dafür gab die Natur den Bewohnern Palmen, den noch ergiebigern Brod- und Sagobaum,

*) Meiners a. a. O. S. 559. Den Gaumen des Bewohners der heissen Zone reizt der Pfeffer und Ingwer, und diese Reizmittel machen die übrigen Pflanzen zum Nahrungsmittel tüchtiger.

eine Menge nahrhafter Erdwurzeln und den reichlich fruchtenden Reis, die grosse Mannichfaltigkeit von kühlenden Früchten nicht gerechnet. Nur um die grosse Säure zu mildern, welche aus dem fortwährenden Genuſs vegetabilischer Speisen entsteht, verbinden manche Völker damit den Genuſs einiger thierischen Speisen. So die höhern Kasten der Hindoos, indeſs die gemeinen noch immer blosse Pflanzen geniessen.

Der Genuſs der thierischen Speisen befördert allerdings mehr Nahrung durch die nährenden Theile, und die reizendern Säfte, gibt dem Körper mehr Kraft, und veranlaſst so auch zuweilen mehr Muth und Kühnheit der Seele, jedoch nur unter einschränkenden Bedingungen: a) die grasfressenden Thiere nähren minder als die fleischfressenden, daher die Fischnahrung zwischen der Pflanzen- und der Fleischnahrung als das Mittel, auch von allen Urhebern der Fastengebote, erklärt wurde. Das rohe Fleisch nährt ferner mehr, als das ausgekochte und gebratene, das der wilden Thiere oder des Wildprets mehr, als der sich minder bewegenden zahmen Thiere. So sind alle von Fleisch sich nährenden Thiere kühner und muthiger als diejenigen, deren Nahrung pflanzenartig ist. Daher zum Theil die Unbändigkeit und die grössere Stärke der Löwen, Tiger und Wölfe. Daher zum Theil die Kühnheit und Grausamkeit der umherschweifenden Nationen, wie der Tartarn und Araber. b) Der Genuſs animalischer Speisen ist desto angemessener und wohlthätiger, je kälter das Klima und je un-

fruchtbarer das Erdreich ist.*) Der Instinct schon leitet den Menschen in einen wärmerm Klima mehr sauerstofhaltige Dinge zu geniessen, in einem kältern sich mehr mit thierischer Kost und geistigen Getränken zu nähren. Wie sollte auch der Mensch an den ewig beeisten Ufern von Grönland oder in den traurigen Wüsten von Lappland nährende Pflanzen und Wurzeln finden? Dagegen widerstehen z. B. die Eskimos durch ihre animalische Diät und die Menge öligter und feuriger Theile, die ihr Blut dadurch erhält, der Kälte.

Die Mannigfaltigkeit wie der Genuſs der Fleischspeisen nimmt zu, je mehr die Fruchtbarkeit des Bodens abnimmt und je mehr man sich von dem heissen Erdgürtel nach den Polen hin entfernt. In Persien iſst man schon Fleisch, aber nur des Abends und nur von den zartesten Thieren. Mehr schon essen die Türken; nur der gemeine Mann Rindfleisch. Aber auch selbst die Bewohner desselben Landes essen mehr oder minder Fleisch, theils zu verschiedenen Zeiten, theils wenn dieses Land noch uncultivirt und rauh ist. So aſsen die alten Germanen, mehr Fleisch und weniger Brod, Gemüse und Obst als wir, weil das Land weit kälter und feuchter war.

Die Menschen sollen immer mehr ihrer Bestimmung sich nähern können, um gemischte, d. i. vegetabilische und animalische Diät zu beobachten. Dies ist vorzüglich unter dem gemässigten Erdgürtel und in dessen kälterer Hälfte bemerkbar.

*) Meiners a. a. Orte S. 359.

Es soll sich der Mensch an jede Kost schliessen, wenn auch nicht gewöhnen. Der Europäer gewöhnt sich überdies immer mehr an die Producte aller Länder der Erde und lernt allmälig bei den verschiedenen Mahlen verschiedener Völker zu Gaste seyn, was die Bewohner andrer Welttheile jezt noch, wenigstens nicht sogleich und so leicht ohne Nachtheil ihrer Gesundheit vermögten. Ja der Mensch ist bei der Biegsamkeit seiner Natur in der Wahl seiner Nahrungsmittel völlig uneingeschränkt, wie in der Wahl seines Wohnorts, so dafs er, so empörend es auch ist, sogar das Fleisch seiner eignen Species geniefst, bei dem äussersten Mangel, oder bei der äussersten Rache und Wuth.

Doch ist der Mensch offenbar am uneingeschränktesten in Hinsicht auf seine Ernährung durch das Pflanzenreich. Alle Theile der Vegetabilien, seyen sie reif oder unreif, dienen ihm von der Wurzel bis zum Saamen zur Nahrung; der cultivirte Mensch liebt Gewürze. Dies aber führt ihn auch mehr zum Pflanzenreiche hin, und es scheint, dafs, je menschlicher er wird, desto schonender gegen die lebendige thierische Schöpfung soll und wird er werden. Dieses ist der einzige moralische Einflufs der Nahrungsmittel, der nemlich, welcher nicht durch den Körper, sondern durch die höhere Seelen-Reflexion geht.

Es wirken aber auch diese physischen Stoffe der Nahrung mit andern Anstalten vereint auf den Menschen; allein ihre Wirksamkeit ist weder dieselbe bei Verschiedenheit der übrigen Ursachen, noch unmittelbar die Seele fortdauernd bestimmend,

wenigstens immer dem Willen des Menschen mächtig untergeordnet. Auch hier ist also der Parallelismus aller zusammenwirkenden Ursachen zu beobachten und auszumessen.

Natur um den Menschen.

Himmelsstrich.

Man konnte die Vorstellung vom Einflusse des Himmelstriches ursprünglich nur unter dem Prädicate eines übernatürlichen, also entfernten Einflusses denken, und glaubte nemlich früherhin eine weit stärkere Abhängigkeit von der äussern Natur als späterhin; — doch nicht als von der Natur, sondern von Geistern der Naturkörper. Am verfeinertsten ward dieser Einfluſs in der Astrolatrie; ein Glaube, der noch in der Astrologie des Orients herrscht und bis nach dem Mittelalter herrschte. Hier wirkten die äussern Geister auch auf die Menschengeister.

Man erkannte aber diesen Einfluſs nicht eher für einen natürlichen, als bis man die Körper aufmerksamer und besonnener beobachtete. Der erste, der hier Epoche machte, war natürlich ein Grieche: Hippokrates περὶ τόπων καὶ ἀέρων καὶ ὑδάτων. Hippokrates beobachtete einzelne Gegenden klimatisch, und nahm in der Pathologie Rüksicht auf Lage der Gegend und Luft. Auch lieſs er den klimatischen Einfluſs nicht auf den Körper beschränkt seyn. Aristoteles und andre Griechen fanden diese Lehre beifallswerth.

Man behauptete ferner einen Einfluſs des Klima auch auf den ganzen Menschen, auf sein Temperament, ja nicht blos auf die Sinnes- sondern auch Denkart, auf Geist und Charakter sowohl ganzer Völker als einzelner Menschen.*)

Diese Meinung wurde allerdings anfangs so übertrieben, daſs selbst die älteste, wo Geist doch auf Geist einwirkte, bündiger war. Dahin ist auch Bodin zu rechnen, dessen Ansicht, wie die von Chardin, Montesquieu in seinem Werke *de l'Esprit des Lois*, besonders im 14. Buche, geschikt entwickelte. Durch das Klima lieſs er entstehen die Sanftheit oder Rauheit der Sitten, der Gesezze. Doch nennt er C. 5. die Gesezgeber selbst gut, welche sich dem Klima widersezten, z. B. durch Beförderung von Thätigkeit im Morgenlande. Noch immer folgten, ja übertrieben, Mehrere seinen Behauptungen, so du Bos, Buffon u. a. Naturforscher.

Endlich schränkte man den grossen Einfluſs des Klima's ein. Doch wieder anfangs nur durch Machtsprüche. — Was Montesquieu für das Klima sagte, das sprach Dav. Hume**) dagegen, so wie Helvetius,***) der alles aus den sogenannten moralischen Ursachen ableiten wollte, nur zu ober-

*) *Vitruv de re militari I*, 1. leitete schon die Verständigkeit und den Scharfsinn der Nationen aus ihrer grössern Sonnennähe her. Sonst galten den Alten alle nordische Nationen für Barbaren.

**) S. *Essays Vol. I. Essay* 21.

***) S. *Oeuvr. complett. d'Helv. T.* 2. *D.* 3. *C.* 29. *p.* 172—178. vgl. *p.* 156.

flächlich. — Erst allmälig urtheilte man mit mehr Vorsicht, doch noch immer mit einem unbestimmten Begrif von Klima. So Feder in seinen Untersuchungen Th. 2. C. 4. S. 620—679. 1782.*)

Den Begrif des Klima bestimmten eigentlich nur wenige Schriftsteller: Herder im 2. Theile seiner Ideen etc. Zimmermann (der in seiner geogr. Geschichte des Menschen darnach die Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes angegeben hat) in: Frankreich und die Freistaaten von Nordamerika, Berl. 1795. 8. Bd. 1. Th. 2. Abschn. 2. S. 246. f. — und Nachrichten und Bemerkungen über den Algierschen Staat, Th. 3. Abschn. 8. Altona, 1800. (Cap. 1. S. 454—489.). *A priori* suchte den grossen Einfluſs zu beschränken: Aufklärungen über Ursprung und Fortschritte der Stände, in Hinsicht auf Cultur, nach John Millar. Leipz. 1798.**)

Charakteristisch sagt der Verfasser der Nachrichten über den Algierschen Staat S. 480. 481. „Zu weit würde es hier führen, wenn man die einzelnen, oft vorzüglich kennbaren, Spuren, welche aus Wirkung des Klimas auffallend sind, zu bestimmen unternehmen, also genau die Stärke und den Umfang des klimatischen Einflus-

*) Mit vieler Ueberlegung erklärt sich für das Klima Bertola in seiner *Filosofia della Storia* in der Einleitung. Vgl. *Will. Falconer Remarks on the influence of climate* (Deutsch von Hebenstreit. Leipz. 1782.).

**) Vgl. noch Volney's Reise nach Syrien und Aegypten Th. 2. S. 341. und Weikards philos. Arzt. Th. 1. S. 149. f.

ses angeben wollte, zu geschweigen, daſs es bei der in einander laufenden Verkettung der in jedem besondern Falle mitwirkenden Ursachen und Veranlassungen, oft auch unmöglich wird, jedesmal genau den Antheil des Klima's bestimmt anzuzeigen. Diese sich ziemlich allgemein zeigende Schwierigkeit verursacht die [noch fortdauernde] Verschiedenheit in den Meinungen und Aussprüchen, wenn der Umfang und die Stärke des Einflusses des Klima's auf den Menschen und seine Lebensweise angegeben werden soll." Vgl. S. 485 und 459.

Die Schwierigkeiten, welche hier entweder überhaupt oder noch die wünschenswerthe gröſste Bestimmtheit eines Resultates hindern, sind Folgende:

1) Der Mangel an scharfen und allseitigen Beobachtungen kleiner Gegenden.

2) Die Verwiklung der zusammentreffenden, vielen und mannigfaltigen, zum Theil gegentheiligen Wirkungen. Denn hier gibt die Nähe des Meeres, dort die Höhe und Tiefe des Landes dem allgemeinen Gesezze neue Localbestimmungen. Wer vermag auf alle mögliche Nebenbestimmungen gehörig Rüksicht zu nehmen? Wer scheidet diese gehörig ab? Wer miſst den Grad der Mitwirkung einer Jeden? Wer berechnet die entgegenwirkenden physischen und geistigen Gesezze, welche einen Antagonismus gegen das Klima bilden? Wohl möchte man (mit Herder) geneigt seyn, dem Genius der Menschheit die Ausgleichung aller dieser Kräfte zu überlassen.

3) Die Zweideutigkeit des Begrifs von Klima.

Klima ist überhaupt nicht der Himmelsstrich, die Luft überhaupt, noch auch ihre Temperatur an sich, sondern diejenige besondere Beschaffenheit der allgemeinen Erd-Luft, diejenige besondere Modification der Luft, welche von der Lage eines Erdstrichs oder Ortes und dem diesem Erdstriche oder Orte eignen Boden, wirklich oder scheinbar, abhängt, welche sich nach dem Grade der Neigung einer Gegend von dem Aequator an gegen den Pol zu richtet oder wenigstens zu richten scheint.

Das Klima ist also eine Sammlung von mehreren Ursachen, und läſst sich in mehrere und verschiedene Factoren zerlegen. Die Modificationen der Atmosphäre werden nemlich bestimmt:

1) überhaupt durch die Lage und Hinneigung eines Ortes oder Landes gegen die Sonne, d. i. die Grade der jedesmaligen geographischen Breite oder Polhöhe, sofern diese die Atmosphäre verschieden modificirt und ihren Druk oder ihren schwächern Widerstand bestimmt. Dies ist mehr der eigentlich sogenannte Himmelsstrich, d. i. das Streichen der Erde überhaupt oder in ihren einzelnen Theilen nach dem Himmel.

2) Die daraus hervorgehende Temperatur der Luft, oder der Grad der niedern oder höhern Wärme, der Hizze und Kälte eines Districts. In diesem Sinne spricht man von einem warmen, kalten oder temperirten Klima. Doch hängt auch die Wärme nicht allein von der Polhöhe ab.

3) Die im Allgemeinen oder in verschiedenen Jahreszeiten herrschende Witterung. Insofern spricht man von einem gesunden Klima.

4) Die besondern Eigenschaften des **Bodens** einer Gegend, seine Trockenheit oder Feuchtigkeit, ob er eben oder bergigt, felsigt oder sandigt ist, seine Fruchtbarkeit oder Undankbarkeit, seine Ausdünstungen. Insofern spricht man vom troknen und feuchten Klima.

5) Die **Producte** dieses Bodens, die Arten und die Menge der Pflanzen.

6) Die charakteristischen Verschiedenheiten der **Nachbarschaft** oder der unmittelbaren **Umgebungen** eines Ortes oder Landes — also die Beschaffenheit der angränzenden Gegenden, Gebirge, Moräste, Flüsse, Meere.

Immer ist es aber die **Luft**, auf deren Localbeschaffenheit und besondere Modification hier alles ankommt, die **Luft**, die uns umgibt und überall berührt, dieser grosse Behälter aller Lebenskraft, dieses tausendfach bestimmbare und modificable Vehikel und Vorrathshaus vielfacher Kräfte, der elektrischen, magnetischen, galvanischen Ströme, anziehend, abstossend, fortreissend. Das Klima erscheint demnach als ein Inbegrif von Kräften. Die **besondere locale Nüance** dieser uns umschwebenden, umbrausenden oder umduftenden Luft bildet nun **das Klima.**

Ist von dem **Einflusse** dieses **Klima** auf den **Menschen** die Rede, so stehen allerdings **diese allgemeinsten Erfahrungssäzze** fast allgemein zugestanden fest:

1) **Das Klima hat einen unverkennbaren Einfluſs auf die gesammte duftende, athmende und lebende Natur,** mithin auf alle organi-

ganisirte Körper, nicht blos des Reichs der Pflanzen, sondern auch des Thier- und Menschengeschlechts. Das Pferd, der Hund, sind in den verschiedenen Weltgegenden ganz verschieden.

2) Mit diesem Klima stehen in Wechselwirkung und modificiren es wiederum alle Producte der Erde, wie der Geschöpfe derselben. Das Klima hat auf die Beschaffenheit und das Erscheinen der Nahrungs- und Lebens- Mittel wesentlichen Einfluſs.

3) Durch diesen gegenseitigen Antagonismus steht Alles in einem grossen Zusammenhange und in einer innigen Verbindung, und der Luft, wie den sie berührenden Gegenständen verdanken auch wir Menschen eine unübersehbare Mannigfaltigkeit von Kraftäusserungen und Thätigkeiten.

Diese ganz allgemeinen Säzze müssen näher bestimmt werden, um eine besondere Wissenschaft, eine Klimatologie, oder wenigstens eine philosophische Geschichte der Klimate physiologisch-pathologisch durch alle Natur-Reiche und diese sowohl im ursprünglichen als abgeleiteten, im natürlichen und unnatürlichen, gesunden und kranken Zustande, zu erhalten. Allein von hier aus vermiſst man sowohl sichre Principien als allseitige Erfahrungen, und statt dessen stöſst man auf eine grosse Verschiedenheit und Unstätigkeit der Meinungen. Diese hat allerdings in den Schwierigkeiten des Gegenstandes, die oben aufgezählt wurden, ihren Grund, und es ist daher zuerst zu berüksichtigen, wie jene Schwierigkeiten zu mil-

dern, auf welchem Wege sich der Streit entscheiden lasse. Dies geschieht:

1) Durch einen Gemeinplaz, der aber, so viel Vorsicht er zu verrathen scheint, doch einem Machtspruche nicht unähnlich ist, und insofern zur Entscheidung wenig beiträgt. Dieser Gemeinplaz ist: dafs beide Parteien, die den Einflufs des Klima zu grofs oder klein annehmen, zu weit gehen, und dafs die Wahrheit auch hier in der Mitte liege. Noch hemmt er die genauere Untersuchung, auf diees hierbei ankommt. Hier aber kommen in Rüksicht die Grade der Stärke, der Umfang und die Gränzen, wie die Bedingungen dieses Einflusses; — also die Fragen: wiefern bestimmend — und wie weit, wiefern mittelbar, oder unmittelbar, — und wiefern allein ist er? Ohne diese Bestimmung läfst sich die Mittelstrasse, die man sucht, nicht einmal finden, geschweige festhalten.

2) Die Quellen und die Hülfsmittel, aus welchen man hier hätte schöpfen sollen, waren aufzusuchen. Man hätte sichrer aus möglichst vollster Induction einer Reihe von sehr detaillirten Beobachtungen und allseitigen Erfahrungen gewinnen sollen, aus der man dann nur langsam zu Schlüssen und allgemeinen Regeln aufstiege, mit Abrechnung alles andern Zufälligen, und mit Einrechnung aller nothwendig mitwirkenden Ursachen. Vorzüglich gehörten hierzu eine Menge Monographieen von einzelnen Districten eines ganzen Landes, d. i. Localbeobachtungen des Barometer, Thermometer und Hygrometer, der Fruchtbarkeit, der herrschenden Gesundheit, und Krankheit u. s. w und zwar von sehr verschiedenen Zeitaltern.

3) Da die Erfahrung nicht so bald vollendet heissen kann, so war hier zugleich wissenschaftlich zu gewinnen, a) durch Chemie, b) durch Physik, und Naturphilosophie, besonders über Meteorologie.

4) Dazu durch moralische Postulate und teleologische Reflexion, doch in Verbindung mit entschiedenen und wirklichen Thatsachen.

1) Ein Einfluſs kann allerdings zugestanden werden, doch welcher, und unter welchen Gränzen?

Allerdings bewirkt unter den äussern Dingen auch das sogenannte Klima Einiges, und dies zwar eben so wohl in ziemlich weitem Umfange als in grosser Mannigfaltigkeit.

Vermuthen liesse sich ein solcher Einfluſs schon aus den Grundsäzzen der allgemeinen Naturforschung, oder aus dem allgemeinen Zusammenhange aller Erscheinungen, die zur Welt gehören, der todtscheinenden wie der lebendigen; nur daſs die eine Vereinigung inniger ist als die Andre. „Das Meer, sagt Herder (2, 117.) dunstet aus, die Berge ziehen an und giessen Ströme hinab. Es heben und tragen einander die verschiedenen Gegenden und Jahreszeiten. Die Atmosphäre ist in steter, das Verschiedenartige vereinender Bewegung.“ Gewiſs wird sogar die innige und unleugbare Vermählung des Geistigen und Körperlichen im Organismus, des Unendlichen und Endlichen, des Moralischen und Physischen in der grossen Welt. Dies allein ist und dies nur bleibt der stärkste Grund, der sich für den

Einflufs des Klima sagen läfst, sogar für einen Einflufs, der nie ganz aufgehoben werden kann und darf.

Und wirklich veranlassen auch sehr häufig die Trägheit wie die Thätigkeit des Menschengeistes — die verschiednen Grade der Kälte oder Wärme. Sie verzögern oder beschleunigen nemlich das Blut, spannen oder erschlaffen die Nerven. Hizze drükt den Menschen nieder, oder nährt auch die innere Hizze der Begierden; daher in den heissen Gegenden heftige Begierden, vollends wenn sie schon Leidenschaften wurden, bis zur Wuth steigen; daher dem warmen Süden Trägheit und Schwäche des Körpers, Kraftlosigkeit und weichliche Hingebung mit Furchtsamkeit und Schüchternheit im Gefolge, zukommen; dagegen dem kalten Norden neben der Stärke des Leibes, wenn auch Trägheit doch auch nicht selten Tapferkeit, ja Unbändigkeit. In den gemässigten Gegenden der Erde aber mischen sich mildernde wie erweckende Dinge. Das sanftere Licht und Dunkel wirkt belebend und erheiternd.

Und dieser Einflufs zeigt sich vorzüglich ursprünglich, d. i. in der Zeit des ersten Werdens des Körpers, wie des Geistes, immer in dem ersten kräftigern Anstosse, bei den wirksamern Eindrücken der weichern Kindheit; wie der Mensch als organisches Wesen gleich dem Thiere eindruksfähig und biegsam ist. Eben daher zeigt sich die stärkste Macht des Klima und die ausgebreitetste bei den rohen Menschen und auf den ersten Bildungsstufen.

Doch wirkt es allerdings auch noch auf die Gebildeten, besonders bei ausserordentlichen Graden der Kälte oder Wärme. Auch in Europa finden wir bis jezt noch Schlaffheit und Trägheit im Süden, noch Rauhigkeit im Norden.

Dadurch entsteht sogar auf den verschiednen Bildungsstufen die gröfste, ja unübersehbare Mannigfaltigkeit in der Denk- und Handelnsweise. Doch wer möchte mit Jenisch behaupten, dafs wir sehr viele herrliche Kraftäusserungen einzig den luftigen und irdischen Einflüssen der uns umringenden Gegenstände verdanken?

2) Dieser Einflufs ist weder einmal gleich gewifs und gleich kenntlich, noch auch in gleichem Grade, noch auch allgemein, noch gleichförmig, noch unmittelbar, noch unbedingt, noch ganz unvermeidlich oder gar überwältigend.

Nicht gleich kenntlich; — denn wer will mit Sicherheit bestimmen, ob an allen möglichen Verschiedenheiten jedesmal und sicher auch das Klima Antheil habe, am wenigsten in einzelnen Fällen angeben, wie viel vom Klima allein abhänge? Am unkenntlichsten ist der Einflufs grade in dem Zustande der höhern Cultur.

Nicht ausschliessend und allgemein. — Mehrere Umstände müssen veranlassend wirken, wenn geistige Anlagen sich vollkommen entwikkeln sollen. Nie lassen sich daher die Wirkungen des Klima sicher und immer voraussehen. Nie wirkt es allein; denn selbst die physische Wärme kommt auch von innen aus, und das Klima kann sogar nie anders als in Verbindung mit vielerlei andern Ursachen wirksam seyn. Die Natur (sagt der

Uebers. des Millar p. 16. Anm.) gab den Bewohnern heisser Erdstriche eine geringere thierische Wärme als denen im gemässigtern Klima; dagegen den Polarmenschen den höchsten Grad von thierischer Wärme. — Zuweilen wirkt es unbedeutend, oft nur, indem es Sprache und Ausdruk, grössere oder geringere Lust zu Geistesarbeiten vermittelt, aber dabei nur die Denkkraft selbst modificirt. Immer bleibt der Mensch, wo es auch sey, über das Thier erhoben und kann die Natur seines Geistes nicht verlieren.

Nicht unmittelbar; — denn nur durch den Organismus und so weit dieser den Geist bestimmt, geht seine Wirksamkeit. Am wenigsten kann das Physische moralische Wirkungen unmittelbar hervorbringen. Wärme und Kälte wird nie den Menschen sittlich oder unsittlich machen. Daher können dem Klima nie zugeschrieben werden die Willensthätigkeiten als Aeusserungen der Persönlichkeit.

Nie in gleichem Grade — sondern auf jeden Menschen auf eigne Art. Schon die Körper der Menschen haben verschiedne Grade der Empfänglichkeit. Jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch hat sein eignes Klima. Alle äussre Einwirkungen nimmt jedes nach seiner Weise auf und verbreitet sie organisch.

Nie unbedingt, zwingend, überwältigend. Denn

a) schon manche vierfüssige Thiere können sich über die gesammte Erde verbreiten. Allein der Menschenkörper hat nicht nur Geschmeidigkeit, sich an jeden Himmelsstrich zu ge-

wöhnen, sondern auch eine ihm ausschliefslich eigne Dauerhaftigkeit des Widerstandes. Schon hierdurch widersteht er mit weit geringerer Abweichung von seiner Hauptform aller Kraft des Klima stärker als irgend ein andres Thier. Die Abweichungen sind nicht so auffallend und beträchtlich, als bei jedem andern Thiere.

b) Das Klima, an welches sich der Mensch anschliessen kann, beherrscht ferner ihn deshalb noch nicht. Es herrschte nur in Massen, nicht in Individuen. Es zwingt nicht, sondern es neiget. (Herder S. 121.) Es läfst sich mannigfaltig bestimmen, ja selbst überwinden. Es findet sein Anstofs immer in uns einen Gegendruk. Den stärksten Gegendruk fordern allerdings die beiden Extreme, das südlichste, wie das nördlichste. Selbst der stärkste Einflufs des Klimas wird nach und nach durch andre zusammentreffende Ursachen und Veranlassungen geschwächt, durch Verbindung mehrerer, Völker, durch Handel etc. Wenn Nationen in heissen Zonen noch die Sclaven eigner Unwissenheit und fremder Gewalt sind, so hängt dies von andern Ursachen ab.

c) Ja das Klima selbst verändert sich und zwar insbesondere nicht blos nach unerforschten Gesezzen der Natur. Das Klima eines jeden Erdstrichs wird nicht nur periodisch verändert durch Wechsel des Tags und der Nacht, sondern auch durch Winde und andre Ursachen. Dazu kommt, dafs auch der Mensch durch seine Freiheit und Bildung mehrfach zur Veränderung des Klima's beigetragen hat. Er troknete Sümpfe aus und hieb Wäl-

der nieder. Der Veränderung des Klima's ging jedesmal die Veränderung der Menschen voran. Kein Boden ward cultivirt, kein See gedämmt, wenn keine Menschen mit Cultur ihn nahe waren.

Resultate über klimatische Einflüsse.

1) Der Einfluſs des Klima ist nicht ganz chimärisch und erdichtet, am wenigsten in den frühesten Perioden der Menschheit und auf ihren niedern Bildungsstufen.

2) Doch spricht Erfahrung und Geschichte dafür, daſs sein Einfluſs mit der zunehmenden Bildung der Menschheit (wenn es auch nur mit der physischen Cultur der Erde und der Geschmeidigkeit der Menschenkörper) immer entfernter und schwächer, wenigstens immer beschränkter wurde. So vielfältige Abstufungen auch das Klima selbst, wie die Grade der Wärme und Kälte, hat, so reichen diese doch alle nicht hin, die unendlich grössern Abstufungen und Mannichfaltigkeiten des reichen Menschengeistes zu erklären. Das Klima ist also weder das einzige, noch das stärkste Weckungsmittel, mithin auch nicht der durchgreifendste Erklärungsgrund. Es gibt also auch keine ausschliessend klimatische Verschiedenheit, ja es würde sogar eine Verschiedenheit der Menschen geben, und zwar von innen aus, wenn auch das Klima noch so gleichförmig wäre und gleichmässig wirkte. Sogar unter den äussern Anstalten finden sich noch nähere, stärkere und stetigere Einwirkungen, z. B. das angestammte Körperorgan.

3) Doch kann auch hier Alles nur allmälig, nur stufenweise fortschreiten. Die Natur liebt zu rasche, zu gewaltsame, zu stürmende Uebergänge nicht; sie will, als ein lebendiges und sehr verkettetes Ganze, nie überspannt gezwungen werden. Die Gesezze der Natur im Grossen dürfen eben so wenig übersehen, als übersprungen werden. Werden sie es, so verfolgt hier unnatürliche Ueberzeitigung der Bildung, dort traurige Entartung. Belege dazu haben wir in allen zu plözlichen Versezzungen von Menschen, wie von Pflanzen, die sich schon an ein Klima gewöhnt hatten, in ein andres Klima; Belege auch in dem unvorbereiteten Aufdringen fremder Gewohnheiten, Denkarten und Lebensweisen mit ihrer klimatischen Eigenthümlichkeit an Menschen von einem völlig entgegengesezten Klima und Boden. Betrachte man nur von diesem Standpuncte aus die Geschichte der Verpflanzungen der erwachsenen und selbst der jugendlichen Erdbürger, die Geschichte sowohl einzelner Reisenden und Abentheurer, die entweder ihre klimatische Lebensweise auch unter einem fremden Klima fortsezzen wollten, oder sich zu plözlich und uneingeschränkt den Einflüssen eines fremden Himmelsstrichs hingaben; endlich die Geschichte der Eroberungen aller Art, der religiösen Missionen, der Handelsgesellschaften. Wer zählt die unglüklichen Afrikaner und Europäer die nach Indien zu ihrer Grabstätte wanderten, die Deportirten und verkauften Menschen aller Art! Wer die trozzigen Opfer zu rasch angenommener klimatischer Vortheile und Reize, die sie oft durch Ueppigkeit im Genuſs — für allen wahren

Genufs verdarben und selbst genufsunfähig und kraftlos machten. Daher altern die europäischen Geschlechter in Nordamerika früher, und leben kürzer und geschwinder. Nationen, die in den Wäldern in Lebensfrische haufsten, versiegen auf dem bebauten Lande. Die Wilden, versezt in die Umgebung der Cultur, gedeihen nicht. Würde wohl das Christenthum so unnatürliche Gebräuche in Europa hervorgebracht haben, wenn man ihm früher das orientalische Gewand entnommen hätte? Ja nicht einmal die Umbildung des Klima durch europäische Hände, wo sie gewaltsam war, konnte den Menschen, die sich an ein altes gewöhnt hatten, gedeihlich seyn. Die Ausrottung der Wälder nahm uns die Bewohner derselben; das Würgen mancher Vögel vermehrte auf der andern Seite das Ungeziefer, da doch in der Natur ein Antagonismus unentbehrlich ist. Blieb das Klima, so bändigte es schon oft selbst hartnäckig, doch als wohlthätiges Gegengewicht, die unbändigen fremden Usurpatoren. Schonend mufs hier das Verfahren seyn, wenn nicht das Mittel zu einer gefährlichen Waffe, zu einem entnervenden und verzehrenden Gift werden soll.

4) Wo die Veränderungen des Klima von der Natur selbst gewaltsam eingeleitet wurden, da waren ganze Menschengenerationen (dies ist ein entschiedener Parallelismus) oft bis zur Unverbesserlichkeit verschroben. Unter und über der Erde schlummern nicht blosse erhaltende und ernährende Kräfte, sondern auch Zerstörungsstoffe des Feuers und Wassers. Sie brechen oft gewaltsam aus in Fluthen oder Erdbeben, und wandeln

um oder erschüttern wenigstens weite Gegenden, verjüngen die veraltete Erde und zerstören ihre Ueppigkeit. So liegt etwas Wahres in der alten Semitischen Sage, daſs eine verschlechterte Generation zum Besten der Nachwelt überfluthet werden muſste.

5) Es bleibt, auch wenn es noch keine Geschichte bestätigt hätte, ein Postulat der moralischen Vernunft, daſs das Innere immer mehr über das Aeussere siegen, und es sich anpassender unterwerfen werde. Der Mensch muſs so weit kommen, daſs er sich durch körperliche Arbeiten nicht geistig zu erschöpfen braucht und das Aeussere ihn nur ein nöthiges Erregungsmittel zwekmässiger Anstrengung wird.

6) Es hängt die Ausbildung der körperlichen und geistigen Anlagen von mehreren und zusammentreffenden Umständen ab, welche nicht der Zufall, sondern mehrere menschliche Thätigkeiten hervorlocken konnte, und zusammen leiten, zusammen vereinen sollte. Auch in den äussern Anstalten der Natur muſs daher eine verschmelzende Harmonie eingeleitet werden, wenn anders die Cultur unsers Geschlechts tief wurzeln und bleibend gedeihen soll.

Natur über dem Menschen.

Sehr wahr schrieb schon Tacitus (*Histor. I,* 15.): *Secundae res acrioribus stimulis animos explorant, quia miseriae tolerantur, — felicitate corrumpimur.* Das Schiksal als Glük und Unglük macht

die Natur über dem Menschen aus, die entscheidend auf diesen einwirkt. Der Lebensdrang enthält bestimmende Bedingungen, geistigen und moralischen Anlagen eine solche oder eine andre Richtung zu geben. Hier kann der Charakter in einem Helden immer noch Freiheit behaupten *).

2. Fremde Willkühr

als die zweite äussere Anstalt zur Entwiklung.

Die zweite Bildungsquelle menschlicher Kräfte, oder das zweite Beförderungsmittel menschlicher Bildung wird durch Willkühr bezeichnet, weil der Einfluſs geistigerer Verhältnisse auf den Menschen noch immer mehr zufällig als nach festbestimmten Grundsäzzen geleitet wird. Dahin gehört vorzüglich theils der imponirende Einfluſs der superioren Geister, der ersten Stammeshäupter, Staatenstifter, Gesezgeber und Religionseinführer, theils der fortwirkende Geist der von ihnen eingerichteten Institute selbst, theils der Geist der Verwaltung und Verhandlung derselben, kurz —: der

*) Die Ausarbeitung dieses lezten Abschnitts von den äussern Anstalten zur Entwiklung menschlicher Anlagen, unter welchem der Vf. die über dem Menschen notnwendig waltende Natur begrif, fehlte in der Handschrift. Die Idee des Verfs. ist deutlich, und daher die Lücke durch obige Andeutungen schon zum Theil getilgt.

Anmerk. des Herausg.

Einflufs der ersten Formen der menschlichen Gesellschaft *).

Dieselbe Willkühr ist aber nur der Weg zur Freiheit, und von dieser der Art nach gar nicht unterschieden. Sonach gibt es eigentlich nur zwei Hauptentwiklungsmittel: Natur und Freiheit; und aus diesem Grunde ist die Mitwirkung fremder Willkühr und fremder Freiheit zusammen, jedoch in ihrem gegenseitigen Contraste zu betrachten.

I. Wirkungen einzelner Menschengeister,

mogten sie nun zufällig oder eigenmächtig über die Gesellschaft hinausgehoben worden seyn, mogte ihr Geist zerstörend oder schöpferisch, erzwingend, ja erstürmend oder erweckend und erziehend wirken.

Nur in Gesellschaft, d. i. in einer menschlichen Wechselwirkung verwandter Wesen konnte der allgemeine menschliche Charakter entwickelt werden. Die erste Gesellschaft, aus welcher sich ein Mensch erheben konnte über seine übrigen Mitglieder, war immer die häusliche, oder die sie repräsentirte. Doch ehe sich die Ehe gründete, galt nur der Stärkste, der Kühnste, der Unbesiegbarste, Zermalmendste und eben daher Furchtbarste. Daher waren Heroen die ersten Thier-

*) Schon hier beginnen die von nicht deutschen Schriftstellern (von Hum und Helvetius) bereits jedoch fälschlich sogenannten moralischen Ursachen (den blos physischen entgegengesezt).

bändiger unter Thieren wie unter Menschen und daher die ersten Entwilderer unsers Geschlechts. Erst nach der Einführung der Ehe trat an die Stelle der Heroen und Menschenentführer — der Vater.

Ueberhaupt unterscheide man unter den Menschengeistern dieser einflußreichen Art, die als wahre Regenten ihrer Gesellschaften zu denken sind, auch wenn sie auf keinem Throne sassen — Regenten doppelter Art: willkührlich Handelnde und frei Wirkende.

1) Die willkührlich Handelnden sind die, welche die Menschen als Werkzeuge passiv behandeln und sie mehr oder minder energisch ergreifen. Sie reissen die Menschenkräfte hin, oder erschüttern, oder empören sie und veranlassen so nicht sowohl innere bleibendere Zustände als äussere, mehr oder minder wechselnde Schiksale. Daher sind die Wirkungen solcher Regenten doch immer nur momentan, oft nur da, wo, und in der Zeit, so lange sie gegenwärtig sind und leben.

Oft kann ein einziger eingeschränkter Geist oder kleinlicher Charakter, der aber eine willkührliche Energie besizt, das Schiksal eines ganzen Volks bestimmen und seinen Ruin begründen. Was vermogten nicht Demagogen in Republiken, Despoten in Monarchien. Sclaverei und Erschlaffung war ihre Frucht. Ihr natürlicher oder unnatürlicher Tod konnte zwar zuweilen Fesseln lüften, dennoch fühlten sie ihren Druk noch langehin.

Zu diesen Erscheinungen der Willkühr rechnen wir zugleich alle die erschütternden Ereignisse, und Kämpfe der Völker, welche doch von

Menschen veranlaſst wurden und oft grosse Veränderungen bewirkten. Dahin die Einbrüche wilder Horden, und die immer mehr und mehr zerstörenden Kriege.

Ausserordentliche Begebenheiten erzeugen auch unter Menschen das Ausserordentliche, grosse Ereignisse grosse Charaktere. So ist jeder langwierige Krieg oder jeder kurze, doch harte — eine Revolution, nur daſs die Regenten sie veranlaſsten. Dennoch sind solche Begebenheiten nicht bleibend und schwinden mit ihrer Wirkung. Bald ist das Ziel der Leidenschaften erreicht, bald tritt die Gewohnheit und der Hang zur Trägheit an die Stelle; zuweilen entsteht daraus auch ein Gleichgewicht, wo nicht eine Gleichgültigkeit.

2) Die frei wirkenden Regenten der Menschengeschlechter, statt die Kräfte hinzureissen und zu empören, elektrisiren sie nur, sezzen sie in ruhigere und harmonischere Thätigkeit, und veranlassen eben dadurch mehr bleibende Zustände. Ihre Regierung ist mehr oder minder Erziehung und zwar für eine bestimmtere Gesellschaft. Sie handeln nicht blos äusserlich, sondern auch innerlich, d. i. sie fühlen zugleich und denken, sie ahnden und sinnen.

Die erste freiere Regierung aber macht die häusliche aus nach den gestifteten Ehen, oder die sogenannte patriarchalische in den sanftern Hirtenstämmen. Da ist der Vater der erste Lehrer des Geistes, die Mutter die erste Erzieherin des Herzens. Da entscheiden die Erfahrungen, da imponirt das Ansehn; da siegt die zartere Ehrfurcht des Alters über ganze ausgebreitete Geschlech-

ter; da ist noch sein lezter Ausspruch ein Segen, ein Gesez, da erbt sich sein Wesen fort.

An diese häusliche Regierung schliefst sich die bürgerliche derer, die nicht blosse Heeranführer und Generale sind, sondern in denen oder neben denen zugleich Gesezgeber wirken. Einzelne praktische Genie's theilen da ihren Völkern durch Festsezzung oder Einrichtung bestimmtrer Verfassungen eine charakteristische Form auf Jahrhunderte mit. Was veränderte nicht in Kurzem schon das Beispiel eines Regenten? Was wirkten die Gesezgeber Moses, Solon, Zoroaster?

An die bürgerlichen Regenten schliessen wir die geistigen.

Als ein solcher erscheint die öffentliche, herrschende Meinung. Wenn man sagt, Meinungen regieren die Welt, so ist dies viel näher zu bestimmen und bedingen. Der Saz ist oder wird nur wahr unter der Beschränkung: Meinungen beherrschten bisher den grossen Haufen der Menschen, weil Ideen sie noch nicht regierten, oder weil in der Welt die Vernunft noch nicht die Herrschaft führt. Es kann die Meinung schon ihrer Natur nach auf keine absolute Allgemeinheit Anspruch machen, und sie ist eine unbegründete, wenn auch nicht grade immer eine ungegründete Vorstellung, mithin ihr Fürwahrhalten subjectiv und objectiv unzureichend. Daher ist sie mehr oder minder Vorurtheil.

Auch da, wo sie eher allgemein heissen kann, wie unter Menschen niederer Bildung, grösserer Unmündigkeit, erscheint sie verschieden modificirt nach ihrer verschiednen Brauchbarkeit, hat aber auch mehr oder minder Werth und Ansehn.

Nicht

Nicht jede öffentliche, nicht jede allgemeine Meinung ist also zugleich eine gewaltige und herrschende. Dies wird sie erst durch ihre innere, die Gefühle bestechende, die Phantasie belebende, Kraft. Der Grad ihrer Gewalt, folglich auch ihrer Ausdauer hängt vom Bewuſstseyn ihrer innern Nothwendigkeit ab, von der Art der Gefühle, welche — und von dem Ziele, für welches die Phantasie belebt werden.

Der Entstehungsgrund einer öffentlichen Meinung ist ihr Ansprechendes an den gemeinen, wenn auch nicht immer gesunden, Verstand, — also ihr Einleuchtendes, Faſsliches, Wahrscheinliches. Der Urgrund ihrer Gewalt aber beruht auf der Passivität des Menschen. Diese ist entweder träge Sinnlichkeit und Dunkelheit der Gefühle und ihr Ansteckendes durch den Reiz des gewekten Phantasiespieles, — oder das blosse Anstaunen des Unbedingten, namentlich des Wahren, von dem man sich lieber ergreifen als mühsam überweisen läſst. Unterhalten wird aber ihre Macht durch Interesse, niederes oder höheres, aus Furcht oder Hoffnung, aus Blindheit oder Selbsttäuschung.

Am schwächsten ist die öffentliche Meinung auf den niedern Stufen der Bildung, denn da bildet sie sich erst; am mächtigsten bei der ersten Halbcultur, also unter dem Volke; am eingeschränktesten auf den höchsten Stufen, denn da ist sie der Vernunftidee des Wahren untergeordnet.

Zu den Regenten, und zwar den geistigen rechnen wir mit Recht ferner die Entdecker in den grossen Reichen der Künste und Wissenschaften.

Es hindert uns nichts mit Jenisch zu sagen: dafs selbst durch die einflufsreichsten politischen Ereignisse nie so tief eingreifend, dauernd und wohlthätig die Fortbildung des Menschengeschlechts bewirkt worden ist als durch manche einzelne Erfindungen. Gleich die erste grosse, hundertfach wiederholte Erfindung der Sprache, welche Kräfte, und welche Besonnenheit hat sie erzeugt! Durch den Ackerbau zwang der Mensch die unfruchtbarste Erdscholle zur Erzeugung von Nahrungsmitteln. Mit der Entdeckung der neuen Welt begann auch eine neue Welt in der alten. Die merkantilische thätige Welt unterstüzte das Geld, die geistigthätige die Buchdruckerei. Und was werden noch künftige Entdeckungen bewirken!

Endlich helfen noch moralische Regenten, welche die höhere Natur des Menschen reiner und reiner auffassen lernten, als Menschenkenner oder Menschenmuster, der Menschheit auf. Wie können, wie werden sie ihr noch künftig aufhelfen!

II. Wirkungen menschlicher Gemeinheiten und der Gesellschaft, im Gegensaz der Einsamkeit.

Die Einsamkeit, im weitesten Sinne, würde ein Leben ohne alle menschliche Wesen seyn, und dann könnte nur das Grab einsam machen; im engern Sinne ist es eine Einsamkeit unter Menschen, im Gegensaz der Gesellschaft. Das Wesentliche, als geschieden von dem Zufälligen, macht dabei die lebendige Wechselwirkung der Menschheit aus.

Ursprünglich ist der Mensch gebunden an physisch verwandte Menschen, späterhin verbunden mit geistigen Verwandten, dann gebunden von ihm fremden Geistern, am spätesten, vereinigt mit der ihm sittlich verwandten Menschheit. Diese Bindungen aber wirken mit Macht auf den Fortgang der Entwiklung und Bildung ein.

Alles Lebendige wurde und gedieh durch andre Lebendige und vorzüglich seines Gleichen. Truppenweise gehen die grossen Affen an der Sanaga (nach *le Maire*) auf Nahrung aus. Auch den Menschen zieht die süsse Gewalt des sympathetischen Triebes zur Gesellschaft. Und dieses ihm Gleiche, welches den Menschen anzieht, ist nicht allein die äusserliche Form, sondern das innere Lebendige und am meisten das stärkste Lebendige, wo man es auch ahndet.

Wenn die Einsamkeit Liebe zur Natur erzeugt, das Selbstsuchen befördert und Vielseitigkeit der Erfahrungen gewährt, so ist dennoch nicht Selbstständigkeit an das einsame Leben gebunden. Im Gegentheil hebt sie die geselligen Tugenden auf und bereitet Härte und Unmenschlichkeit. Ein Mensch ist und wird kein Mensch. In der Gesellschaft verfolgen kräftige Menschen ihre Grundsäzze und behaupten sie.*) — —

*) Auch dieser Abschnitt blieb in der Handschrift des Verfassers nur fragmentarischer Entwurf einzelner Grundzüge. Anmerk. des Herausg.

III. Wirkungen menschlicher Institute,

und zwar sowohl lebendiger Anstalten als eingeführter Einrichtungen, feststehender Gesezgebungen und Verfassungen sowohl ganzer Staaten als einzelner Menschen-Classen im Staate.

Die Wirkungen menschlicher Institute konnten für die Entwiklung sowohl hemmend als fördernd seyn, je nachdem sie willkührlich oder frei erzeugt waren. Daher zuerst von den Aeusserungen willkührlicher Institute, mit denen wir jedoch sogleich die freien verbinden und zusammenhalten.

A. Unter den lebendigen Anstalten sezzen wir oben an die Religion. In ihrer ersten willkührlichen Form wirkte diese jedoch nur als feiger Sclavendienst. Dennoch wirkte nichts tiefer, ununterbrochener und dauernder auf das Menschengeschlecht als Religion: denn sie trat mit den tiefsten Gefühlen und den geheimsten Trieben des Menschen in Verbindung, und heifst so mit Recht eine der gewaltigsten Hebel der menschlichen Dinge.

Die erste Religion mufste erst das Gefühl des Sorglosen erwecken. Diese Macht der Religion aber war anfangs freilich, eben weil sie so mächtig war, oft befremdend, willkührlich. Sie wurde die Quelle und Nährerin des Aberglaubens, eingewurzelter Irrthümer und schädlicher Mifsbräuche. Die Täuschungen der Phantasie wurden von Priester-Schlauheit benuzt, und der menschliche Geist entweder überspannt oder abgespannt und gelähmt. Der gröfste Theil der Welt verräth noch

die deutlichsten Spuren dieser Wirkung, die ungeheure Geistesfinsternifs in den drei Welttheilen, wie in dem europäischen Mittelalter. Der Muhamedanismus hält die Unwissenheit und Uncultur einer grossen Nation noch immer in Banden.

Ganz anders wirkte sie als freies Institut (welche Wirkung wir hier gegenüber stellen), und zwar zunächst so wie die Religion in den Seelen der sogenannten Religionsstifter gestaltet war. In allen den ersten Menschen, in denen sich (und wäre es nur in den Sternanbetenden Hirten Emirs) zuerst der Glaube an eine überirdische Macht reiner entfaltete, würden wir, kennten wir sie noch, gewifs die Beförderer des Muths, der Hofnung, der Geisteserhebung und Beruhigung der Begierden von Hunderten anerkennen. Was vermogten dann ferner ein Moses, ein Orpheus, ein Zoroaster, ein Christus, wie lange und wie tief wirkten sie auf Bildung eines Charakters ihrer Nation, oder, da den einen seine Nation ausstiefs, der Menschheit! Die Zuversicht des Handelns ganzer christlicher Völker, welche mit der Zuversicht ihres Glaubens zusammenhing, bleibt in der Geschichte der menschlichen Entwiklung einzig. Durch Religion konnte selbst ein Mönch die Banden des verdorbenen Christenthums lösen.

Uebrigens fordert sogar die Vernunft in unserm Zeitalter die Religion (in mehr als einem Sinne) zur Selbstvollendung des Herzens der Menschheit, zur Erhebung über das trostlose Schiksal der immer fühlbarer bemerkbaren Widersprüche zwischen der alten und neuen Zeit und zur Ver-

edlung nach dem Willen eines moralischen Weltgesezgebers.

B. Eine zweite Art von Instituten sind die politischen. Der ursprüngliche Geist und die nachherige Festigkeit, das Aufmunternde oder niederdrückende der bürgerlichen Verfassung und die davon abhängige Sicherheit, Ruhe, Freiheit, Gemächlichkeit kommt hier in Anspruch.

Spricht man von der monarchischen und republikanischen Verfassung, als von zwei sich entgegengesezten Regierungsformen, so ist die Wirkung der monarchischen Verfassungen verschieden, je nachdem sie mehr despotisch oder mehr im höhern Sinne monarchisch sind, also mit Willkühr oder Freiheit gehandhabt werden.

In den despotischen Staaten hat der Mensch weder Gelegenheit noch Mittel seine Anlagen allseitig auszubilden. Sclav und Despot; so gilt hier die Unterscheidung. Jener hängt am rohen Bedürfnisse; in diesem keimt nicht einmal Humanität auf.

In den edleren monarchischen Staaten kann dagegen, wie schon jezt die Geschichte einzelner Monarchen lehrt, die Cultur der Menschheit wohl gedeihen. Grade bei dem ersten Aufkommen der Wissenschaften und Künste gehörten Fürsten zu den erklärtesten Pflegern und Verehrern derselben. Die Frucht bestimmterer Gesezze ist zugleich hier öffentliche Ruhe und Sicherheit der Person und des Eigenthums.

Die republikanische Regierungsform erhebt allerdings die Geister zu einem eigenthümlichen

Schwunge und einer besondern Energie des Charakters. Nie würde sich das Alterthum zu dem Reichthum an grossen Charakteren ohne dieses Gefühl der Freiheit und des Stimmrechts der Bürger erhoben haben. Republiken haben allerdings grosse Wirkungen hervorgebracht; allein wie haben sie geendet! Sie entstanden durch Druk. Sie förderten den Libertinismus, hegten den Stolz auf Herkommen. In der monarchischen Form liegt mehr Streben nach Einheit, und, wohl gehalten, kann durch sie reiner Kosmopolitismus und ächte Humanität genährt werden, was mehr Werth als ein Schwung der Phantasie und ein Enthusiasmus des Gefühls hat.

Entschieden bleibt also der Einfluſs der Verfassung allerdings. Wie der Mensch das, was er Grosses und Vortrefliches wird und leistet, nur in der Gesellschaft wird, so tragen gute Regierungsverfassungen zur Beförderung menschlicher Entwiklung bei. Dennoch thut es auch diese Ursache nicht allein. Auch der beste Geist der Gesezze und eine ganze Verfassung thut fast nichts, wenn der Geist der Verwaltung nicht zugleich im Ganzen wie in einzelnen Regenten begünstigend wirkt. Nur die am besten verwalteten Staaten sind auch die reichsten und aufgeklärtesten, so wie das Gegentheil eben so gewiſs ist. Wenn die Verwalter ein beschränkter Gesichtskreis fesselt, wie der Buchstabe des Gesezzes und sogar das Miſstrauen gegen freiere Aufstrebungen der Denkkraft; wenn sie gewisse Stände, wären es auch nicht die gemeinnüzzigsten zu privilegiren und den Zunftgeist zu nähren fortfahren, da wird die Menschenentwiklung

meist im Keime getödtet und eine solche Hemmung aller Kräfte ist nicht viel besser als Kindermord. Es ist endlich nicht genug, die Kräfte des Staates nicht zu verschwenden und treu zusammenzuhalten oder zu steigern, es sezt ihr Gedeihen zugleich voraus, daſs sie auf die Puncte hingeleitet und oft concentrirt werden, wo sie am zwekmässigsten verwendet werden. Ob nun blosses Anhäufen von Reichthümern in den Verwaltungen der Staaten, ohne Verwendung auf Bildungsanstalten die privilegirten Menschenschlächtereien, die wir Kriege nennen — den edlern Menschenkräften jene höhere Tapferkeit und Männlichkeit verleihen können, die wir Tugend nennen, darüber spräche die Geschichte laut, wenn man die Aussprüche der Vernunft selbst nicht hören wollte.

Dies führt uns auf einen noch edlern Geist der Verwaltung menschlicher Institute, in welchem fremde Willkühr oder Freiheit sich verräth, d. i. negativ: die Entfernung zufälliger und vermeidlicher Hindernisse der allseitigen Ausarbeitung des Menschencharakters — und positiv: die Erleichterung des Sieges über das willkührliche Schiksal in der Naturnothwendigkeit, die Erhebung über die Macht zwingender Umstände, die Verallgemeinerung grosser Beispiele unter den Grossen der Erde und erleichterter edler Nacheiferungen unter den zahllosen Kleinen der Erde, welche die Grossen bis jezt nur in der äussern Grösse nachahmen, nicht einer innern nachstreben können.

So lange der Mensch noch mehr für seinen Körper sorgen muſs als für den Geist, so lange Sor-

gen der Nahrung ihn peinigen und den Geist unaufhörlich niederziehen, so lange er eigennüzzig in den niedern und höhern Ständen zu bleiben zugleich genöthigt wird, und den Genufs wie ein entzogenes Gut mit brennender Gier zu ergreifen gewöhnt wird, statt ihn als Erholung und Würze nur, wo er mufs, anzuwenden, so lange kann keine freie Kraftentfaltung gedeihen und kein Reich Gottes herannahen. Doch darf jeder Mensch die Natur, die einst auch für ihn spendete, auch für sich wieder reich nennen, ist ihm erst eine hinlängliche Subsistenz gesichert; kann er sich sogar zu Wohlstand, zu Gemächlichkeit erheben, dann erst lernt sein Geist sich fühlen und in aller Herrlichkeit seine Kraft entfalten. Ohne eine gewisse Wohlhabenheit kann das Talent nicht aufstreben, sich nicht von dem niedern Dienste des Eigennuzzes zu dem höhern der ächten Cultur erheben.

So lange ferner Menschen nur dem physischen Bedürfnisse nachgehen und ihre Kraft in tausend Geschäfte theilen müssen, so lange kann auch nicht eine Fertigkeit, besonders nicht vollkommen ausgebildet werden. Können sich aber der Befriedigung fremder Bedürfnisse besondere und immer mehr besondere Klassen widmen, und dies mit Freiheit, so gelangen diese schnell zur Gewinnung zeitsparender Kunstgriffe und zur vielfältigern Anwendung des Naturmechanismus.

So lange jedoch endlich Wohlhabenheit nur das Antheil Einiger ist, so lange wird sich da nicht schöne Kunst, nicht ächter Geschmak finden. Die Reichen werden von ihrem Reichthum verführt,

hängen einzig an sinnlichen Genüssen und werden durch Anmassung und Stolz drückender und immer drückender für die ihnen zuarbeitende Classe. Die Begüterten müssen nicht Wenige seyn, ausgebreitet der grössere Besiz; dann sind Ausschweifungen unmöglicher und Mässigung erleichtert. — Was vermöchten Menschen zu werden, wenn sie menschlich unter Menschen leben dürften, wenn mechanische Arbeiten ihre Talente eher zur Verschönerung wekten als unter schmuzigen Mangel aufrieben, wenn einseitige Ueberspannung der Geisteskraft nicht ihre Gefühle vertroknete, nicht ihren Willen entmannte, — wenn moralische Kräfte sie umgäben und moralische Ursachen freier auf sie einwirken könnten!

Immer verhielt sich in dem Bisherigen die Willkühr zu der Freiheit, wie die beschränkende Regel zu dem befreienden Gesez.

1) Vergleichen wir diese Wirkungen mit jenen Einflüssen einer fremden Nothwendigkeit, so übertreffen jene diese bei weitem. Früher und schneller, belebender und entzündender wirkt von nun an Geist auf Geist.

2) Dennoch wirken Menschen auf Menschen nur dann menschlich, wenn jene Menschen selbst wirklich frei, mithin selbst erzogen waren, mithin auch menschlich wirkten, nichts überzeitigten, sondern zart das heilige Verlezbare schonten.

5) Der vollendetste Mensch gedeiht nur bei einer alles zusammenstimmenden innern Angemes-

senheit zu den äussern Umgebungen, und bei der leichten Anschmiegung des Aeussern an die innern Bedürfnisse. Der Mensch wird sich desto freier und kräftiger aus der Thierheit erheben, je weniger ihm die äussere Nothwendigkeit störend ist, je minder ihn der Instinct an den Boden fesselt. Auch können wir moralisch überzeugt seyn, dafs es einen parallelen Fortschritt der ruhigen Ordnung der Natur und der moralischen Ordnung der Menschheit geben wird. Schon jezt wurden einzelne Menschen grofs dadurch, dafs sie auch eine schwierige Natur besiegten.

Universalgeschichte der Menschheit,

oder

menschliche Entwiklungs- und Ausbildungsgeschichte unsers Geschlechts.

Da sie allgemein ist (s. S. 76.), so ist ihr Inhalt eben so nothwendig als der Naturgang im Grossen selbst. Diesen Gang haben wir natürlich als eine Reihe von Lösungsversuchen einer höchsten Aufgabe zu betrachten, und eben diese zugleich im Ganzen immer als Fortschritt.

In diesem Gange gibt es gewisse Scheidepuncte, welche unterscheidende Charaktere bezeichnen. Dies sind die Epochen dieser Geschichte. Sonst entlehnte man diese blos einseitig; von den äussern Lebensarten, als des Jägers, Hirtens etc. billig aber sehen wir vorzüglich auf innere Unterscheidungsmerkmale und zugleich auf Parallelismus mit der äussern Natur. Ohnehin war man darüber uneinig, ob die gewöhnlich angenommene Aufeinanderfolge verschiedner Lebensarten eine nothwendige sey, da es z. B. Hirtenvölker gab, welche

schwerlich je Jäger waren. Allein darauf kommt es allerdings nicht an, da nur von dem Anwachsen und Künstlicherwerden der Fertigkeiten die Rede ist, wo allerdings der Hirtenstand mehr schon, wo nicht voraussezt, doch erzeugt als der Jägerstand.

Diese innern Epochen kann man der Zahl nach vervielfältigen, je nachdem man die Menschen blos als Naturwesen oder als Freiheitswesen, in der Idee oder in der Wirklichkeit faſst; man kann sie vereinfachen, wenn man die mehr zufälligen (z. B. die vierte bei Jenisch) übergeht, und nur die nothwendigen, d. i. diejenigen angeben wollte, welche auf dem graden Wege zur Sittlichkeit liegen. Doch der Nebenblik auf die wirkliche Geschichte läſst auch manche zufällige, z. B. die der Verfeinerung, um so mehr mitnehmen, da man darin oft sogar einen wahren und geraden Fortschritt zu sehen pflegt. Nach dem Ideale, welches der sittliche Mensch ausmacht, würden wir nur die Epochen a) der Sinnlichkeit, b) des Verstandes und c) der Vernunft aufstellen müssen. Zwischen diesen aber liegt der nothwendige Naturgang, der in den Epochen noch Abweichungen bildet und in jedem Individuum angetroffen wird. Dieses von der Erfahrung Gegebene bleibt mithin auch uns zu berüksichtigen.

Erste Epoche.

Epoche des blinden gesez- und zweklosen Wirkens — der Ausbildung der vegetabilischen beweglichen und thierischen Sinnlichkeit.

Versinnlichung.

Urzustand der Ur-Menschen

oder ursprünglicher Naturstand aller Menschen.

Hier ist nicht mehr von dem Urseyn der Menschheit (mithin weder von ihrem Ursprunge noch Urkeime s. S. 89.) die Rede. Jene Frage von dem Ursprunge und der Anlage gehörte der Philosophie, der Urzustand dagegen mehr der Geschichte an; denn in dem Urzustand liegt das erste Product oder Educt aus der Anlage, d. i. die erste blinde Urform, die erste rohste Beschaffenheit der willkührlich Preis gegebenen Anlage, — der erste schwächste Grad der Entwiklung.

Historische Uebersicht der Vorstellungen über den Urzustand.

Im Ganzen hat man hier zwei Arten derselben zu unterscheiden: die Gemälde der Dichter, und die Beschreibungen von Beobachtern bestimmter (älterer und neuerer) wilder Stämme, wenn auch nicht der Urstämme. Beide Darsteller waren zuweilen auch in einer Person vereint; so auch in den dichtenden oder idealisirenden, — minder in den psychologischen Philosophen. Indeſs gehört zur

Bildung des Begrifs des Urzustandes immer etwas Poetisches, ein Hinausschwingen aus der Gegenwart, eine Reinheit des Gemüths in der Auffassung des Ersten. Die Entscheidung kann aber nicht schwer werden, zu bestimmen, von welcher Menschenclasse wir die unbefangenste, mithin auch getroffenste, Zeichnung erwarten und erhalten dürften.

Wir unterscheiden hier 7 Perioden.

1. Periode. Dichtungen eines Zustandes der Unschuld in goldnen Umgebungen der Götter.

Die erste Vorstellung unter den Menschen darüber war natürlich eine Vorstellung der Phantasie, mithin auch Dichtung und zwar sogleich eine lachende und verschönernde. Dies ist die von dem ersten, goldenen Welt-Alter der Welt, oder von einem frühern Götterleben in einem Paradiese oder Elysium. Es ist merkwürdig, dafs alle Völker, die eine Geschichte haben, und da schon so früh, auch ein Paradies besizzen, dafs sie in ihren poetischen Sagen auf ein solches seliges Ur-Leben hinweisen und ihr Ideal von Glükseligkeit dabei nur nach ihren Einsichten verschieden ausmahlen. Der Grund mufste also in der menschlichen Natur und eben daher auch in der Vorstellung etwas Wahres liegen. Woher nun diese befremdend frühe Erscheinung der Bildung eines idealischen Zustandes der Menschheit?*)

*) Nur zum Theil ist diese anziehende Untersuchung in folgender Abhandlung eingeleitet: Tiedemann: Ursprung des Glaubens an einen ehemaligen paradiesischen

Man hat hier zuerst zu fragen: Wenn (d. h. auf welcher Bildungsstufe) dachte der Mensch erst an das Vergangene; — dann: wenn reflectirte er zuerst über die Vergangenheit? und fand er sie dann sogleich glüklicher, fand er sie sogar überirdisch selig?

Dies geschah überhaupt erst nach seinem Austritt aus dem ersten dumpfern Zustande des bewufstlosen Lebens. Doch auf der ersten Stufe der Cultur entstand noch nichts als ein Gefühl von Noth, ein drückendes Gefühl der Gegenwart, das man sich anfangs noch nicht verdeutlichte. Zunächst empfand er dann auch nur das Vergangene und in ihm nur das

Zustand der Menschen und der Erde, 1796. in d. Berl. Mon. Dec. S. 505—521. Es werden hier die Sagen mehrerer Völker (der Gentoos in Indien, der Kalmücken, Lamadianer, Parsen, Japaner, Griechen und Kamtschadalen) erzählt; dann folgt die Erklärung, dafs Alles (?) auf Erden vordem vortreflich (?) und glüklich war aus zwei Ursachen: 1) dafs die Vorzeit die bessere, weisere und seligere war, 2) dafs mit der zunehmenden Cultur, Zufriedenheit und Frohsinn des Herzens abnehme. Allein die Beobachtungen hätten noch mehr nach Stufen geordnet, das Nationale und Locale derselben geschieden werden von dem Allgemeinen, es hätte zugleich die Bildungsstufe ihrer Entstehung bestimmt werden sollen. Die Erklärung ist übrigens unbefriedigend. — Die goldnen Jahrhunderte. Ein Fragment zur Philosophie der Weltgeschichte. In F. Bouterwek's N. Mus. der Philos. Bd. 1. Heft 2. S. 73—103. Betrift mehr die neuere Cultur von Europa. — Vom goldenen Zeitalter der Philosophen. A. d. Lat. Von Mich. Engel in seinen Versuchen in der scientif. und popul. Philos. 1803. N. 7.

das objectiv Erfahrne und Genossene, welches ihm vielleicht gar anekelte, oder wenigstens gleichgültiger war. Das erste Bild der Vergangenheit, das dem Jüngling in der Phantasie aufgeht, ist daher immer ein düstreres oder wenigstens matteres, und uninteressantes der Kinderspiele und Tändeleien, der Abhängigkeit und Ohnmacht. Es geschah aber dies bei dem Menschen um so mehr, da sein starker Trieb ihn immer vorwärts drängte. Erst späterhin empfand er die Vergangenheit als eine ganze Lebensperiode, als eine Vorzeit in der sein subjectiver Zustand bestimmt war. Dies bei der ersten Erkenntnifs, in der sich die Objecte von dem Subject trennten.

Allein eben mit dieser ersten Erkenntnifs oder Cultur hatten sich auch die Bedürfnisse des Menschen erweitert und erschwert, so wie die Erkenntnifs ihn die Objecte und dadurch zugleich seine Begierde kennen lehrte und so von den Objecten abhängig machte. In der frühern Zeit der Unbesorglichkeit merkte man die Unruhe im Innern oder auch nur die äussere Beschwerde noch um so weniger, je einfacher und minder verwickelt sie war. Erst als die Unruhe stieg, als der Mensch sich anstrengen, als er seinen Nuzzen im voraus und in der Zukunft berechnen mufste; da forderte er seine bisherigen Erfahrungen auf, da erwachte die Erinnerung an die Vergangenheit als ein Zeitganzes, und die Reflexion, welche sie mit der Gegenwart als eine von ihr verschiedene Periode verglich.

Diese Vorzeit war in den Ersten, welche darüber reflectirten, nicht die Urzeit der ganzen, sondern nur die seiner eigenen, Menschheit, d. i. seiner Kindheit. Diese dichtete oder dachte man sich erst glüklicher, d. i. fröhlicher, sorgloser, ungebundener, dann weiser, endlich sogar besser, wenigstens unschuldiger. Glüklicher dachte man sie sich; dies war, ungestörter, friedlicher, vorzüglich in den ältesten Lebensperioden und zwar mit den Genüssen ausgestattet, die man für die höchsten hielt, die zugleich leichter zu geniessen wären. Weiser dachte man sie sich, oder — eine Weisheit, die mehr List war, welche durchs Leben half, wenigstens eine kindliche Schlauheit, eine Naseweisheit der Neugier, die sich um Alles kümmerte, die Alles auskosten wollte, eine Allwissenheit der Götter. Als besser erschien sie, indem sie sanfter, genügsam, bescheiden, folgsam wie ein Kind gewesen sey.

Dieses ganze Gebilde verräth seinen Ursprung. Die Reflexion sah in jeder Kraftanstrengung, die nun fühlbar und kenntlich geworden war, den Verlust eines Glüks; sie verglich die Momente der Ruhe, welche keine Anstrengung kosten und doch wohlthun. Eine Sehnsucht, die sich ihre Güter als etwas Vergangenes denkt, erwachte wie nach einem Verlornen; das Verlorne stellte die Phantasie als ein entferntes, und eben daher lachenderes, und verschönertes Daseyn vor, zugleich aber auch als ein Verschwundenes, d. i. als unwiderbringlich Verlorenes auf eine unbegreifliche Art, mithin nach der Götter Willen und aus der eignen Schuld des Menschen, des Blindergewordenen.

Daher nun das lustige Leben im Paradiese und der Verlust desselben durch Vorwiz und Frevel der aufstrebenden Jugend. Nach der semitischen Sage von einem Park im Lande des Vergnügens, lebte das erste Menschenpaar nackend, und ohne Schaam im Genusse der lieblichsten Früchte, im freundlichsten Umgange mit den noch nicht scheuen oder wilden Thieren. Die Griechen dachten sich nach Westen hin, wo die goldne Sonne herabstieg, Alles golden. Die Dichterphantasie schuf einen Garten der Here voll goldner Früchte oder Aepfel, welche diese von der Gaia erhalten hatte. Dort wurden sie nach einer Sage bewacht von einem Drachen (*Hes. Theog.* 333.), nach einer andern von den hellsingenden Hesperiden auf einer Insel gegen Afrika im Okeanos (*Hes. Thog.* 215. 16.)*) Lange vor Zeus wurden die sterblichen Menschen von den Unsterblichen unter Kronos geschaffen und zugleich auch Götter (Hesiodos Wirthschaftsged. v. 108. f.). Das erste Geschlecht (χρύσεον γένος) lebte wie die Götter sorglosen Gemüths, ganz ohne Arbeit und Beschwerde; selbst ohne die Beschwerden des Alters, am Körper sich immer gleich. Die fruchtbare Erde trug von selbst und ohne Arbeit Früchte; beliebig und ruhig besorgten sie mit vielen andern Guten (ἐσϑλοί) ihre Geschäfte. Nachdem dieses erste Geschlecht (γένος) gestorben war, erhob sie Zeus (v. 121.) zu Dämonen, und zwar zu wohlwollenden und beglükkenden Schuzgeistern der Menschen. Das zwei-

*) Gen Westen lagen immer die glüklichen Inseln.

te Geschlecht war (*ἀϱγύϱεον γένος*) weder an Gestalt noch an Sinn dem goldnen ähnlich (v. 128.); jenes belohnte Zeus nicht, sondern bestrafte es. Drauf bildete er ein drittes (*χάλκειον*) baumstark, hartherzig (146.). Dieses kannte weder das Getreide, noch Eisen (Ein sehr getroffener Zug!). Dann erschien das vierte Geschlecht, das göttliche der Heroen und Halbgötter, denen, als sie starben, Zeus einen besondern Siz an den Gränzen der Erde, fern von den Unsterblichen gab. Sie wohnen sorglos und glüklich, im Besiz dreifacher Erndten. Endlich das fünfte Geschlecht (*σιδήϱεον*), die Zeitgenossen des Verfassers des Mythos.

Nach einem andern Mythos (*Hesiod.* Εϱγ. v. 90—93.) lebten die ersten Geschlechter der Menschen befreit von schwerer Arbeit, von harten Krankheiten, welche den Menschen das Alter herbeiführen. Das schlimmere Geschik kam über sie durch ein Weib (Pandora), durch welche Zeus den Epimetheus berükte. (Dafs aber erst Prometheus das Feuer erfand, verräth schon Bemerkung der frühern Uncultur).

Die alten Heroen, nachdem sie diese Oberwelt verlassen hatten, sezte schon die *Odyss.* 4, 563—568., wieder an die westlichen Enden der Erde. Dort ist Elysium; dort leben (565.) mühelos in Seligkeit die Menschen; dort werden die Menschen sanft gekühlt von dem leisen West, frei von Orkanen, Regen und Schnee. Sonst kennt die Odyssee gesezlose und religionslose Heroen, nur nannte sie sie nicht das älteste Geschlecht.

Merkwürdig ists, dafs das hebräische Paradies der Vorzeit und das arabische jenseits des Todes einander so ähnlich gebildet wurden, dafs auch die Griechen in der äussersten Vergangenheit und Zukunft ein gleich seliges Götterleben annahmen, so wie manche Christen den Himmel erst auf Erden und dann in den Himmel sezten. (Das hier verlorne Paradies wird also droben wieder gefunden.) Schon darin lag, wie in der verwandten Seelenwanderung, die Ahndung von einem Cyklus von der Anlage bis zur Endbestimmung verborgen.

In diesen poetischen Schilderungen (an welche sich die *saturnia regna* der Römer, *Virg. Ecl.* 6, 41. 4, 39. s. *Ge.* 1, 125. s. — und deren *aurea secula Virg. Aen.* 8, 325. mit einem ewigen Frieden schlossen) liegt Unwahres und Wahres. Jenes finden wir in der Einseitigkeit, dafs Ruhe und Zufriedenheit früherhin darum herrschte, weil die Sinnlichkeit ihre Nebenbuhlerin, die Vernunft, in Schlummer gewiegt hatte, und dafs ein Zeitalter der noch ungestörten Sinnlichkeit angenommen ward.

Es konnte und mufste aber in diesen Schilderungen einiges Wahre liegen*), sofern Erfahrungen,

*) Auch Tiedemann zu der Reise in Oberpensylvanien (Berlin 1802. S. 8. Anmerk. e.) bemerkte, dafs die Dichtervorstellung von brüderlicher Eintracht und Redlichkeit nicht so ganz Dichtung sey. „Kleinere Gesellschaften, durch mancherlei Interesse der Individuen noch nicht in Kriegsstand versezt, zu steter Unterstüzzung auf Jagden und in Kriegen aufgefordert, sind natürlich inniger und werden von mehrerem Gemeingeist beseelt als die grösseren."

wenn auch noch so flüchtig aufgefaſste, dabei zum Grunde lagen. Was man glüklich getroffen hatte, ohne es jedoch bestimmt zu denken, war: 1) daſs die ersten Menschen, wie die Kinder, glüklicher, sorglos, leichtsinniger, auch unschuldiger lebten, doch dies Alles nicht aus Göttlichkeit, sondern aus Unwissenheit, aus Unbekanntschaft mit andern Zuständen. Ihre Unschuld war also die Tugend der Beschränktheit und Einfachheit. 2) — Daſs die Menschen äusserlich besser schienen und wirklich schuldloser waren als späterhin (freilich nur in blos negativer Güte). 3) — Daſs es wirklich nicht immer so war, nicht von jeher so, wie späterhin, also anders, ja sogar in manchen Dingen minder schlimm, weil man nemlich damals Manches noch nicht kannte, also auch nicht fühlte, also auch nicht mogte. 4) — Daſs die Superklugheit etwas an dem Göttlichen Verschuldetes sey. 5) — Daſs die fruchtbare Erde die erste Mutterpflege übernahm.

Bisher erschien der erste Mensch im Ganzen mild. Alle diese Sagen von Unschuldswelten und goldnen Zeiten sezten auch diese Perioden über die Erfindung des Ackerbaus zurük.

II. Periode. Ahndungen eines Zustandes der Gesezlosigkeit in der Noth der Thiere.

Hier lag eine durch einseitige und trübe Erfahrungen verdüsterte Stimmung zum Grunde. Man ging von wirklichen Erfahrungen aus und entwarf Gemälde mit Kenntniſs der Natur, wenn auch nicht immer ganz treu nach der Natur. So schon vor den Sophisten. Natürlich muſste man schon weit

von der ersten Stufe oder von der Wildheit zurük seyn, ehe man diese bemerken, ja sogar als etwas Schrekliches denken konnte.

Mit den ersten Tragikern, Historikern und Sophisten erscheinen solche treffendere, aber dafür auch düstrere Gemälde von den ersten Menschen.

So der Tragiker *Moschion*, der wenigstens nach Themistokles lebte. Dieser stellte, wahrscheinlich in einer Tragödie, beim *Stob. Eclog. ph. P.* 1. *T.* 1. *p.* 240. s. das Beginnen und die Einrichtung des sterblichen Lebens dar. Es war eine Zeit, sagt er, wo die Sterblichen eine den Thieren ähnliche Diät führten und in Höhlen wohnten, wo die Erde noch unfruchtbar war, wo man Fleisch der Menschen verzehrte, wo die Gewalt neben dem Zeus safs und das Gesez gering war. Doch als die Alles erzeugende Zeit das sterbliche Leben wieder veränderte und des Prometheus Erfindungsgeist herbeiführte, so wie die Noth und die Natur, die durch öftere Uebung sich selbst als Lehrer aufstellte, da ward der heiligen Demeter Frucht und des Bakchos Quelle gefunden, Akkerbau und Häuser. Da führte man das wilde Leben zu einer zahmern Lebensweise; die Todten gebot das Gesez zu begraben.

So Aeschylos im Prometheus v. 446. f. wo das Nichtsehen und Nichthören mit Augen und Ohren treffend gezeichnet ist. vergl. 467. Auch hier erscheint der erste Mensch wild.

Kritias oder Euripides beim *Sext. adv. Math.* 9, 54. (*Fragm. Sisyph. Eurip. I*, 35. p. 496.

Lips.) sezte eine Zeit voraus, wo ein ordnung-, recht-, und religionloses Leben statt fand, wo die wilden Menschen Alles durch Gewalt und Stärke entschieden. Aus Noth wurden Gesezze, und dann die Schreckbilder der Religion erfunden. Fast schnitt er so drei Epochen ab (Naturstand, Gesezze, Religion.) *).

Thukydides erzählt (I. 2—12.) historisch, daſs die frühern Hellenen nicht den Acker bauten, sondern von Räubereien lebten, was also noch nicht Schande war. Philochoros bei Strabon 9, 609., Pausanias VIII. 1, p. 599., Plutarchos in *Thes. I. p.* 13. 16. 60. 64. beschrieben die Heldenzeit der Griechen.

Diodoros I, 3. 2. f. stellt die ursprünglich entstandenen Menschen in einem ordnungslosen und thierischen Leben dar. Wie Thiere gingen sie auf die Weide der freiwachsenden Baumfrüchte, wie Thiere ermangelten sie der articulirten Sprache, kannten weder Feuer noch Kleidung, noch Wohnung, noch Sorge für die Zukunft. Nakt und unwissend starben viele vor Kälte oder aus Mangel der Speise. Aus Furcht vor den sie beunruhigenden Thieren traten sie in Gesellschaft; endlich war die Noth die erste Lehrerin dieser ingeniösen Thiere. (So schon oben bei Moschion und bei Archytas — *Stob. Serm.* 93.) Vgl. Diodor. 3, 15. p. 184. von

*) Merkwürdig sind auch Herakleitos Worte: *de Incredibilib. in Opusc. mythol. ed. Gale.* c. 23. περὶ Ὀρφέως: Εἴποι τις ἀληθῶς, ὅτι θηριώδεις ὄντας τοὺς ἀνθρώπους καὶ οὔτε ἔθη, οὔτε νόμους εἰδότας εἰς δεισιδαιμονίαν ἀγάγων, καὶ ἐπὶ τὸ εὐσεβεῖν παρακαλέσας.

nakten Fischessern, von den Unempfindlichen ohne Mitleid und Sprache.

Diesen Vorstellungen der Griechen folgten auch treulich die Römer. Unter ihnen stellt nur Einer die goldnen Seiten allein dar, Virgilius. Vergl. *Georg. I*, 121. f. *Aen.* 8, 315.

Lucretius stellte das erste Menschengeschlecht den Thieren völlig gleich. V. 923. f. Da er durch die *tellus dura* Alles erzeugt seyn liefs, so war das *genus humanum* auch *durum*. Frost und Hizze und Neuheit der Speise störte jene nicht, welche, wie er sagt, *vitam tractabant more ferarum*. Was die Sonne und Regen und die Erde selbst gab, das gnügte ihnen. Wie Thiere stillten sie an Flüssen den Durst, in Hölen den Schlaf wie in Wäldern. Jeder sah nur auf das Seine, und sie kannten Gesezze noch nicht. Was der Zufall herbeiführte, war ihr Besiz. Unwissend tranken sie oft Gift, (also selbst ohne Instinct). Endlich fing das Geschlecht an milder zu werden. Dahin versezt er den Ursprung der Sprache etc. — Im Ganzen war also Lucretius Zeichnung eine sehr richtige und lebenvolle.

Horatius schildert *Serm. I.* 3, 99—112. den Zustand kurz und gut, und läfst die Menschen so lange ein stummes, ungestaltetes Vieh seyn, bis die Furcht Gesezze erfand. Vgl. *Art. poet.* 391 f.

Ovidius schildert das goldne Zeitalter unter Saturnus (*Metam.* 1, 89. f.): *Aurea aetas, quae, vindice nullo, sponte sua, sine lege fidem, rectumque colebat*, und fügt dann nur weitere, dichterisch detaillirte Ausschmückung bei. Bei den silbernen

(v. 113.) finden wir vier Jahreszeiten [also eine ganz veränderte Welt — fast wie bei Platon] und bei rauherer Jahreszeit Wohnungen 125. f. *Tertia successit aenea proles, saevior ingeniis, nec scelerata tamen. — De duro est ultima ferro. . . Vivitur ex rapto; non hospes ab hospite tutus; — victa iacet Pietas* (149.). Vgl. *Fast. II.* 289.

Sallustius in der Einleitung zu der *Coniurat. Cat.* schildert Roms Anfang unter den Königen: *Tum vita hominum sine cupiditate agitabatur; sua cuique satis placebant.* Und c. 2. *Aborigenes genus hominum agreste, sine legibus, sine imperio, liberum atque solutum.*

Merkwürdig sind die Vorstellungen Cicero's. So sagt er: *de Inv. I*, 2. *Fuit quoddam tempus, cum in agris homines bestiarum more vagabantur et sibi victu ferino vitam propagabant, — pleraque viribus corporis administrabant. Nondum divinae religionis, non humani officii ratio colebatur. Ita, propter errorem atque inscientiam, caeca ac temeraria dominatrix animi cupiditas ad se explendam viribus corporis abutebatur perniciosissimis satellitibus.* Also fand Cicero nur willkührlichen Misbrauch der an sich trefflichen Anlagen, die ein grosser und weiser Mann erkannte, welcher die zerstreuten Menschen sammelte (*cognovit, quae materia esset et quanta ad maximas res opportunitas in animis esset hominum, si quis eam posset elicere*). Das Umbilden zu sanften und zahmen Menschen läſst er ihn aber, obgleich aus langer Gewohnheit, dennoch plözlich zu Stande bringen, durch — Beredsamkeit. Vgl. *de Orat. I*, 8.

Pro Sextio C. 42. spricht er von der Natureinrichtung, dafs die einst im freien Felde umherschweifenden Menschen nur so viel hatten, als sie durch Mord erhalten konnten. *Qui igitur primi virtute et consilio praestanti exstiterunt, ii perspecto genere humanae docilitatis atque ingenii* (wie oben: — Perfectibilität!), *dissipatos unum in locum congregarunt, eosque ex feritate illa ad iustitiam atque mansuetudinem transduxerunt.* Nun entstanden Staaten mit Gemeinbesten.

Cicero dachte sich also ursprünglich wild umherlaufende Thiere, aber doch mit Perfectibilität und schwerlich ganz ungesellig, denn er sagt *Amic. c.* 23. *Si quis ea asperitate est et immanitate naturae, congressus ut hominum fugiat atque oderit, — tamen is pati non possit, ut non anquirat aliquem, apud quem evomat virus acerbitatis suae. Natura solitarium nihil amat.* Vgl. *Offic. I, amicit.* 21. Wie die Bienen sich zusammenhalten, sagt er *Offic. I,* 44. so auch die Menschen; aus der Verbindung des menschlichen Geschlechts entsteht erst Tugend.

Tacitus *de moribus Germ. c.* 46. *Fennis mira feritas, foeda paupertas: non arma, non Penates: victui herba, vestitui pelles,* [dies besagt schon viel: sie, und selbst ihre Frauen waren Jäger] *cubile humus* etc.

Diese Vorstellungen waren mehr Beschreibungen. Das Falsche in ihnen macht der rasche Schlufs von den Stämmen, die man kennen gelernt hatte, auf den Urstamm, von Verwilderung auf Urwildheit aus.

III. Periode. Dichterphilosophen. Hier Versuche die Dichtungen von einem goldnen Zeitalter philosophisch zu begründen.

Platon sezte in einem goldnen Ursprung eine ganz andre Welteinrichtung, eine andere, mildere Natur der Thiere voraus. Nach Vermilderung der Thiere fand er die Menschen wehrlos und unbeschüzt, bei Einfachheit der Bedürfnisse und Einfalt der Sitten. Er schmükte die Fabel von Prometheus in s. *Protagoras* aus, wobei er (*p.* 109. 110. *T.* 3. *Bip.*) verräth, daſs die ersten Menschen nakt und wehrlos waren, durch die Schuld des Epimetheus, welcher den Thieren alle Kräfte mitgetheilt hatte. Nun stahl Prometheus die Weisheit der Athene und das Feuer, daher die εὐπορία τοῦ βίου für den Menschen die Mittel für das Leben. Da der Mensch so den Göttern verwandt war, so kam er allein unter den Lebendigen auf die Annahme von Göttern [nur auch nicht gleich]; nachher ordnete er die Stimme und die Namen durch Kunst schnell, bildete Wohnungen und Kleidungen und erfand die Nahrungsmittel aus der Erde. So anfangs eingerichtet, wohnten die Menschen erst zerstreut ohne Städte. Da die Menschen überall schwächer als die Thiere waren, so wurden sie von diesen aufgerieben; denn ihre Kunst half ihnen nichts im Kampfe mit den Thieren, bis Zeus dafür sorgte, damit sie nicht ganz aufgerieben wurden, und ihnen in ihre Städte, die αἰδὼς und δίκη gab, [also erst durch moralische Kraft siegten sie über die Thiere].

Im *Politicus* läſst er unter des Kronos Scepter zwar Alles von selbst aus der Erde entste-

hen, was aber eben nur auf das frühere Weltalter passe, wo Alles ganz anders eingerichtet war als jezt (*p.* 34. *T. VI. Bip.*), wo die Thiere, unter der Leitung besonderer Dämonen, ihren Unterhalt fanden und daher keine Wildheit in ihnen, kein Krieg und kein Kampf war. Die Menschen lebten unter freiem Himmel, unter dem gemässigtesten Klima, (p. 35.) selbst nackend und ohne Decke. Bei dieser Musse, sezt er hinzu, konnten sie sich mit den Thieren unterhalten. Doch müssen wir noch die Nachricht abwarten, ob jene sich auch mit Wissenschaften (p. 36.) abgaben. Nachher ward die Erde sich selbst und der bösen Materie überlassen, da die Dämonen zurüktraten. Da nun die Thiere deren Naturen heftig, wild geworden waren, (p. 40.) die Menschen aber schwach und unbeschüzt waren, so wurden sie von jenen zerrissen. Verwöhnt durch die freiwachsende Nahrung hatten sie nicht nöthig gehabt, früherhin an Künste zu denken. Aus dieser Verlegenheit rissen sie früher die Gaben des Feuers durch Prometheus, der Künste durch Hephästos und Athene, die Sämereien und Pflanzen von Andern. Jezt mufsten sie sich selbst helfen (p. 41.) nemlich durch den Theil der göttlichen Weltseele, den sie bekommen hatten.

De legibus III. (*p.* 106. *T. VIII.*) schildert er das Leben einiger nach der deukalionischen Fluth auf Gebirgen geretteten Hirten. Damals, sagt er, war kein Aufstand und kein Krieg (p. 110.), da die Einsamen sich lieben; auch fehlte es ihnen nicht an Nahrungsmitteln, wie an Wohnungen und Kleidung und sie waren daher nicht dürftig. Sie

konnten, da sie weder Gold noch Silber hatten, nicht reich werden. Wo aber weder Dürftigkeit noch Reichthum herrscht, da ist keine Eifersucht, kein Neid, da herrschen die edelsten Sitten. Bei jener Gutmüthigkeit oder Treuherzigkeit waren sie gut (ἀγαθὸν); was sie für gut hielten — war ihnen das Wahre.

Man erkennt in allen diesen Zeichnungen, in dem motivirten Urtheil, in der Angabe der Gründe den Philosophen.

Aristoteles dachte sich nach *Cic. de N. D.* 2, 37. Menschen, welche, erwachsen, plözlich den Himmel erblikten, über das Räthsel der Welt nachdenkend auf Gott schliessen. Allein eben diese waren ihm bereits unterirdisch eine Zeitlang gebildet! Es nannte aber Aristoteles auch den Menschen schon von Natur ein geselliges Thier; er würde sich, sagt er, auch ohne das bürgerliche Beisammenleben zu bedürfen, doch Heerdenweise versammeln.

Seneca war nicht der einzige Philosoph (wie Platner Aphorism. Th. II. S. 423. behauptet) welcher die Ahndung hatte, daſs die ersten Menschen vorzügliche Menschen gewesen seyen. Ihm gingen schon Platon und die Dichter voraus. Offenbar hielt sich auch Seneca blos an diese Dichter, da er das goldne Alter ausdrüklich erwähnt; auch dachte er sich nicht besonnene und zur Besonnenheit erwachte *Sapientes* unter ihnen. Er spricht überhaupt gegen Posidonius, daſs die Philosophie nicht die gemeinen Künste erfand, vielmehr nur die Gesellschaften und Gesezze gab und gründete. Im rohen Zeitalter gab es noch nicht Weise, sondern den Weisen

Aehnliche durch glükliche Talente. — *Primi mortalium — naturam incorrupti sequebantur, eamdem habebant et ducem et legem, commissi melioris arbitrio. — Illo ergo seculo, quod aureum perhibent, penes sapientes fuisse regnum Posidonius iudicat. Hi continebant manus et infirmiores a validioribus tuebantur. — Nec erat cuiquam aut animus in iniuriam aut caussa.* Erst mit den einschleichenden Lastern entstanden, nach ihm, Tyrannei, und Gesezze wurden nöthig. Doch sezt Seneca hinzu: *Felix illud seculum ante architectonas* (vor den Künsten) *fuit. — Omnia ista sagacitas hominum, non sapientia invenit. — Ad quaecunque natura nos cogebat, instruxit. — Non fuit tam inimica natura, ut cum omnibus aliis animalibus facilem actum vitae daret, homo solus non posset sine tot artibus vivere. Ante fortunata tempora, cum in medio iacerent beneficia naturae, non erant illi sapientes viri, etiamsi faciebant facienda sapientibus. — Sufficiebat natura, ut parens, in tutelam omnium. — Quidni ego illud locupletissimum mortalium genus dixerim, in quo pauperem invenire non posses? Terra ipsa fertilior erat illaborata* [nemlich als Gemeingut, für Genügsame] *et in usus populorum non diripientium larga. Nondum — avarus abscondendo quod sibi jaceret, alium necessariis quoque excluserat* [also Gemeinschaft der Güter]; *par erat alterius ac sui cura* [Ist dies nicht in das Schöne gemalt, so gilts doch nur von dem wohlwollendem Kinde]. *Arma cessabant, incruentaeque humano sanguine manus, odium omne in feras* [?] *verterant. — Prata sine arte formosa, inter haec agreste domicilium* [schon! also schilderte er

doch nicht die ersten Naturmenschen]. *Sed quamvis egregia illis vita fuerit et carens fraude, non fuere sapientes, quando hoc iam in opere maximo nomen est. Non tamen negaverim fuisse alti spiritus viros et ut ita dicam, a diis recentes* [eben von den Göttern herkommend, unmittelbar aus ihren Händen. — Dies aber ist nicht mit Platner, als Seneca's Grund anzusehen; es war vielmehr nur Bestimmung ihrer Art von Weisheit]: *neque enim dubium est, quin meliora mundus nondum effetus ediderit. Quemadmodum autem omnibus indoles fortior fuit, et ad labores paratior: ita non erant ingenia omnibus consummata. Non enim dat natura virtutem; ars est, bonum fieri. — Ignorantia rerum innocentes erant. Multum autem interest, utrum peccare aliquis nolit, an nesciat. Deerat illis iustitia, deerat prudentia, deerat temperantia ac fortitudo. Omnibus his virtutibus habebat similia quaedam rudis vita.* Seneca entwirft in dieser merkwürdigen Stelle zwar ein freundliches Bild auch vom Herzen, allein mit schärferer Unterscheidung der natürlichen Gutmüthigkeit von der höhern Tugend.

Von diesen Vorstellungen Seneca's hatte Buffon schon eine Ahndung (wie auch Platner a. a. O. sagt). Er liefs den ersten Menschen über die Welt und sein Daseyn nachdenken (*histoire naturelle T. III. p.* 364.) und legte ihn bereits Aufmerksamkeit und Verständigkeit bei. Seinen ursprünglichen Menschen, der von aller Thierheit weit entfernt ist, läfst er über grosse Gegenstände nachdenken. Die Geschlechtsneigung war in ihm nur Liebe, nicht Trieb.

Wie

Wie Buffon, so fand in neuerer Zeit schon vor ihm auch John Milton dichterisch ein goldnes Weltalter und zeichnete einen Urmenschen, erstaunt über Himmel, Luft, seine Glieder etc. An Beide schlofs sich Platner an. Dieser unterschied zwar (Aphorismen Th. 2. S. 422 f.) den Zustand der ursprünglichen Naturmenschen und den rohen Zustand einzelner wilder Menschen, dachte sich aber die allerersten Menschen nicht geboren, sondern aus der Erde als vollendete Geschöpfe hervorgegangen, nicht nur versehen mit den Anlagen der Vernunft, sondern auch mit ausgebildeten Werkzeugen der Sinne und Phantasie, und so, vollendet an Körper und Geist, auf einmal zum Gefühl des Lebens und zum Anblik der Welt erwacht. Von Thierheit und Wildheit weit entfernt durch das stets wach erhaltne Nachdenken über das Räthsel der Welt, besonders durch den ersten Tod, verlebten diese ersten Menschengeschlechter selige Jahrhunderte des goldnen Zeitalters in Geselligkeit. Ein allgemeines Wohlwollen Aller gegen Alle herrschte; sie blieben frei von der Herrschaft unvernünftiger Begierden. Erst in der Wildheit und vollends in der Rohheit ward es schlimm.

Die Dichtungen der Alten, gegen die Neuern gehalten, waren weit consequenter. In diesen erscheinen die ersten Menschen an Geist vollendet und über das Räthsel der Welt schon nachdenkend, — und dennoch herrscht nach ihnen später wieder die Thierheit über die Vernunft.

IV. Periode. Religiöser Glaube an einen vollendeten Urzustand.

Dieser Glaube entstand unter den Juden. Diese liessen sich von den ältern poetischen Gemälden ihres Volks verleiten, den ursprünglichen Zustand schöner zu denken, als er wirklich war.

Philon gab dem ersten Menschen zuerst grosse Vollkommenheit, und sagte, (*de mundi opif. p.* 92. *T. I. Pfeifer.*) daſs er dem Körper nach der Schönste, dem Geiste nach der Ausgezeichnetste gewesen seyn müsse und darin seine Nachfolger übertroffen habe.

Unsre Entstehung, sagt er, ist von Menschen; doch jenen bildete Gott. Je vorzüglicher der Urheber, desto besser das Erzeugte. Der erste gebildete Mensch muſste die Blüthe unsers ganzen Geschlechts seyn (p. 96.); in den Nachfolgenden ward der Abdruk schwächer, die folgenden Formen entarteter, wie die anziehende Kraft des Magnets durch zu viele Mittheilungen verliert. So empfing auch das Menschengeschlecht in jeder Generation schwächere Kräfte des Körpers wie der Seele. So können wir jenen ersten Menschen sogar den einzigen Weltbürger (κοσμοπολίτην) nennen. Die Welt war ihm sein Haus, seine Stadt (da es noch keine Häuser gab), wo er furchtlos lebte. Er war auch (p. 100.) weise als Autodidaktos durch göttliche Gunst und überdies Herrscher. Diese Herrscherkraft muſs stark gewesen seyn, da seine Nachfolger sie noch besizzen. Gott regte seine inwohnende Fertigkeit auf, und da seine denkende Natur noch rein in der Seele war, so rief er ihn zur Betrachtung und passendsten Bezeichnung der Thiere.

Rabbinen und Kirchenväter träumten über die Gelehrsamkeit der Adamiten, s. *Fabricii Cod. Pseudepigr. V. T.* *).

V. Periode. Annahme eines Zustandes der Rechtlosigkeit.

Die Neuern hätten den Schaz von Reisebeobachtungen über bisher unbekannte Völker benuzzen können, doch dies geschah erst von *Montesquieu*, *Rousseau*, nur noch sehr einseitig und ohne Princip. Früher bildete sich, zum Behuf der Rechtsphilosophie und aus Rüksicht auf einen bestimmten Staat, die Annahme eines Zustandes der Rechtslosigkeit. Ihr Urheber war Thomas Hobbes. S. dessen Schrift *de cive* 1642. *Leviathan* 1621.

Hobbes legte bei seiner Philosophie über das Naturrecht den Naturstand zum Grunde und zwar als historisches, in der menschlichen Natur gegründetes Factum. Diesen Naturstand stellte er von einer schreklichen Seite dar, und dem Staate entgegen. In ihm wurde alles wirkliche Recht durch den Widerstreit der Ansprüche der Individuen zerstört, und erschien wenigstens in der Ausübung als sich selbst vernichtend. So ward das Princip seines Naturrechts das Recht des Stärkern. Wie er allen Menschen Gleichheit der Anlagen sicherte, so auch Gleichheit der Rechte, doch unbeschränkt als *ius omnium in omnia;*

*) Hierher gehört auch D. Berger's *Antidiluviana* oder schrift- und rechtmässiger Beweis von den grossen Fähigkeiten und Kenntnissen der Einwohner der ersten Welt. Berlin. 8.

daher nun auch *bellum omnium contra omnes.* Sein *bellum* ist historisch richtig, nur gab er dem rohen Urmenschen theils erlaubte Selbstvertheidigung, theils Hang zur Unterjochung. Auch fand dieses *bellum* mit solchen Leidenschaften in dem ursprünglichen Stande noch nicht statt.

VI. Periode. Naturhistorische Hypothese mit bürgerlichen Rüksichten.

Hier erscheint J. J. Rousseau. Sein Anblik der ausschweifenden Ueppigkeit und zügellosen Verderbniſs von Paris, aus einem Dachstübchen, muſsten ein schwermüthiges Helldunkel vor einem Manne mit warmen Herzen, einer schwärmerische Einbildungskraft verbreiten. In seiner Gemüthsstimmung bemerkte er, daſs wir ausser Stande seyen, die Menschen recht zu kennen, indem alle Fortschritte des menschlichen Geschlechts es unaufhörlich aus seinem Urzustande entfernen. Er selbst fühlte, (*Préface* zu *discours sur l'origine etc. p. LVII.*) es sey schwer diesen Originalzustand im Allgemeinen zu zeichnen; auch habe er nur einige Räsonnements eingeleitet, einige Muthmassungen gewagt, mehr in der Absicht, die Frage aufzuhellen, als in der Hofnung, sie zu entscheiden. Andre würden leichter auf demselben Gange fortschreiten können. Er versprach sich zugleich für das Naturrecht viel von der Beobachtung des ursprünglichen Menschen. Dabei sagt er selbst S. LVII. *Ce n'est pas une légère entreprise de démêler ce qu'il y a d'originaire et d'artificiel dans la Nature actuelle de l'homme, et de bien connoitre un Etat qui n'existe plus, qui n'a peut-être point existé, qui probablement*

n'existera jamais et dont il est pourtant necessaire d'avoir des notions justes pour bien juger de nôtre état présent." Aller dieser Protestationen ungeachtet, spricht er in dogmatischem Tone. In dem Menschen nun, wie er aus den Händen der Natur kam, sah er ein Thier, welches am vortheilhaftesten organisirt war. Er sah ihn Futter unter Eichen suchen, aus dem Bache trinken, sein Lager unter dem Baume suchen. Zu einem Weibe gesellte er sich nach zufälliger Vereinigung. Nicht einmal Neugier oder Sorge für die Zukunft besafs er. Als ein freies Wesen, dessen Leib gesund, dessen Herz ruhig ist, kann er, nach Rousseau, nicht elend heissen. Die Ungeselligkeit blieb ein Hauptcharakterzug. Dabei stüzte sich Rousseau auf das Beispiel der Orang-Utang in Ostindien, die er als eine edlere Art betrachtete.

Man verkannte über einigen barokken und auffallenden Aeusserungen dieses Mannes die bessern Bemerkungen seiner Schrift und verkennt sie zum Theil noch. Allerdings hat sie und ihre Hypothese ihre schwachen Seiten. Diese liegen darin: 1) dafs seine Ansicht der Menschennatur keine reine und vorurtheilsfreie, sondern eine getrübte und einseitige war. Das, was er Natur nannte, war etwas ganz Negatives, — Uncultur. Er liefs die Vernunft der ersten Menschen blos Wirkung der Gesellschaft seyn, und übersah zu sehr den Vernunftkeim im Kinde, die Perfectibilität im Menschen, so wie sogar den Trieb zur Geselligkeit. Eben dahin rechnen wir seine schwankenden Principien. Auf der einen Seite sah er die Gleichheit der Rechte

des Menschen ein, ahndete aber noch nichts von Gleichheit der Anlagen, ob er gleich eine doppelte (physische und moralische oder politische) Ungleichheit annahm und auch moralische Anlage zugab. Seine Zeichnung war widersprechend, indem er die Naturmenschen als ungesellig und doch gutherzig und mitleidig darstellte. Er schilderte ihn mehr phantastisch als nach der Wirklichkeit und war hier zum Glük inconsequent. 2) — Dafs er keine grosse Ansicht von der Menschenbestimmung hatte, daher schied er nicht den natürlichen von dem naturgemässen Menschen, hielt die Entfernung von der ersten Einfalt der Natur für Entfernung von der Natur selbst. Nur traurige Früchte der Cultur sah er. 3) — Dafs er auf schwachen und unvollständigen Zeugnissen (für Affen) mit einem vergeblichen Aufwand von Scharfsinn seine willkührliche Schilderung eines Naturstandes gründete. Er hatte minder die historischen Wilden als ein Ideal seiner Phantasie vor sich.

Dagegen sind die mildern Seiten: 1) das von ihm gefühlte und erregte Bedürfnifs, den ursprünglichen Menschen von dem künstlichen zu scheiden, nebst dem Gefühle der Schwierigkeiten dieser Unterscheidung. 2) — Das Streben, nicht aus Büchern, nicht aus der bürgerlichen Verfassung, sondern aus der Natur diesen ursprünglichen Menschen und seine Kenntnisse zu schöpfen, und dabei nicht plözliche, sondern allmäliche Uebergänge aus dem Naturzustand zu bemerken. 3) — Dafs er einen rohen und auch einen thierischen Zustand für den ursprünglichen nahm, und nicht einen sentimenta-

lisch aufgeklärten, wie Dichterphilosophen vor und nach ihm, und doch auch nicht für so gar elend, als man sich ihn denke; vielmehr in Frieden mit der ganzen Natur, wenn er seine einfachen Bedürfnisse karg befriedigt habe; ohne Leidenschaften, ohne Erkünstelung. 4) — Dafs er auch diese einseitige Ansicht nicht immer beibehielt, sondern in seinen spätern Werken mehr auf den gesellschaftlichen Zustand berechnete.*)

Montesquieu glaubte in den hin und wieder aufgefundenen verwilderten, abgearteten Menschen wahre Naturmenschen zu sehen und dachte sie furchtsam (indefs Hobbes von ihrem Muthe sprach).

Lord James Burnet of Monboddo nahm an (in s. W. *on the origin and progress of language* 1775. deutsch von Schmid), dafs Affe und Mensch Ein Geschlecht sey, dafs der Orang-Utang eine dem Menschen ähnliche Vernunft beweise und zu der Menschengattung gehöre. Er nahm dabei ganz rohe, thierähnliche Menschen an, die anfangs lange ohne Sprache waren. Wie Rousseau behauptete er auch Ungeselligkeit.

Aehnliche Meinungen stellten *Demaillet* (*Aegypt. T. II. p.* 102.), *Moscati* (*Appendix della corpor. differ.*) *Linné* (*Amoen. acad. T. VI.*) auf. *Virey* wünschte in s. *hist. naturelle T. I. p.* 190. aus diesem Grunde noch tieferes Studium der Naturgeschichte der Affen,

*) Auch Lamettrie ahndete wie Rousseau die Verwandtschaft mit den Affen. S. seine unter dem Namen *Charpe* herausgegebene Schrift: *Histoire nat. de l'ame, à la Haye,* 1745. 8.

besonders in den Gegenden unter der Linie. Vgl. *T. II. p.* 289. f.*)

VII. Periode. Unterscheidung der Anlagen und Verwerfung eines goldnen Uralters.

Kant unterschied zuerst die Anlagen für Thierheit und für Menschheit, und bestimmte die sich zuerst entwickelnde Anlage, verwarf aber dabei ein goldnes Uralter (was Hobbes noch nicht that). Er gab 1786. in s. muthmafslichen Anfang der Menschen-Geschichte nur eine dichterisch allegorische Erklärung der mosaischen Urkunden, wo er freilich sagt: der Anfang sey mit der Existenz des Menschen und zwar in seiner ausgebildeten Grösse, weil er der mütterlichen Beihülfe entbehren mufs, [?] in Einem Paare zu machen. Dort läfst er die ersten Menschen nicht nur gehen und stehen, sondern auch sprechen. Dort schrieb er aber auch, dafs die Natur in uns zwei Anlagen zu zwei verschiedenen Zwecken (der Menschheit, als Thiergattung und als vernünftige Gattung) gegründet habe, — da die Naturanlage auf den blossen Naturstand gestellt war. Das Schattenbild eines goldnen Zeitalters ist (S. 58.), wo der reine Genufs eines sorgenfreien, in Faulheit verträumten oder vertändelten Lebens vorfällt, beweist den Ueberdrufs am civilisirten Leben, wenn er dessen Werth lediglich im Genusse sucht.

*) Hierher gehören noch in literarischer Hinsicht: Stand der Natur 1775. 12. — Krafts Sitten der Wilden 1. Abth. — Untersuchungen über den Stand der Natur (von Hifsmann). Berlin 1780. 8.

In dem Naturstande, als in einem rechtlosen und wilden, sah daher Kant einen Zustand des Krieges, wenigstens eine stete Bedrohung desselben.

In seiner Anthropologie fand er es S. 315. wahrscheinlicher, daſs der Mensch ein scheues und einsiedlerisches als ein geselliges Thier von Natur war. Eben dort fühlte er schon, daſs ein erstes Menschenpaar mit völliger Ausbildung ohne Naturinstinct mitten unter Nahrungsmitteln dennoch Gift zu geniessen, oder zu ertrinken in Gefahr war.

Meiners in seinem Grundrisse der Geschichte der Menschheit schrieb: „Die Beschreibungen eines ursprünglichen Standes der Natur sind erdichtet oder die Meinungen derjenigen ungereimt, die diesen Stand der Natur für die wahre Bestimmung des Menschen halten. Wohl gibt es sehr verwilderte Völker." — In seiner Abhandlung über den Stand der Natur (in dem Götting. hist. Mag. 1788. 2. Bd. 46. St. S. 697—713.) findet man nur Sammlungen theils von einigen Hauptmeinungen darüber, theils von den Beispielen einzelner bekannter sehr verwilderter Völker. Nur die Stämme von mongolischem Ursprung könnten solche wilde seyn. Er sagt, man müsse von diesem Zustande ausgearteter Verwilderung noch immer den ursprünglichen Zustand der Menschen unterscheiden, über den man übrigens nichts weiter hier erfährt. So vermiſst man philosophische oder psychologische Bestimmtheit. Es folgte 1790. dessen historische Bemerkungen über die sogenannten Wilden, oder über Jäger- und Fischer- Völker, in dessen hist. Mag.

Bd. 6. St. 2. S. 273—311. In dem frühern Aufsazze schilderte er mehr Verwilderte (wie er sie nemlich nannte), hier schon durch Lebensarten, und künstlichere Einrichtungen geregeltere Stämme. Seine Abhandlung: Würdigung des Zustandes der Wildheit macht den zweiten Abschn. des 1. Bdes seiner histor. Vergleichung der Sitten und Verfassungen des Mittelalters, mit denen unsers Jahrh. (Hannov. 1793.) S. 18—55. aus. Nach einem Auszug aus Rousseau's Beschreibung, wurden dieser die Nachrichten zuverlässiger Beobachter von dem wirklichen Zustande der wilden Völker S. 23. f. gegenüber gestellt, um zu zeigen, dafs sie ungleich elender seyn mufsten als Rousseau dachte. Meiners Auszüge machten freilich einen traurigen Contrast gegen Rousseaus idealischen Naturmenschen; allein wozu diese angehäuften Beispiele, da der Verfasser diesen Zustand selbst nicht für den ursprünglichen hielt.

Schiller in seinem Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urgeschichte 1791. in seinen Verm. Schriften, läfst den Anfang der Menschen sanft und lachend seyn, und in dessen wollüstiger Wiegenzeit die Natur Alles für ihn thun.

Pestalozzi's Nachforschungen stellen den unverdorbenen und verdorbenen Naturmenschen nicht in scharfen Scheidungen, doch in lebendigen Schilderungen auf. Treffend zeichnet er ihn ganz thierisch und im Elende.*)

*) Hierher gehören noch Erhard über die Unschuld und den Stand der Unschuld in Beziehung auf Gesezgebung, in Nieth-

Gegen Platners Behauptungen sprach der Verfasser der Schrift: über Offenbarung und Mythologie (Berlin, 1799. Abschn. 2. S. 35.) und erklärte für den Urzustand des Menschengeschlechts das Träumen der Kindheit. Schon Robertson (Gesch. von Amerika 1. Th. p. 354.) und Wieland (Vermischt. Schr. S. 217. f.) erinnerten an Kinder.

Krug lieferte in seinen Aphorismen zur Philosophie des Rechts 1800. 1. Bd. S. 137. eine deutliche Auseinandersezzung des Begrifs der Natur und Wirklichkeit des Naturstandes.

D. Darwin in seinem mit gelehrten Noten versehenen Gedicht: Tempel der Natur, behauptete noch, der Mensch verdanke als Mensch seinen Ursprung einer Affenart am Ufer des mittelländischen Meeres. Gelegentlich lernte die Affenart, sich der Maus, d. i. des starken Muskels des Daumens so zu bedienen, daſs Daumen und Fingerspizze sich berührten. Aus der steigenden Thätigkeit desselben in der folgenden Generation entsprang verfeinertes Gefühl, daraus klare Begriffe u. s. w. Von dem Sinne der Betastung leitet er dann Alles ab. Vor Einführung der bürgerlichen Gesellschaft konnte es nach Darwin kein hohes Alter geben, denn sobald

hammers philos. Journal 1795. 3. Hft. 1. S. 1—32. — G. W. Bartholdy über den Naturzustand im 1. Bde. seiner Umarbeitung der Geschichte des ältern Europa nach dem Engl. von Russel 1794. Bd. 1. — Philos. Versuch über die Geschichte der drei ersten Weltalter. St. Gallen 1794. 8. [eine unkritische Erzählung der Gesch. der Patriarchen, des ägypt., assyrisch. Reichs und der ersten griech. Staaten].

lebende Wesen nur schwach und kränklich wurden, hatten sie kein andres Schiksal als getödtet und gefressen zu werden. Nur die junge Brut wurde von den Müttern vertheidigt.

Alle bisherigen Ansichten lassen sich auf zwei Hauptgesichtspuncte zurükführen: a) auf eine mehr oder minder idealische Möglichkeit der dichtenden Phantasie (Unschuldsgemälde der goldnen Zeit) und b) auf eine mehr oder minder beschränkte empirische Ansicht der Wirklichkeit, wie sie nemlich erscheint in einzelnen wirklichen Stämmen.

Beide Ansichten betrachten wir gewissermassen als Extreme, bei denen also die Wahrheit ziemlich in der Mitte liegen dürfte. Beide nemlich sezzen eine Höhe und eine Tiefe, eine Ruhe und eine Unruhe, ein göttliches und ein thierisches Leben voraus, wie Keines den ersten Menschen, die doch auf irgend eine Weise den Namen der Menschen verdienen mufsten, eigen seyn konnte. Der Urzustand, den wir nun zu bestimmen haben, kann weder die Harmlosigkeit hoher Götter noch die Ausgelassenheit wilderer Thiere bezeichnen, vielmehr mufste er auf irgend einer Beschränktheit beruhen, in der der Mensch zwar schon im Keime da, aber noch nicht in der Blüthe, seyn kann. — Die Alten erblikten das goldne Zeitalter unter sich, die neuern Weltbürger vor sich. Alte Religionssagen sanctionirten jenen Traum; neuere

Religionsideen wekten die Hofnung einer graduellen Besserung der gesammten Menschheit.

Doch eben daher darf man (mit Laz. Bendavid in seiner Rede über den Nuzzen lit. Ges. 1799. Mai d. N. Berl. Mon. S. 370.) jene entgegengesezten Bilder von dem Zustande der ersten anfangenden Menschengeschlechter nicht blos als Extreme, sondern im Antagonismus der Vernunft betrachten. „Dort sieht sie in einer geseziosen Zeit ein fürchterlich moralisches Chaos, auf der moralischen Welt Finsternifs ruhen, sogar einen frühen Brudermord. Hier im lachenden Bilde erblikt sie Menschen in patriarchalischer Unschuld liebend im goldnen Zeitalter neben einander wohnen, wie noch den Idyllenzustand des Landmannes, bei den geringen Bedürfnissen, die man damals hatte, bei der schlummernden Leidenschaft des Ehrgeizes.“ Es konnte der Mensch doch nie ganz aus der Natur herausfallen, eben so wenig aus seiner Anlage.

Hier schliefst sich nun die Beantwortung der Frage an: Ist der Naturstand etwas Wirkliches? oder eine Fiction?

a) Als poetische Fiction erscheint das goldne Zeitalter als etwas Ideales; in der philosophischen Abstraction aber sind die Bestimmungen der Menschen, in dem Naturstande nicht Erdichtung, sondern kommen wirklich noch an den Menschen vor. Da ist er etwas Reales.

b) Er ist etwas Wirkliches, aber im reinen Sinne und zu verschiednen Zeitaltern; als ein zweifacher Naturstand, geltend in verschiednen Perioden, mithin als der erste und der lezte, der ursprüngliche und der einstige; der aus Noth-

wendigkeit und der aus Freiheit. Bekanntlich eilt die Phantasie der Dichter immer der Wirklichkeit voran, im Dichter aber, mithin auch in der Dichtung, spiegelt sich ein reinerer, ein idealischer Mensch. Was Erdichtetes in diesem ist, ist der willkührliche Anstrich der Zeit; im Allgemeinen aber sind Angemessenheit des Glüks an das Bedürfnifs, Friede mit der Natur, und Schuldlosigkeit die wahrern Grundstriche. Doch ist es freilich mehr ein Freiheitsstand als ein Naturstand, obgleich auch in der Freiheit eine nur höhere und innere Nothwendigkeit liegt. So wie das Paradies der Juden wieder auf die Erde kommen sollte in dem tausendjährigen Reiche der Christen; so im 18. Jahrhunderte die philosophischern Ahndungen eines ewigen Friedens mit völliger Folgsamkeit gegen die Gesezze der Vernunft. Durch Ausmahlung dieses glüklichen Zustandes als eines wirklich erreichbaren Zustandes, machte sich noch der Abbé St. Pierre (1715.) vor Rousseau, der darau seinen Auszug lieferte, bekannt; mit mehr philosophischer Ergründung aber stellte ihn dar Iselin in seinen Träumen eines Menschenfreundes, Basel 1776. und von ihm selbst vertheidigt in Schlossers kl. Schrftn. Th. 1. S. 167—245. Kant (der in der Anthropologie S. 322. die Rükkehr in einen Stand der Unschuld durch das Feuer und Schwerdt [wohl nur, der Kriege] verhindert sah, schrieb 1795. seinen philosoph. Entwurf zum ewigen Frieden und stellte die Idee eines solchen Zustandes der Völker, in welchem zwischen ihnen das Recht herrschend wäre, als ein blosses Ziel dar, dem wir uns immer mehr nähern können, als eine Forderung der moralisch

praktischen Vernunft selbst, welche sagt: was soll kein Krieg seyn! Daher ist nicht mehr die Frage, ob dieser ewige Friede ein Ding oder Unding sey, sondern die Menschen müssen so handeln, als ob das Ding sey, um es herbeizuführen und dem heillosen Kriegführen ein Ende zu machen. Die Maxime, unablässig dahin zu wirken, wird Pflicht.

Wir gehen hier von mehrern, vorher nöthigen Unterscheidungen aus, und zwar:

1) In Beziehung auf das Subject, dessen Urzustand man sich denken soll. Sehr verschiedene Subjecte sind hier oft, nur mehr oder minder, vermischt worden, ob sie gleich nur eine gewisse Verwandtschaft haben.

(A. Unwillkührliche Thätigkeit.)

1) Die Urmenschen, die ursprünglichen Naturmenschen, d. i. die wirklich ersten und ältesten Menschenstämme, rohe Kinder der Natur. Diese denke man sich vorzüglich als Pflanzenähnliche, aufwachsend und vegetirend in der gröfsten Beschränktheit und Abhängigkeit, mithin von blinden Trieben gestossen und mit der so geringen Willkühr, dafs man hier die unwillkührlichste Thätigkeit bis zur Passivität annehmen mufs. Un-schuld.

2) Wilde — Mitglieder wilder Völkerschaften — nicht mehr rohe Söhne der Natur, sondern schon unter näherem Einflusse der Lebendigen. Diese denke man sich mehr als Thier-ähnliche, minder vom Triebe gestossen, als von dem

Instinct geleitet, zwar auch noch in unwillkührlicher Thätigkeit, doch schon mit mehr Gewalt, mehr Widerstand; — einer Thiermenschheit mit mehr oder minder Aeusserung, ja Herrschaft der Thierheit in mehr oder minder unbändigen Leidenschaften, mit mehr oder minder Trennung der Menschenfamilien durch Mifstrauen, Uebelwollen, Zwietracht des Jägerstandes. Doch auch diese gleichen nicht ganz den höhern Thieren oder Affen. Es erscheint hier bei der unwillkührlichen Unwissenheit auch Unmenschlichkeit, doch nicht mehr Unschuld, sondern Gier der wilden Thiere.

3) Barbaren — d. i. eingeschränkte und geordnetere Wilde — mithin beruhigter und sanfter, gleich den zahm gemachten Hausthieren; Hirten. Auch hier ist noch eine unwillkührliche Gemüthsentwiklung; nur ist jezt in Einzelnen eine überwiegende Stärke entstanden. Daher wird hier (nach Platner S. 426.) der gehorchende Theil durch den herrschenden bezähmt. Dieser Zustand dauert oft noch unter den cultivirten Völkern fort.

(B. Willkührliche Thätigkeit.)

Von nun an gibt es zwei zufälligere und spätere Erscheinungen, wo das Unwillkührliche schon in schlimme oder gute Willkühr überging:

4) Verwilderte oder namentlich Verthierung — eine Unnatur (also eigentlich kein Naturzustand) entweder der unerwachsenen Kinder, die sich verlaufen haben oder wenigstens selbst überlassen waren (mithin nicht mehr reine Kinder); oder der erwachsenen Wildlinge unter cultivirten Völkern, die sich an kein Gesez binden.

5) Na-

5) Naturfreunde, Naturlieblinge im idealischen Sinne, die glüklichen und genialischen Menschen, welche Alles als Naturgabe ansehn und bei denen Freiheit und Natur sich anspruchlos verschmelzen. Die Naiven, die Kinder harmonischgebildeter Familien, wenn auch nicht Völker, die sittlich Einfältigen gehören hierher.

II. Unterscheidung, in Beziehung auf den Zustand dieser Subjecte. Es läſst sich ein sogenannter Naturstand unter sehr verschiednen Modificationen denken.

Sie hängen ab von dem Begriffe der Natur und den Gegensäzzen, die man der Natur gegenüber stellt. Natürlich ist nicht jeder logisch denkbare Zustand auch der ursprüngliche.

1) Im engsten Sinne macht der unwillkührliche Naturstand einen Inbegrif solcher Naturbestimmungen aus, die von der Natur allein kommen, und wo die Willkühr des Menschen noch nichts über das rechtliche Verhältniſs bestimmt hat. Die Freiheit ist in dem Instinctmenschen ursprünglich gebundener, allein nicht ganz entfernt.

2) Im weitern Sinne ist es der aussergesellschaftliche Naturstand, oder der Inbegrif von Bestimmungen, die der Mensch ausser der gesellschaftlichen Verbindung annimmt. Der Mensch wird geboren, mithin in gesellschaftlicher Verbindung, und darum ist der Stand, in welchen er tritt, ein nicht natürlicher, ursprünglicher, sondern erst entstandner.

3) Im weitesten Sinne begreift der ausserbürgerliche Naturstand die Bestimmungen in sich,

welche ausser dem Staate gegeben sind. Diesen behandelt das Naturrecht. Er geht den Staatsverhältnissen, wie das Negative dem Positiven voraus.

III. Unterscheidung in Beziehung auf die Quellen, aus denen wir unmittelbar oder doch mittelbar die Kenntnifs des Urzustandes schöpfen können.

1) Es gibt hier keine Quelle als Erfahrung; diese kann aber für uns nur eine fremde, oder eine uralte seyn.

2) Man nennt hier Geschichte. Selbst Gotsch sprach noch hiervon S. 302. Allein alle die Vorstellungen der Völker von den ersten Menschen, wenn sie alle Ein Paar annahmen, sind nicht einmal Sagen und Ueberlieferungen, sondern Erklärungsversuche. Man weifst die Quelle ferner in Sagen nach, namentlich in den Urkunden der Semiten. Diese stellten freilich nicht sowohl Erwachsene, sondern Statuen mit unentwickelter Anlage dar. Allein diese sind Mythen und können nichts Anderes seyn.

3) Von den ersten Menschen dürfen wir weder eine solche Beobachtung überhaupt, noch ihres ganzen, werdenden Zustandes erwarten. Lernen doch Manche, die weit gelehrter als Adam sind, sich ihr ganzes Leben hindurch nicht kennen. So kann keine Ueberlieferung, keine Sage von den wirklichen ersten Menschen für den Historiker gelten. Ohnehin waren jene erst mit Erfindung der Schrift und da nicht ohne Zusäzze aufgesezt worden.

4) Gründen sich aber die Untersuchungen über den Naturstand auf blosse Muthmassungen, weil wir keine unmittelbare Erfahrung von ihm haben können? — Nur mittelbar müssen wir ihn kennen

lernen, und zwar a) durch alte und neue wilde Horden und Stämme. Allein ob wir gleich schon in den ältesten schriftlichen Denkmälern solche Beschreibungen finden, ob diese gleich durch ähnliche Beobachtungen vieler neuer Reisenden auffallend bestätigt werden, so reichen doch auch diese nicht hin. Zwar sind diese Nachrichten, wenn sie von psychologischen Beobachtern gemacht sind, von vielen Seiten zur Bestätigung und Erläuterung zu benuzzen, besonders in Hinsicht auf ganze Stämme; dennoch sind die Menschen, die sie aufstellen, jenen Urmenschen nur ähnlich, nicht gleich. Ich behaupte hiermit, dafs alle Nachrichten von rohen Horden wie von einzelnen jungen wild aufgewachsenen Menschen uns zum Theil verwilderte Menschen (welche lezte Delille für die einzigen Wesen hielt, welche einige Aehnlichkeit mit den Naturmenschen hätten) darstellen, oder dafs, wo sie ja ächte Wilde noch aufzeigen, doch die Urmenschen nie ganz darin anzutreffen sind. Mithin bleibt auch bei dieser Quelle noch immer eine Lücke. Kraft und Meiners beschrieben so wenig den wahren Sohn der Natur als Rousseau ihn traf.

b) Doch wir haben diese Urmenschen gar nicht so weit zu suchen. Die Urmenschheit, was konnte sie anders seyn als die Kindheit des Menschengeschlechts. Noch immer ist also die Menschheit im Kleinen das fortlebende Bild der Menschheit im Grossen. Das heutige Kind mufs dem Kinde des ersten Menschenvaters, auch das Kind des gebildeten Volksgenossen dem Kinde eines Stammwilden im Wesentlichen noch immer gleichen. Ein Jeder von uns war also einmal auch Urmensch, hat da

angefangen, wo der erste Mensch seine Entwiklung anfing. Alle Kinder sind kleine Wilde; doch auch Wilde sind sie wie jene geworden. Die Kindheit als Natur bleibt immer das Symbol aller ersten Entwiklung, ja ihr wesentlicher Charakter kann sogar das Hauptkennzeichen werden, an dem man das jugendlichere oder spätere Alter wirklicher wilden Stämme erkennen kann.

Diese Quelle ist uns nun immer offen, täglich ist sie vor unsern Augen. Allein nur kommt es darauf an, wie wir sie benuzzen können und sollen? Es gibt hier ein doppeltes Verfahren, das Beobachtende und das Experimentirende.

Sollten wir mit den Kindern Experimente machen? mit Säuglingen vielleicht Versuche anstellen? — Diesen Vorschlag deutete schon Ferguson an, und Wieland führte ihn weiter aus (S. Werke Th. 14. S. 228. f.). Es müſsten, sagt dieser, solche Versuche nemlich mit ganz kleinen Kindern angestellt werden, die nicht jung genug ausgehoben werden könnten, so daſs ihre Leiber und Seelen noch keine merkliche Veränderung durch die Eindrücke aus dem gesellschaftlichen Stande erlitten haben könnten. Er schlägt scherzhaft dazu (S. 232. f.) eine eigne Kinderfabrik von Karaiben oder Patagonen vor, die dem Rousseauischen Mann-Thier am nächsten kämen. Für die Kinder müſste ein Raum von wenigstens 30 Meilen, von einander abgesondert, bestimmt werden, oder ein Land von 400 Meilen in Umfange, noch unbewohnt und unter einem sehr milden Himmelsstrich. Ihre Ammen müſsten durchaus stumm seyn, aber, damit die Kinder auch

nicht die Ammen essen und auf zwei Füssen gehen sehen, die Kinder auch blind seyn, wenn auch nicht stokblind, also durch Binden. Wenn die Zeit der Entwöhnung des jungen Kolonisten käme (S. 241.), müſste man warten, bis sie wo nicht Eicheln, doch Kastanien gefunden hätten, dann sie in vier Bezirke abtheilen, von einerlei Geschlecht, dann etliche Paare von beiderlei Geschlecht, dann eine grössere ähnliche Anzahl einander näher, endlich von einer merklich ungleichen Anzahl beider Geschlechter. „Dies grosse Experiment (sezt aber Wieland S. 120. hinzu) wird auf diesem ganzen Erdenrunde schon viele tausend Jahre lang gemacht; und die Natur selbst hat sich die Mühe genommen, es zu dirigiren, so daſs den Naturforschern nichts übrig gelassen ist als die Augen aufzuthun und zu sehen, wie die Natur von jeher gewirkt hat und noch wirkt und ohne Zweifel künftig wirken wird."

Also sichrere Beobachtungen müssen wir wählen. Nun entsteht die Frage: welche Art von Kindern und in welcher Lage? Etwa blos die sich selbst überlassenen oder gerade die in ihrer, ihnen von der Natur selbst angewiesenen Sphäre lebenden?

Durch folgende Säzze wollen wir uns hier die Bahn sichern, um dabei allmälich und desto vorsichtiger fortzuschreiten:

1) Wir nehmen hier die ersten Menschen zwar für einen, doch noch nicht für den Menschen. Die sogenannten ersten Menschen waren also keine Menschen, sondern nur halbe, ja keine

Achtelmenschen. Man muſs (Wielanden S. 172.) zugeben, daſs nur derjenige den Namen des ersten Menschen verdienen könne, welcher der erste Mensch war, d. i. (nach seiner Erklärung) bei dem sich zuerst die vollständige (?) Anlage alles dessen befand, was den wesentlichen (?) Unterschied unsrer Gattung von den übrigen Menschen ausmacht. Allein wenn wir vom ersten Menschen sprechen, so kann er zwar allerdings im Besiz aller der (ohnehin unbestimmten und allgemeinen) Anlagen gewesen seyn, welche der Mensch entwickeln soll, nicht aber besonderer Fähigkeiten, geschweige Fertigkeiten: so kann er also auch noch nicht der Mensch in der eminenten und vollendeten Bedeutung, sondern nur ein Mensch, d. i. eines von den Menschenindividuen gewesen seyn. Als erstes Individuum aber dürfte er wohl noch weniger individualisirt gewesen seyn, als ein Wilder aus den rohen Stämmen der spätern Zeit.

2) Dieser erste Mensch ist uns nicht sowohl der erste in der Zeit als in der Entwiklungsreihe. Minder kommt es auf die Urzeit und die Urmenschen an (denn dies sezt immer eine Zeit voraus, und dies ist das Zufällige, blos die äussere Schranke bei dieser Untersuchung), als auf den innern und äussern — Urtypus der Menschheit. Dieser Urtypus ist das zuerst fixirtere, fester bestehende und beharrlichere erste Menschenähnliche, welches (sich nur noch unfixirt und in einzelnen, besonders höhern oder häuslichen Thieren, z. B. in aufmerkenden Spürhunden etc.) schon in Thieren her-

vorthut, zuweilen auch Analogon der Vernunft genannt. So in den Kunsttrieben, d. i. dem schon entwickelten Instinct. Dies bleibt und beharrt, läſst sich nie verwischen, indeſs die Zeit mit ihren Kindern, den Urmenschen, dahinschwand.

3) Der Mensch wurde immer geboren; der erste Mensch kann also auch kein Ungeborner gewesen seyn. Denn über die Erfahrung hinaus dürfen wir nicht; unser Hauptgrund bleibt also auch hier die Analogie. Noch jezt steigt kein Thier plözlich aus der Erde, wie gewisse Gewächse nach dem Regen; noch weniger erscheint der kleine Mensch gleich fertig. In seinem Geborenseyn liegt schon das Kennzeichen des Geschlechts, zu dem er gehörte, und zugleich ein Merkmal seiner Gattung, nemlich des thierischen. Aus Saamen entsproſs er, nicht wie die Pflanzen aus der Erde, sondern einem andern, ihn anfangs verschliessenden und in seinem ersten Aufwachsen und Ausbilden verwahrenden, thierischen Körper und Mutterschooſse. Also das Thier nennt der Mensch seine Mutter. Sie war seine Trägerin, seine Säugerin oder Ernährerin und Pflegerin; doch aber wie jede thierische Mutter, oft nicht einmal zart und wachsam.

4) Der erste geborne Mensch war aber eben darum noch immer nicht vollständiger und vollkommner Mensch, sondern nur halber werdender Mensch. Es gab demnach nie einen ersten Menschen im strengen Sinne, wie es keinen gebornen Menschen, d. i. einen mit der Geburt gleich fertigen vollendeten Menschen gab (wie es auch

jezt noch keine eigentliche Menschen-Geburten sondern mehr Menschwerdungen geborner Thiere gibt. Die Natur producirte blos Menschenkeime, die sich hernach selbst entwickelten, und producirte auch diese nur als thierische Natur. War nun die Thierart, aus welcher der Mensch stammt, eine edlere Race, so auch ihr Product, — edlere Thierjungen — Menschen. Eben daraus würde freilich beiläufig folgen, dafs wir an dem verlornen Urschema Adams eigentlich nichts verloren hätten, wenn wir auch wirklich Etwas von ihm verlieren konnten. Theils können wir es noch täglich sehen, in den höhern Thieren und den erwachsenen thierischen Menschen, wenn daran etwas Erfreuliches zu sehen wäre; theils könnten wir, wenn es etwas Göttlicheres wäre, es nie sehen, sondern nur inne werden, was also von einem Jedem selbst abhängt.

5) Der erste Mensch war nicht ein Einzelner noch weniger ein Einziger. Selbst wenn wir mit unsrer jezzigen Bildung und Einsicht die ersten Menschen hätten beobachten können, wir würden sie kaum von den Thieren unterscheiden haben. Wenn noch jezt die Menschheit in die Thierheit zuweilen zurüksinkt, dafs man kaum den Menschen in ihm finden kann, wie vielmehr mufste er sich unter den frühern verlieren. Schon darum wäre es unmöglich, den ersten Menschen zu bezeichnen, so wenig als jezt unter den Säuglingen das Genie, das sich erst spät hervorthat.

Es gab nie einen ersten einzigen Menschen, der in der weiten Schöpfung allein unter lauter Thieren aufgestanden wäre. In der Natur wird

nichts auf einmal und plözlich, und so auch der Mensch nicht. Er würde aber auch in der längsten Zeit nicht Mensch geworden seyn, wenn er — allein und immer nur unter Thieren gelebt hätte und geblieben wäre. Erst unter Menschen wird der Mensch ein Mensch. Vielmehr strebte der Mensch mit Andern erst allmälich aus der Thierheit zur Menschheit auf. Lange konnten einzelne Thiere, wie noch jezt, zu den Menschenähnlichen aufgestrebt haben; allein so lange diese menschenartigen Erscheinungen nicht in Mehreren hervortreten, und auch dadurch sich erhalten konnten, so lange konnte man noch von keinen ersten Menschenindividuen sprechen. Die Natur läſst nur das Vollendetere dauern. Eben darum waren aber auch die ersten Menschen sich keineswegs selbst und allein überlassen, einzeln und isolirt; — eben so wenig auch ungesellig. Ein Mensch ist kein Mensch und wird Keiner. Er wäre untergegangen, wenn er sich nicht angehalten und angeschlossen hätte an Andre. Er lebte also sogleich unter Mehrern seiner Art, wie die Thiere noch jezt.

6) Der erste Mensch war ein Kind, doch eben daher freilich nicht das Kind, d. h. kein Kind harmonisch ausgebildeter und eben so besonnen bildender Aeltern; es muſste vielmehr dieser erste Mensch eben so von unten herauf dienen, wie wir alle, zugleich aber auch noch langsamer und zögernder und zurükbleibender. Ein sechsjähriges Kind aus unsern neuern Anstalten im gebildeten Deutschland, geschweige aus dem künftigen einsti-

gen Menschenfamilien, in denen die Tugend, die häusliche wie die öffentliche, Gewohnheit seyn wird —, war noch ein Gott an Geistesbildung gegen den ersten Menschen. Sechsjährige Kinder, ja noch jüngere sind unter uns auch schon weit verschiedener von einander als jene ersten Menschenstämme, welche grössere und längere Gleichheit der Bedürfnisse wie der Fähigkeiten hatten. Wenn man einen Wilden gesehn hat — und dieser war ja noch immer nicht der erste Mensch, so hat man fast alle gesehn; so bei weitem nicht unter sechsjährigen Kindern unsrer Völker.

7) Der erste Mensch war eben daher auch den Thieren ähnlicher als den Menschen, und dadurch selbst im Unwesentlichen von den Kindern der gebildeten Völker unterschieden. Zwar war er von natürlichen Mitteln umgeben, welche die Entwiklung der Anlage nothwendig herbeiführen, auch wohl erleichtern mufsten. Allein der Mensch war anfangs mehr Natur als Freiheit, und daher schlofs er sich näher an das Thier an. Denn was der Wilde nicht mit der Kindheit gemein hat, ist das Veränderliche an ihr, das was von der Zeit, dem Zufalle der Erziehung abhängt. Das Thier lebt mehr im Stande der Natur, das Kind mehr im Stande der Unschuld. Die ersten Menschen hatten wie die Thiere bestimmtere und bestimmendere Instincte als die jezzigen Menschen, welche sich früh über die Instincte ihrer Kindheit erheben können, wenn sie sich auch nicht immer erheben. Die ersten Menschen umfafsten mehr und länger mit den äussern Sinnen als unsre Kinder, deren Sinne im

Einzelnen oder Ganzen wo nicht abgestumpft, doch früher untergeordnet werden. Auch schreitet eben daher ihre Entwiklung nicht nur nicht so weit, sondern auch ungleich langsamer vor; denn nur allmälig entwickeln sich immer mehrere und mehrere Fähigkeiten.

Die Aehnlichkeit mit den Thieren geht allerdings oft weit. Die grossen Affen sind (nach Virey *Hist. nat. I.* S. 421 f.) meist bis zum Lächerlichen geschmeidig in ihren Geberden, haben eine grosse Heftigkeit der Begierden, und die Affecten der Freude und Traurigkeit, der Liebe und des Hasses, wie der Furcht verrathen sich in ausdruksvollern Grimassen. Ihre Manieren gleichen den menschlichen. Die höhern Familien der Affen schliessen sich leichter an und sind für Anhänglichkeit empfänglich. Ihr Gedächtniſs ist stark bei schlechter und guter Behandlung; nicht selten sind sie heimtückisch. Sie bleiben Monogamen, und ihr Instinct der Attroupirung verräth eine Art von Geselligkeit, welche gewisse Regeln für den Raub wie für die Sicherheit des Geraubten bildet. Sie bestrafen ihre Jungen. Ihr starker Nachahmungstrieb ist bekannt. *)

Es war der Urzustand allerdings ein Zustand thierischer, d. i. der rohsten Bedürflichkeit, des

*) Forster (Supplement zu der zweiten Reise Cook's Th. 5. S. 77.) fand gewisse Bewohner der Insel von Mallicolo den Affen am ähnlichsten. — Die Tibetaner glauben sich von einer Race mit den Affen, indem sie meinen, ihr Gott Cenresi habe sich in einen Affen verwandelt. S. *Alphabet. Tibetan.* p. 210.

thierischen Bedürfnisses im Hunger und Durst, in Frost und Hizze und zu gewissen Zeiten in der Geschlechtslust. (Dennoch möchte ich den Menschen darum nicht ein bedürfnifsvolles Kind nennen.) So aber lebt noch der grosse Haufen der Menschen, der in seiner natürlichen Roheit bleibt, und von Wankelmuth und Kurzsichtigkeit, Furcht und Aberglauben beherrscht wird.

8) Die ersten Menschen waren ferner noch nicht ganz wild, sondern erst halb wild, ja wohl auch dies nur scheinbar und vielmehr eher mild als wild. In jedem Ursprünglichen, Unbestimmten, Abhängigen, liegt Milde, daher auch selbst das Thier als Junges ursprünglich milder als später ist. Und man kann die ersten Menschen noch von denen wilden Völkern unterscheiden, welche es im ächten Sinne, das ist die weder Barbaren noch Verwilderte sind. Daher unterscheiden wir noch die Urmenschen von den Wilden der heutigen Zeit. Schon durch die beschränkteste und unwillkührlichste Thätigkeit unterscheiden sie sich. So kennen schon die indischen Stämme in Nordamerika älterliche Liebe und es schien wahrscheinlich, dafs sie erst durch das unmenschliche Verfahren der Kastilianer in eine gewisse Wildheit hineingeschrekt worden sind, die ihnen nicht natürlich war. *) Die niedrigste Stufe der Uncultur zeugte zwar die extensivgröfste und die intensivkleinste Thätigkeit, allein immer mehr negativ als positiv. Daher eben so unschuldig als unwissend, träge —

*) S. Wieland a. a. O. S. 168.

leichtsinnig, ungesittet, doch auch leidenschaftloser, einfältiger, einfacher, genügsamer, vertrauender als der Wilde. Eben so furchtloser, schaamloser, überhaupt gefühlloser, aber auch religionsloser (denn als blosses Naturwesen kann der Mensch keine Religion haben) verworrener, aber auch sprachloser*); denn wenn auch schon die ersten Menschen hätten sprechen konnten, so herrscht doch auch hier ein Unterschied. Nicht ein articulirtes Sprechen, sondern ein kreischendes Kindergeschrei war die Sprache der ersten Menschen.

Also auch uns ist (wie Platnern 2. §. 722.) der Stand der Wildheit nicht der wahre Naturstand; allein darum weil in ihm Feindschaft und Rachgier (§. 1023.) nicht nur nicht da sind, sondern sogar noch schlummern, daraus folgt noch nicht, dafs er ein Idyllenleben war. Eben so wenig waren die hundert und achtzig Bewohner der Insel St. Kilda unter den hebridischen Eilanden, von fünf englischen Meilen in Umfang, welche Martin 1748. besuchte, bei aller Einfalt und Unwissenheit, die weder zur Lebensnothdurft noch zum Wohlseyn des Menschen gehören, Naturmenschen, wenn sie auch Meiners (hist. Vergleichung des Mittelalters 1,57) als Unschuldsmenschen und unverdorbene Kinder der Natur beschreibt. Sie kannten schon Ackerbau und Geschiklichkeiten. Wie wenig La-

*) Erst in der Menschenform, (sagt Gotsch 325. richtig) erhöhte die Natur das Sprachorgan des Thieres zur Redefähigkeit, durch mehrere und vielseitigere Zeichen sich mitzutheilen.

chendes der Zustand andrer Wilden habe, dies bezeugen mehrere Reisebeschreibungen. Viele Völkerschaften des nordöstlichen Asiens, und nordwestlichen Amerikas gehen entweder ganz oder gröſstentheils nakt. Die Feuerländer starren unaufhörlich vor Kälte, denn ihr ganzer Leib ist unbedekt, ein kleiner Theil des Rückens ausgenommen. Tragen die Wilden ja Kleidungsstücke, so tragen sie sie, ohne sie auszuziehen. Hunger, Mangel an Schuz gegen die Unbequemlichkeiten der Witterung, (Meiners a. a. O. S. 30. f.) unvermeidliche Gefahren schleichen beständig um die armseligen Wohnplázze der Wilden her. So wohnen die tigerartigen Waldmenschen (Meiners hist. Mag. 2, 706. f.) auf Bäumen und von diesen springen sie wie reissende Thiere herunter, um ihre Beute und selbst Menschen, wenn sie sie überwältigen können, zu erhaschen und zu verzehren. So gibt es wieder ungesellige, d. i. schüchtern gemachte Halbmenschen auf der Insel Lücon, welche immer allein umherirren und Menschen fliehen, ohne Ehe, ohne Häuser, schlafend auf der Stelle, wo sie von der Nacht überfallen werden. So die verwilderten Californier (S. 710.) welche ohne Schaam, Reue, Ekel und Eifersucht sind. So bezeugten die unglüklichen und ausgearteten, stumpfsinnigen Pesserähs oder Bewohner des Feuerlandes, weder Staunen, noch Bewunderung, noch Neugier, so wenig als die Einwohner von Neu-Caledonien.

Von solchen halbwilden und halbcultivirten, theils verwilderten Völkern kann man allerdings kein Bild des ursprünglichen Zustandes der Menschheit

rein abziehen, doch nicht weil sie von den übelgearteten und geistlosen Race der Mongolen sind, (wie Meiners 712. will) sondern weil dies sehr unnatürliche Erscheinungen sind.

9) Schon aus diesen läſst sich ein reineres Bild des Urzustandes der ersten Menschen fassen oder vorbereiten, namentlich zunächst die Frage beantworten, ob es ein (hobbesischer) Zustand des Krieges oder des Friedens unter den Menschen war?

Je schwächer oder schlummernder jezt noch die Leidenschaft war, desto stärker war der Trieb der Selbsterhaltung, daher die Härte und der Kampf in dieser Zeit. In dem sogenannten Stande der Unschuld müſste der Geselligkeitstrieb über Alles herrschen und der Mensch mit sich und Andern in Frieden leben. Der Stand der Unschuld aber, wo man nicht durch die Pflicht bestimmt wird, und dennoch vollkommen pflichtmässig lebt, ist Idee und in der Erfahrung liegt nicht das Abbild derselben. Früh schon dringen die Bedürfnisse auf den Menschen, ihn und seine Geselligkeit beschränkend, ein. Die Gefühle der Bedürfnisse des Hungers und Durstes u. s. w. werden peinigend in dem rohen Zustande und diesen Druk will die Natur von sich abwälzen und jener Gefühle sich entreissen. Wie das Kind sich nicht im Essen stören läſst, so auch nicht der Wilde. Es macht aber der anfangs doppelte starke Erhaltungstrieb den ursprünglichen Menschen hart gegen Andre, feindselig, ja rachgierig, wie das Thier. Ein kalter Thiersinn ergreift ihn; er liebt die Trägheit, nur darf er nicht ge-

stört werden. Dennoch hegt er nicht die Bosheit der spätern cultivirten Menschen; bei ihm hat der Instinct des Selbsterhaltungstriebes nur eine rauhe Aussenseite als Gegengewicht gegen den Geselligkeitstrieb. Die Erbsünde entstand ja nicht im Urleben, sondern im zweiten.

Wo die blosse Natur, ohne Freiheit gebietet, gebietet sie gewaltig. Bei dem ausserbürgerlichen Stande mufs sogar Krieg statt finden, wenigstens die Rüstung dazu, da Jeder der Richter in seiner eignen Sache ist und sie mit Gewalt durchsezzen kann. Es ist daher ein Zustand stets drohender Anfeindung, ein rechtloser Zustand. Wie das Thier müssen also die ersten Menschen auch immer zum Kampfe fertig gedacht werden.

Aus diesen Zügen wird man sich ein anschaulicheres Gemälde eines solchen Thiermenschen zusammensezzen können. Man denke sich einen unbekleideten, vollkräftigen Menschen, mit umherflatternden Haarlocken, mit stierem und zuweilem wilden Blik, mit Nägeln, die ihm jezt statt der thierischen Krallen dienen, von grosser Gestalt, mit der Keule umhergehen, oder stumm in seiner Höhle weilend. Sein Durst zieht ihm ans Wasser. Er bricht den Apfel vom Baum, aber er hat diesen noch nicht selbst gepflanzt. Er rennt schnell fort einem Thiere nach, er kämpft mit ihm, mit Gier zerreifst er es. Mit seiner vollkräftigen Natur stürmt er zur Befriedigung des Geschlechtsgenusses, und diese allein fesselt und bindet ihn an eine Gesellschaft.

Wie aber sah es in der Seele dieser Menschen aus? Wenn nicht ein Seelenschlaf, eine psychische

chische Lethargie hier zu finden war, doch ein Seelentraum. Wie anders war es in der Seele als wie in einer Traumwelt, in welcher eine Dämmerung des dunkeln Bewufstseyns, welches zusammenfliefst mit dem Gedachten, ein umherschweifendes Bilden der regellos thätigen Phantasie herrscht? Alles, was er ahndete, mufste in unbestimmte Gränzen zerfliessen. Sein eignes Gefühl des Lebens, des Bewegenden und Veränderlichen liefs ihn das Haltbare und Feste als etwas Lebendes erblicken. Die unstäte Einbildungskraft breitete das Kolorit des Furchtbaren darüber aus. Dieser Cyklus aber dauerte lange fort, bis dann die Bilder zu Objecten wurden. Sich so unbewufst trat der Mensch in die Welt, er konnte sich in der Thierheit wieder verlieren; er würde aber auch in einem ewigen Schwanken zwischen Schlafen und Träumen geblieben seyn, wenn ihn kein Bedürfnifs erwekt hätte.

Waren aber die ersten Menschen mehr selig oder elend? Der Begrif des Glüks ist relativ. Wenn wir ein nothdürftiges Leben und ein kümmerliches zugleich ein kummer- und gramvolles nennen, so war es jenen nicht so. In ihrem thierischen Leichtsinn lebten sie unbekümmert um den andern Morgen, wie das Thier. Doch mufste ihre Abhängigkeit sie wie jeden Sclaven scheu, und die Furcht wiederum mistrauisch und listig machen. War es noch kein religiöser Aberglaube, der sie folterte, so doch ihr eigener, der mit ihrem Zagen zusammenhing. Wäre auch die erste sie umgebende Natur nicht die freundlichste gewesen, sie hätte sie doch nicht erschöpft. In dem Nebel ih-

res Thiersinns und in ihrer Gedankenlosigkeit war ihr Glük eben so relativ als ihre Unschuld. Sie blieben der Ball unzähliger Einflüsse.

Nie war der Mensch unabhängig und konnte es nicht seyn; und so auch nicht der erste Mensch. Mit dem ersten Athemzuge steht er mit der Natur in enger Verbindung. Und die ersten Menschen mufsten noch abhängiger seyn, theils durch die unter allen thierischen Wesen am längsten ausdauernde Kindheit des Menschen, theils durch das Hingeben des nakten Körpers an alle Luftveränderungen. Thierische Freiheit bleibt ein Phantom.

Diese Zeichnung ist keine Schilderung, nicht ins Schöne, aber auch nicht in das Häfsliche willkührlich carricaturirt. So roh auch dieser Zustand, so dürftig dieser Anfang unsers Geschlechts erscheint, so ist er dennoch wahr. Die Gründe zu unsrer ganzen Ansicht nahmen wir hier gar nicht aus der Moral, vielmehr aus der Natur des Menschen selbst, so weit Erfahrung und analogische Schlüsse führten. Nicht blos die Aehnlichkeit jedes Kindes mit dem Thiere, die sich seit Jahrtausenden nicht verlor, nicht nur das noch an den erwachsenen Menschen haftende Thierische, sondern auch die merkwürdige Erfahrung, dafs der Mensch in allen Anfängen nothwendiger Aufschritte oder natürlicher Bildungsstufen, den Kindern gleich ist oder wird, und werden mufs, um von einem festen Puncte, von einer sichern Grundlage auszugehen.

Ist nun unser Gemälde nicht übertrieben, so sind seine allerdings dem ersten Anblik nach düstern, ja abschreckenden Farben dennoch für den wirklichen Menschen weder entehrend noch niederschlagend. Der rauhe Stein, in welchem der Diamant sizt, sezt den Edelstein selbst nicht herab; die Kinderspiele entehren nicht den Mann; die ersten wilden Schöfslinge des Urstammes unsers Geschlechts erniedrigen die Natur selbst nicht. So ist die Herabsezzung folglich nur scheinbar, nur der niedere sinnliche Stolz kann dadurch gedemüthigt werden. Alles in der Natur geht aus der Nacht zum Morgen und Tage, aus dem Chaos zur Ordnung.

Und wie viel herrlicher geht nun erst der Mensch hervor! Der Mensch kann nicht nur aus der tiefsten Tiefe immer kräftiger und freier sich erheben, sondern er thut es auch wirklich, er wird, was er ist, durch sich selbst. Freilich „scheint der Mensch seiner centaurischen Natur nach (wie Wieland sagt) ein sehr widersinniges Ding, doch hat selbst der thierische Theil eine sonderbare Willigkeit, sich von dem geistigen Theile zäumen und regieren zu lassen.“ Nun kommt Alles auf die Behandlungsart dieses Thieres an. Soll es grade so gedeihen, wie es eher nüzlich als schädlich ist, so mufs es bald gehorchen. Die Sinnlichkeit soll nicht ausgerottet, aber auch nicht verweichlicht werden.

So kläglich und ärmlich der Urzustand ist, so siegt der Mensch dennoch über alle ihn drückenden Uebel. Sie drücken Ihn, den anfangs Unbesonnenen, ohnehin nicht so als es uns scheint, und wird er

ihrer inne, dann ist auch schon der mächtige Gegendruk bereit, und dieser Gegendruk wird die grosse Triebfeder seiner Erziehung, Erhebung, Vermenschlichung. Und wirklich unterscheidet sich der Mensch schon früh von dem Thiere, schon da, wo er mit steigender Sensibilität unruhiger umhergetrieben wird, und in dieser Unruhe sogar die Eingebungen seines Instincts zulezt nicht mehr schuldlos ahndet. Doch er wird nicht eher Ruhe finden, bis er das ausschliessend gebietende Recht seiner thierischen Sinnlichkeit im Kampfe wider sich selbst verdammt hat. Und dann erst erscheint der Mensch, — erst durch diesen doppelten, sich wechselseitig beschränkenden Anspruch seiner Natur an sein Glük, und an sein Recht.

Es ist der Urzustand als Entwiklungsepoche, wenn auch als die erste rohste, unwillkührliche zu denken, in der sich die physische Anlage vorzüglich, wenn auch nicht allein und nicht ausschliessend ausprägt. Er konnte hier weniger von andern Naturwesen unterschieden werden, weil sich die übersinnlichen Anlagen weniger entwickeln konnten. Erzogen mufste der Mensch und auch die ersten Menschen werden. Und wer sollte sie erziehen? Man sagt: ein vernünftiges, ja nur ein göttliches Wesen. Allein dies würden jene Kinder der Thierheit nicht begriffen haben; die Kluft würde zu grofs seyn, wie Kinder noch jezt sich einander oft besser erziehen als Aeltern und Lehrer es vermögen. Ein höheres, d. i. ein kräftigeres Lebendiges konnte nur der Erzieher seyn, mithin immer ein verständigerer oder sinnigerer Genius in den Thieren. Dabei blieben sie gewifs langsamere Schüler der sie umge-

benden Thiere, von deren eigner Klugheit es wieder abhing, wie viel sie von Gewandheit, Kunstfertigkeit und Lebensweise lernen konnten. Eiserne Noth ward Erregerin, Schmerz das Gefühl, in dem der Mensch sein Steigen (denn Leben ist Fortschreiten) vernahm.

Doch in diesem weitern Fortgange ist die Verwilderung nur zu leicht. Allen Erfahrungen nach wird es dem aufgeklärten Menschen leichter, sich an die Lebensart von Wilden, als dem Wilden, sich an die Lebensart gebildeter Völker zu gewöhnen. Den Irrländer Selkirk (Jenisch S. 398.), den ein brittisches Schif auf eine menschenlose Insel ausgesezt hatte und den man nach drei Jahren wieder aufsuchte, fand man ohne alle vernünftige Besonnenheit und ohne alle menschliche Sprache, mit Thieres Schnelle und Wildheit umherkletternd. Eine merkwürdige Verthierung eines schon gebildeten Menschen! So viel vermag peinigender Bedürfnifsdrang!

Wie lange aber dauerte dieser Zustand der Thiermenschheit fort. — Der Zustand der Natur hört nie auf, und der Mensch kann aus seiner Urnatur nicht fallen. Nach einigen lebte der Thiermann mit seinem Thierweibe Jahrhunderte in diesem umherschweifenden Leben, nach Jenisch (1, 431. f.) nur kurze Zeit, und zwar vielleicht kaum einige Monate (S. 461.). Dennoch gesteht dieser selbst (S. 433.), dafs die Sittengeschichte der Thiere ein noch wenig bearbeitetes Feld sey; noch mehr (S. 461.), dafs der philosophische Geschichtschreiber sogar den möglichst schlimmsten Fall annehmen müsse; dafs der Mensch bis zu einer solchen Rohigkeit

zurüksinken könne. Möge auch die immerdauernde Regsamkeit des Geschlechtstriebes den Menschen früh an Eine Gattin gebunden haben, ist wohl jezt der Mensch entbundener? Ja ist wohl jene an keine Zeit gebundene Neigung zur Begattung bereits in den ersten Menschen so vorhanden gewesen? Waren ferner die ersten Thiermenschen wohl bereits so spät reifend zur Selbstbehülflichkeit, oder brauchte der junge Thiermensch minder Zeit, um durch sich selbst zu bestehen, wie noch jezt im Orient Alles schneller reift? Nicht möglichst frühe Entfaltung, sondern die der sich selbst entwickelnden Natur gemässe Entwiklung mufste die Absicht der Natur seyn. Phantastisch bleibt ja die Vorstellung, den ersten Menschen in den Schoos der üppigsten Natur zu sezzen, als einen Liebling.

Zustand der Wildheit.

Wir verlassen das Gebiet der Meinung, und schliessen uns jezt der empirischen Geschichte zur Seite an, eintretend in die Betrachtung des Zustandes der Wildheit der zweiten Epoche in der ersten Hauptperiode.

Fast scheint es (schrieb schon Tiedemann zu der Reise in Oberpensylvanien 1802. S. 7.), als ob die reiche Quelle für die Kenntniſs dieser sogenannten Wilden, die wir aus so manchen Stämmen, besonders an den grossen Seen in Amerika ziehen, versiegen werde, ohne noch von uns gehörig benuzt zu seyn, da sie mit fürchterlicher Schnelligkeit ihrer Vernichtung entgegen gehen. — Indeſs ist doch noch mehr als die Hälfte der Erde mit rohen, wenn auch nicht mehr mit ausgezeichnet rohen Halbmenschen besezt. Es ist aber auch deren Beobachtung hier nöthig und die der Kinder allein reicht nicht mehr aus; denn theils müſsten hier schon erwachsene Kinder beobachtet werden (und wie ganz anders sind diese unter uns Aufwachsenden vor jenen!),

theils würden immer Kinder nur Einzelne seyn, nicht so grosse Massen, gleich ganzen Stämmen, darstellen.*)

Prämissen.

1) Die erste Bemerkung, welche bei jeder Epoche zu wiederholen bleibt, ist: Es bleiben mehr oder minder Eigenschaften aus der ersten Epoche, welche in der folgenden noch fortdauern. Dies hier um so mehr, da die Verschiedenheit der Menschen jezt noch die möglichst kleinste seyn mufs und zunächst nichts anders seyn kann als erstes Product der ersten Modificationen der Uranlagen der ersten Menschen. Bald mehr oder minder fühllos und gleichgültig bleiben sie.

2) Vor Allen kam es darauf an, die thierischen Menschen aus ihrer brütenden Trägheit und abhängigen Feigheit herauszutreiben. Hingegeben der dumpfesten Gefühllosigkeit, der leichtsinnigsten Sorglosigkeit, was sollte vollends unter einem brennenden Himmelsstrich aus ihnen werden? Und nun vollends mehrere Menschenalter hindurch von Vater zum Sohn und Enkel? Entschlummern mufste ihre

*) Hierher gehört Robertsons Geschichte von Amerika, Buch 4. Th. 1. S. 376. f. Meiners oben angef. histor. Bemerkungen über die sogenannten Wilden oder über Jäger- und Fischer-Völker, in dessen Gött. histor. Magaz. 1790. Bd. 6. S. 273. f. Meiners denkt sie sich aber mit zu heterogenen Bestimmungen, doch von derselben schlimmen Abkunft; auch trennt er übrigens nicht genau.

edelste Kraft, sich verlieren in thierischen Stumpfsinn. Den Bewohnern mancher Inseln des Südmeers verschaft die Natur Alles, was sie bedürfen; selbst ihre Kleidung wächst ihnen auf den Bäumen. Sie erstaunten über Europäer, wenn sie dieselben in Einer Linie mehr als Einmal hin und her gehen sahen.*) Leichtsinnig verkauft der Karaibe des Morgens seine Hangmatte und weifs des Abends nicht, wo er schlafen soll. Mit gleicher Unbesorglichkeit und ohne Vorsicht gehen sie dem Tode entgegen.

Soll der Mensch aus dieser Schlaffheit gerettet, soll er überhaupt erzogen werden, so ist dies nur durch die einzige Art der Erziehung, durch Erregung und zwar durch eine sehr kräftige, möglich.

3) Diese kräftige, tiefe Erregung war die Noth um ihn und der Schmerz an ihm. Was hätte wohl die erstarrte, unbiegsame Seele sonst erweicht, was kann sie noch jezt erweichen als diese? Nur die dringendste Gefahr konnte zuerst seine Trägheit, Leiden seinen leidentlichen, äusserlich abhängigen Zustand, obschon immer nur nach oft wiederholten Versuchen und nur allmälig besiegen. Wie ein tief Schlummernder konnte er nur durch die stärksten Reize zum Erwachen gewekt werden. Doch auch die drückendste Noth hätte dies noch nicht vermogt, wenn den äussern Erregungsmitteln nicht schon einige innere Empfänglichkeit vorangegangen wäre; widrigenfalls würde sie die Noth vielmehr gänzlich niederdrücken und verzehren. Diese Empfänglichkeit mufste nun schon in der

*) S. Gotsch Geschichte der Cultur etc. S. 332.

vorigen Periode und natürlich in den ersten Fähigkeiten des Menschen, im Gefühle vorbereitet seyn. Welche könnte dies seyn? Ich finde sie in der allmächtigen Furcht. Furcht ist aber eben, wie Freiheit und List, immer Zeichen der Schwäche, selbst bei den Thieren. Diese ist es, die den Faulen zuerst zittern und grinsen läſst, obgleich noch nicht weinen. Sie treibt ihn an zum Baumklettern, zum schnellen Laufe. Sie schärfte den Sinn, leiser wird sein Schlaf, feiner sein Geruch, wachender sein Ohr, fernesehend sein Auge. Erst jezt ahndet, und wittert er seinen Feind, vernimmt und beachtet das Schnauben des Raubthiers. So rochen die Wilden in Amerika die Spur der Spanier.*)

4) Es lassen sich mehrere Arten der Noth und mehrere Veranlassungen derselben denken; die Natur ist reich an Weckungsmitteln dieser Art, und man darf sie auch da, wo sie stiefmütterlich erscheint, nicht so arm machen, um nur bei Einer Art, Einer Veranlassung stehen zu bleiben. Man findet solche Nöthigung a) in dem Hunger, b) in der Furcht vor Störung des Genusses, c) in der Todesfurcht. Bald geräth der Mensch auch auf einen unfreundlichen Boden und eine wüste Steppe, bald verheert ein reissender Strom seine Fruchtbäume, bald verdrängt ihn aus der freundlichern Gegend die vermehrte Menschenmenge, bald stöſst er auf heiſshungrige reissende Thiere. Da umringen ihn tausend Gefahren des Todes; mit ihnen ringend durchtreibt er sein armseliges Leben.

*) S. Gotsch a. a. O. S. 333.

5) Der Mensch mufs erst recht stark seine drückendste Abhängigkeit fühlen, er mufs erst bis zum Affect unruhig werden, bevor er zum Ergreifen von Rettungsmitteln — der lezten! — getrieben wird. Der Mensch mufs sich erst schwach fühlen, bevor er sich stark glauben kann. Wie der Feige in der schlimmsten Gefahr als ein Verzweifelnder kämpft, so knüpft sich jezt der Muth, ja die Tollkühnheit an die Furcht. Des Menschen Leben ist jezt so schwankend und ungewifs, er mufs so zahllosen Gefahren trozzen, dafs dieser Muth freilich nicht als Tugend, sondern als Gemüthsbewegung zu betrachten ist. Er wird es nicht leicht wagen, ungleichen Gewalten entgegenzutreten, er wird die Gelegenheit nicht aufsuchen, um sich zu messen, vielmehr wird er sich noch seiner Gewandheit und Schnelligkeit rühmen, mit welcher er dem Tode entging, seine List, mit welcher er den Feind unbewafnet und hinterrüks dahinstrekte. Doch wird er es auch als Schande betrachten, die Annäherung des Todes zu fürchten; mit fast fühlloser Standhaftigkeit wird er die sinnreichsten Martern dulden.

6) Mit den drückendern Gefühlen schreiender Bedürfnisse, die sich der Mensch vorher nicht gestand, empörten sich die Bewegungen seines rohen Gemüths immer mehr zu Leidenschaften. Und Leidenschaften waren es allerdings, die den kräftigen ungebildeten Menschen zuerst tief aufregten. Sie verstärkten seine Unruhe, sein Mifstrauen, seine Feindseligkeit, seinen Hafs. Doch eben sie trennten auch zuerst die Menschen in Massen, wenn auch nicht im Einzelnen. Indem sie ihn

auf der einen Seite ungeselliger machten (und die Menschen müssen sich ja tausendfältig trennen auf dieser Erde, damit sie sich selbst mehr trennen lernen und freier ausbilden), so trieben sie auf der andern Einzelne zu einer noch engern Gesellschaft, und wäre es der mörderliche Bund einer Räuberhorde zunächst gewesen. Die Leidenschaften des wilden Menschen sind aber um so feuriger und kräftiger, je mehr sie eingeschränkt werden. Die Beleidigung weifs der Wilde nicht zu unterdrücken und unversöhnlich ist seine Rache, ohne Grenze seine Härte und Grausamkeit. Wilde können die härteste Todesstrafe für die Feinde erwählen, verlängern sie, und nach tausendfachen Martern können sie sie sogar verzehren. Wo aber findet diese Erscheinung, seines Gleichen zu verzehren, ihre Erklärung? Zwar ist die Rachgier auch Thieren eigen, allein nicht ein Quälen des Beleidigers.

Zu dieser unnatürlich schreklichen Gewohnheit der Anthropophagie*) konnten mehrere Ursachen mitwirken. Dieser Cannibalismus, wie Franzosen ihn (z. B. Walkenaer p. 88.) nennen, war nirgends empörender als in Afrika, und nirgends allgemeiner als in Amerika. So unter den Wilden am Orono-

*) S. Meiners *Comm. de Anthropophagia et diversis eius causis, in Comment. Soc. Gotting. Vol. VIII.* und dessen Geschichte der Menschh. S. 192. f. F. L. Walther von Menschenfressenden Völkern und Menschenopfern, Hof. 1785. 84. S. 8. Der Verfasser suchte es durch eine Induction wahrscheinlich zu machen, dafs ursprünglich alle Völker Menschenfresser waren.

ko, in Paraguay, Brasilien, an der Hudsonsbay, unter den Eskimos, Irokesen, Mexikanern, Caraiben und Brasilianern. Nach Robertson (Gesch. von Amerika I, 418. 560.) gibt es keine andre Ursache dieser Unmenschlichkeit als die bitterste, wüthendste Rachgier und der unversöhnlichste Hafs, nicht Mangel an Speise. Daher litten, nach ihm, von ihrer blutigen Grausamkeit seltner Weiber und Kinder, die mehr ein Opfer der Wuth des ersten Ueberfalls waren; daher frafsen die wildesten Stämme keine Andren als Kriegsgefangene oder das Fleisch der erschlagenen Feinde; daher konnte auch die äusserste Hungersnoth (S. 561.) die Mexikaner nicht zur Verzehrung der todten Leichname ihrer eignen Landsleute bewegen. Daher die Kriegslieder der Indianer: „Ich will tödten, ich will Sclaven fortschleppen, ich will ihr Herz fressen, ihr Fleisch dörren, ihr Blut trinken.“ Daher rufen sich die kriegenden Irokesen auf: Kommt, lafst uns diesen Stamm fressen. — Dafs die Rachbegierde viel Antheil daran habe, sieht man schon daraus, dafs jene Unsitte in fruchtbaren Gegenden herrschen konnte, und dafs sie sogar vor einigen Jahren in einer der ersten Städte Europens Statt finden konnte.*) Doch man darf gewifs noch eine andre Ursache und zwar für die Entstehung dieser Erscheinung annehmen. Dies ist der nagende Hunger. Wozu kann dieser den Menschen nicht führen! Die Jagd ist nicht immer glüklich; da wird schon der erste beste Mensch, der im

*) Vgl. *Virey hist. naturelle T. II. 42. n. 1.*

Weg kam, angefallen. Dies besonders in äusserst unfruchtbaren Ländern, wo alle Nahrung, selbst die von wildwachsenden Wurzeln und Früchten fehlt. Der Krieger sah in seinen Feinden anfangs nur Thiere und verzehrte sie. So (nach Meiners)*) die Haufen, die hinter den Eskimos in dem Innern des nordöstlichen Amerika umherziehen, deren erstarrende Natur kaum einige niedrige Gestrüppe, geschweige Fruchtbäume, aufkommen läſst, und welche Meiners nicht mit Unrecht als ein Beispiel reiner Jägerhorden betrachtet. Nicht selten sind ihre Horden auf ihren 3—400. Stunden langen Streifereien so unglüklich, in vielen Tagen kein Wild anzutreffen, und dann sehen sie sich gezwungen, zuerst die ungenieſsbaren Pelze und Häute, die ihre Kleidung ausmachen, hinabzuwürgen, und wenn auch das Nothmittel ausgeht, endlich ihre eignen Kinder zu verzehren. So auch die Wilden um den englischen Niederlassungen am Hudsonsflusse.

Allein man berüksichtige folgende Beurtheilungsgründe der Menschenfresser: a) Man unterscheide den ursprünglichen Grund von der spätern Ursache. Der Hunger ging Allem voraus, als noch die Menschen zerstreut lebten und sich zuweilen als Fremde auf ihren Streifereien trafen. Späterhin geschieht die Menschenfresserei mehr aus Rachsucht und Hohn an Feinden und Kriegsgefangenen als aus Hunger an den Verwandten des eigenen Stammes; nur die äusserste Noth

*) Ueber die Wilden, im Götting. histor. Magazin, Bd. 6. St. 2. S. 277.

kann sie zu dem lezten führen. Es mufsten auch nur solche hinzugekommene Ursachen die Quelle seyn. Dazu kommt endlich noch ein wilder Stolz, der dadurch mit Schadenfreude oder mit dem Vergnügen, die Rache zu verlängern, über die Feinde triumphirt, und der nur durch das Verschlingen der Feinde ganz befriedigt wird. Davon zeugen die Nationalgesänge. (S. Robertson Bd. II. S. 524.)

b) Wo die Körper der Gefangenen verzehrt werden, werden sie (selbst nach Robertson Bd. I. S. 420.) nicht so grausam gemartert als unter den Völkern, die solcher abscheulichen Gastmale weniger gewohnt sind. So glaubten die von Mexiko zurükkehrenden Indianer ihren Freunden ein Geschenk mit dem gedörrten und eingesalzenen Fleische der Mexikaner zu machen.

c) Wo dagegen der Hunger sie zur Verzehrung ihrer Kinder nöthigt, da fühlen sie selbst sehr schwer ihr Unglük. Ellis war (nach Meiners S. 278.) an der Hudsonsbay mit Engländern bekannt, die einen Wilden und eine Wilde sahen, welche auf ihrer Reise zu der englischen Factorei zwei von ihren Kindern zu verzehren genöthigt worden waren. Er erzählte dem englischen Gouverneur sein Unglük mit einem Gefühl des tiefsten Schmerzes. Jener war Unmensch genug, dabei zu lachen, worauf der Wilde die Bemerkung äusserte: dafs dies keine Sache des Lachens sey. — Dazu kommt noch ihre so beschränkte Ansicht von den Nothwendigkeiten des Lebens, ihre Vorstellungen vom Werthe des Menschenlebens. Daher wüthen sie oft eben so gegen sich selbst; daher haben mehrere ihrer Frauen die Gewohnheit, von Zwillingen

das Eine zu morden, oder sogar als Frucht in Mutterleibe zu zerstören. Bei andern Stämmen verlangen sogar die Greise, sobald sie nicht mehr vermögen selbst auf die Jagd zu gehen, ihren Tod und zwar von ihren Kindern, als den lezten Liebesdienst, dessen sie sich nicht entziehen können. Man darf also aus der äussern Handlung nicht zu voreilig schliessen, als ob schon hier Menschenhafs in einer Menschenbrust Plaz gegriffen hätte, und keine Spur des Mitleidens vorhanden sey, vielmehr ist diese Sitte, da, wo sie noch unter Thränen geübt wird, das Resultat der härtesten Noth, und ihrer Unwissenheit, die sie noch nicht zu besiegen, noch nicht zu vermeiden wufsten. Wie hätten Wilde eine Ahndung davon haben und verstehen mögen, dafs sie gegen ihr eignes Geschlecht wütheten.

d) Zur Leckerei und Delicatesse konnte Menschenfleisch erst späterhin und nur durch den Nebenbegrif der Süssigkeit der Rache dienen (obgleich Forster und Pauw es darauf zu beschränken scheinen).

e) Zulezt konnte es sogar durch die Religion geheiligte Sitte werden; so durch die Menschenopfer. Doch findet sich hier schon mehr Ahndung von Menschenwerth und grössere Resignation und Uneigennüzzigkeit als in jenen. Sobald jedoch in dem rohen Gemüth das Gefühl der Sympathie aufsteigt, sobald — und dies noch früher — minder Gelegenheit zu Kriegen ist, dann kommt, wie z. B. in Otaheite, diese entehrende Sitte ab.

7) Soll man nun diese zweite Epoche näher charakterisiren und bezeichnen, so kann dies auf doppelte Art geschehen. Entweder durch innere

oder

oder durch äussere Merkmale. Das Lezte ist das gewöhnlichere, daher spricht man da von Jäger- und Fischer-Stämmen. Allein dieses äussere Merkmal kann wenigstens nicht das charakteristische seyn, um so mehr da es ein zufälliges, nicht allgemeingültiges ist; denn es ist nur eine Art roher Kraftäusserung. Als inneres Merkmal nenne ich nun: wilde Thätigkeit, Kampf mit der Thierheit ausser wie an sich, erste durch die nöthigende oder peinigende Natur abgedrungene, obgleich nur noch halbe, Entthierung. Durch diese Art der Thätigkeit wird die Trägheit, wenn auch noch nicht gänzlich überwunden, doch einigermassen eingeschränkt.

Aeussere Merkmale sind z. B. die allmäliche Veränderung der Nahrungsmittel, (neben den Pflanzen auch das Fleisch). Doch hängt dies natürlich sehr vom Boden ab, auf dem sie waren, oder von ihrem Aufenthalte (Waldmänner, Troglodyten). Vorzüglich aber wird seit Ferguson und Meiners unter Wildheit begriffen

das Jäger- und Fischer-Leben.

Hier hat man sich an folgende leitende Begriffe zu halten:

1) Es gab und gibt noch keine reinen Jäger-, Fischer- und Hirten-Menschen, wie man gewöhnlich mehr voraussezt als beweist. Die wenigen ursprünglichen Nahrungsmittel oder Subsistenzarten mögen zwar nach und nach, doch auch nur zufällig gewählt und bald gefunden worden seyn. Diese sind sehr früh schon, mehr oder minder, in

Vereinigung in Gebrauch gekommen. Daher gibt es auch keinen reinen Urjäger, sondern mehr oder minder Halbjäger.

2) Wo wir diese verschiedene Lebensarten trennen, da geschieht es also mehr im Begrif, durch logische Absonderungen. Da es aber nur Annäherungen an diese reine Idee eine solche Lebensart geben kann, so können jedesmal

a) nur diejenigen Völker Belege für solche abgesondert betrachtete Lebensarten abgeben, welche eine oder die andre Lebensart zu ihrer Hauptbeschäftigung und — jedoch dies schon später — zu ihrem Hauptgewerbe machten. Also auch hier: *a potiori fit denominatio.* Eine Classification der Völker in dieser Hinsicht ist noch nicht geliefert worden und nur durch möglichstvollste Induction zu veranstalten. (Auch Meiners hat sie noch nicht geliefert.)

b) Sodann müssen nun aber auch diese gleichsam reinen Lebensarten immer nur als Bedingte betrachtet werden. Der Grad des ausschliessendern Vorzugs der einen vor der Andern hängt nemlich immer sowohl als die Folge der Lebensarten oder der Wechsel, die Aufhebung derselben von gewissen innern Bedürfnissen und äussern Bedingungen ab. Diese äussern Bedingungen sind die Beschaffenheit der Lage, des Himmelstrichs und Bodens. Es wird der Mensch in wald- und thierreichen Gegenden natürlich ein Jäger; der Mensch hingegen, der weniger Thiere fand, und dabei an fischreichen Strömen oder Seen, wie in Grönland, lebte, wird ein Fischer. Doch sezte Fischerei

schon mehr Kunst voraus als die Jagd. Wo dagegen auf einen an Waldungen leeren Boden die Jagd abnimmt, wo zugleich nicht Fische in Menge vorhanden sind, wo also kein andres Erhaltungsmittel als die Bezähmung von Hausthieren übrig bleibt, da wird der Mensch ein Hirt. Doch sezt auch diese Bezähmung wieder mehr Kunst voraus.

c) Eben daher können wir auch von allgemeinen nothwendigen Eigenschaften der Jäger, immer nur unter ausdrüklicher Voraussezzung gewisser innerer und äusserer Bedingungen sprechen.

3) Eben daher sind die sogenannten Lebensarten nur als Beschäftigungs- und Erhaltungsarten oder Nahrungszweige und als solche nur wieder als Erweckungs- und Bildungsmittel zu betrachten. Das Hauptaugenmerk bleibt immer das Aufstreben und Erweitern der menschlichen, namentlich der innern Natur.

4) In diesen Erhaltungsarten unterscheide man:

a) die ersten Versuche jener Beschäftigungen von der je mehr und mehr geregelten Lebensart oder gar dem durch sie erst später begründeten und festgesezten Stande.

b) die Eigenthümlichkeiten des allmälig zur menschlichen Besonnenheit erwachenden Gemüths, welches die eigentliche Jagd erst vorbereitete, von denjenigen Eigenschaften, welche die Folgen einer schon bestimmten Beschäftigung oder seiner Lebensart waren, wie z. B. hier in Jägervölkern.

c) die Producte jener ersten aufstrebenden Thätigkeiten in dem Thiermenschen von den Erzeugnissen dieser schon regelmässigern Beschäftigungen.

5) Wenn man von der Jagd spricht, als Hauptbeschäftigung der Wilden, und nicht mehr als erste Nebenbeschäftigung oder gar als später Zeitvertreib, so hat man sich zunächst mehrere Arten und Abstufungen derselben zu denken:

a) Erste unwillkührliche Ergreifung des ersten gefallenen, oder erste Erwürgung eines schwächern Thieres, welches in seine Hände fiel und dessen sich sein Hunger höchstens nur mit der Keule, mehr oder minder mit ihm ringend, bemächtigte.

b) Erste besonnenere, mit mehr List oder Reflexion, mit mehr Geschiklichkeit und Uebung verbundene Verfolgung gewisser Thierarten mit verschiedenen verwundenden, oder gar vergiftenden Werkzeugen, mit Pfeilen und Bogen. Da werden unter Stämmen, die sich vorzüglich mit Jagd beschäftigen, erfahrne und gewandte Jäger weit mehr geschäzt als geschikte und tapfre Krieger. Der Jäger erlangt Ansehen, wenn er die wilden Thiere sicher aufsuchen, weit in einem Zuge gehen, oder schnell laufen kann er wird; desto mehr gerühmt, je sicherer er mit dem Wurfspiefs oder Bogen zu treffen, je ausharrender er alle Beschwerlichkeiten des Weges und der Witterung zu ertragen weifs. Auch ist ihre Gewandheit und erlangte Sicherheit in ihrem Jagen sehr grofs und dem der Thiere oft gleich. Es ermüden die Wilden die Bären biswei-

len so sehr, dafs sie kleine Kuppeln dieser Thiere, wie Heerden von Schafen, in ihre Dörfer bringen. Schon der Knabe spielt mit den Waffen, hört, wie in Grönland, begeisternde Lieder von rühmlichen Jägerthaten. Auf der Erdenge Darien wufste ein achtjähriger Knabe in einer Entfernung von zwanzig Schritt schon ein schmales Rohr mit einem Pfeilschufs zu spalten. Diese Jagd geschieht erst von einzelnen Wilden, um die schreiendsten Bedürfnisse der Gegenwart zu befriedigen; nachher etwa um die der nächsten Woche für seine Familie auszufüllen; dann in ganzen Gesellschaften mehrerer Wilden, auch wohl unter kundigen Führern, zur Versorgung auf Wochen und Monate.

c) Bändigung und Bezähmung der schwächern Thiere und Abrichtung zum Dienst des Menschen (z. B. der Hund zur Jagd) mit Auswahl der listigen und der an sich ungeniefsbaren, so wie der verwandteren.

Doch wie konnte der Mensch auch nur dazu kommen, Er, der anfangs selbst den Thieren sich näherte und gleichsam mit ihnen im Frieden lebte — wie konnte er dieses Würgen der lebendigen Schöpfung über sich gewinnen? Schon hier verräth sich das Göttliche im Menschen, seine Erhebung. Also Ursachen der Jagd mufsten vorhanden seyn und diese waren folgende:

1) Noth zwang ihn ebenfalls auch hier. Nakt und hungernd stand er unter den von der Witterung geschüzten Thieren. Dennoch mufste auch in ihm selbst noch die Furcht oder die Ehrfurcht vor ihnen überwunden werden, und dies geschah da-

durch, dafs er die Thiere, wenn auch nicht alle, doch gewisse, und zwar eben die schwächern unter sich bemerkte, eh' er sich ihrer zu bemächtigen wagen und wollen konnte. Die schwächern Thiere leisteten keinen grossen Widerstand, sie waren, auch in grösserer Menge, bald aufgerieben. Dies nöthigte die Menschen zur Verfolgung der wildern, wo etwas mehr als Kraft und Schnelligkeit entschied. Der erste Krieg — wenn man dies so nennen will — war ein Kampf mit den Thieren. Doch geschah dies anfangs ohne Grausamkeit. Dies um so mehr, da der Wilde das Thier, besonders das stärkere, weit mehr verehrt als der mehr Gebildete. Selbst noch da, wo er in ihm einen Geist ahndete, findet dies statt. So stekt der Jäger dem Bären, den er erlegte, seine Pfeife ins Maul, um ihm den Rachen durch Einblasen in den Kopf mit Rauch anzufüllen und bittet ihn demüthig, ihm das, was er an seinem Leibe verübte, nicht übel zu nehmen. *)

2) Reflexion auf seinen Nuzzen, seinen Unterhalt kam später dazu. Diese fragte nach dem Vortheil, bereicherte den Gewinn, und suchte die Lebensweise zu erleichtern.

Einflufs dieser Hauptbeschäftigung.

Ueberhaupt genommen — hat auch sie ihre schlimmere und ihre bessere Seite. Jene liegt vorzüglich in dem Begriffe und Ausdrucke: Wildheit — welche freilich leicht in Verwilderung

*) Meiners a. a. O. S. 285.

und Verthierung übergehen kann. Wirklich verwildert der Mensch bei dieser Lebensart; denn a) das oft einsame, oft umherschweifende Leben entfernt von ruhigem Zusammenleben, macht kek, und doch auch scheu vor andrer Gesellschaft. b) Die Gewöhnung an den Anblik des Blutvergiessens und des Tödtens mufs das Gefühl abstumpfen und gegen andre Erscheinungen gleichgültig machen. c) Das Verzehren des rohen blutigen Fleisches stumpft das Zartgefühl ab. Auch werden die Wilden gierig und überfressen sich bis zum Erkranken.

Der besondere Einflufs aber zeigt sich

1) auf den Körper.

Die Entwiklung des Körpers und seine Stärkung bis zur Abhärtung ist eine bessere Seite. Die Wilden von Nordamerika sind (nach Berichten der Reisebeschreiber) meist gut gebaute Menschen, unter denen ein Verwachsener etwas sehr seltnes ist. Sie haben einen festen, ungezwungenen Gang und wirklich edlen Anstand. Sie irren oft ganze Tage umher, ohne etwas zu sich zu nehmen, übernachten in den schlechtesten Lagern, oft von Schnee umgeben, neben und mit ihren Hunden ohne Obdach. Minder schön, oft häfslich sind ihre Weiber.

2) Auf den Geist.

Dieser Einflufs zeigt uns die Gemüthscharakteristik der Wilden.

1) Gefühlsvermögen.

Sinnliches Selbstgefühl ist erwacht, und zwar in wilder Stärke. Daraus erklärt sich eine Menge herrschender Eigenthümlichkeiten der Wilden. Da-

her die Selbstgenügsamkeit; daher Geringschäzzung Andrer, besonders der Schwächern, also auch der Frauen; daher Stolz, als hohe Meinung von seinen Vorzügen, Troz auf Stammesehre; daher auch Eifersucht; daher ferner Sinn für Glanz und Puz, und zwar zunächst durch schrekliche Verzierungen, um sich furchtbar zu machen. Daher beschmieren sie sich auf eine für uns lächerliche Art das Gesicht mit den auffallendsten Farben, was zum Theil zur Sicherung gegen den Stich der Sonne oder der Insekten geschieht; daher glauben sie durch Einschnitte in die Haut, punctirte Figuren, mit durch Nasen und Ohren gezogenen Knochen Aufmerksamkeit zu erregen. Uebrigens erwacht das Gefühl für das Anständige noch nicht. Nichts gilt ihnen die Reinlichkeit des Körpers, der Kleidung und Nahrung.

Bei geringerer Anstrengung und Ausarbeitung der frühen Gefühllosigkeit werden sie stumpfsinnig, bei grösserer noch immer sorglos, ohne Rüksicht auf Zukunft und auf das Aufsparen für das Alter. Dagegen herrscht hohe Zufriedenheit mit der Gegenwart. Ein kecker Muth zeigt sich hier mit Eitelkeit nicht selten wie mit Gefühllosigkeit verbunden. So bittet kein Indianer um Pardon und spottet der Martern der Feinde und schlägt ihnen grössere vor. Auch gingen aus den muthigen Jägerstämmen die ersten Eroberer hervor.

Der Jäger, wie er als Kind von seinen Aeltern nicht geehrt wurde, achtet das höhere Alter nicht, da Jeder für sich sorgen mufs und Jeder nur so viel gilt als er vermag. Da aber dadurch das

Alter, welches überdies die Beschwerden des Jägerlebens am drückendsten fühlt, zum traurigsten wird, so ertönen nicht nur unter den Wilden bange Klagen über das Alter *), sondern das Alter fühlt sich auch am meisten und ersten für den Ackerbau geneigt.

2) Begehrungsvermögen.

Noch herrscht der sinnliche egoistische Trieb, aber dennoch treibt er schon Kräfte aus und erregt Thätigkeit. Der mächtige Selbsterhaltungstrieb wekt Neugier. Bei der herrschenden Geniefslust und Gefrässigkeit sorgt jeder für sich allein, so lange er Kraft hat. Dabei belebt ihn Sinn für Lustigkeit, Spieltrieb, Trieb zur Freiheit und Gleichheit, zum Wagen seiner Kraft. Daher sind unter ihnen Spiele und Hazardspiele beliebt, wie unter Menschen, welche an keine regelmässige Beschäftigung gewöhnt sind. Die sonst so gleichgültigen Amerikaner verweilen lange Zeit beim Spiele, und ihre Seele ist dabei gespannt. Nicht mehr Zeitvertreib bleibt es, sondern es wird bald Mittel der Habsucht, und treibt sie bis zu dem Spiel um ihre Freiheit.

3) Erkenntnifsvermögen.

Merkwürdig ist das stille, oft gewaltsame Ausschlagen der ersten Geistesfunken mitten aus dem Sinnenleben heraus. So geschärft auch schon die Sinne geworden waren, so trieb doch schon der Instinct und die Noth den Geist auf.

*) Tiedemann zu der Reise in Oberpensylvanien S. 135.

Es gibt Wilde allerdings selbst noch ohne alles Staunen. Beschränkt auf sich selbst ist ihnen Alles um sie her gleichgültig. Bei Neuhollands Bewohnern bemerkten die Engländer nicht das geringste Erstaunen über ihre grossen Schiffe. Ihre Unwissenheit und völlige Unbekanntschaft mit Menschen, oft selbst von dem nächsten Stamme, macht, dafs sie höchstens die Fremden für furchtbar, d. i. entweder als höhere Wesen oder als mächtige Feinde betrachten Die erste Spur von Besonnenheit, das erste Bewufstseyn seiner selbst geht aus dem Gefühle hervor, aber aus dem angenehmen Gefühle seines Seyns, wo der Mensch sein Bedürfnifs befriedigt hatte. Mit seiner Subsistenz sicherte er sich auch die Dauer seines Selbstbewufstseyns. Das Selbstgefühl sezt Selbstbefriedigung voraus. Es äussert sich aber die Besonnenheit oft da, wo man es minder vermuthet, So in der Bekleidung mit Thierfellen, im Bedecken der Schaamtheile mit Fellen oder Blättern, und Bewaffnung; dies alles aus Reflexion, wenn auch diese Reflexion noch nicht bis zu den tieferliegenden Bedürfnissen dringen konnte. Dennoch sind wir hier noch keineswegs ganz bei dem blossen Menschen, geschweige bei dem vollendetern. Das Thier selbst schüzt seine Jungen gegen Kälte in seinem Nest; auf der andern Seite wissen die sonst Alles nachahmenden Affen, welche die Wärme des Feuers sehr lieben, nie selbst es durch Zulegen von Holz zu unterhalten. Analoge Erscheinungen gibt es allerdings auch dafür, dafs Thiere sich nach der Vorstellung einer Bedeckung bekleiden.

Eine zweite Spur von klarer Besonnenheit verräth sich in der egoistischen List, in dem Witz beim Fange der Thiere, oft mit schlechten Werkzeugen; so auch in der Erfindsamkeit von verschiedenen Mitteln.

Ihr geistigeres Leben konnte jedoch erst durch ein völliges Herausreissen aus der gewöhnlichen Sinnenwelt beginnen. Dies verwickelt die Phantasie. Unwillkührlich geschah dies erst im Traume, später durch den Glauben an Bedeutungen in den nächtlichen Erscheinungen, mithin auch an das Vorbedeutende der Träume. Die Erfahrungen am Unbegreiflichen erzeugten die Liebe zur Exaltation, zum Trunk und zu Berauschungsmitteln. Die quälende Langeweile wird vertrunken. Die so erwachte und aufgeregte Phantasie liefs so die vorher zusammenschmelzende Sinnenwelt in bestimmtere Gestalten sich kleiden und diese als Objecte, freilich aber auch als wahre und wirkliche behandeln.

Sprache.

Mit der aufgeregten Empfindung verstärkte sich auch das Gefühl der Sympathie und das Bedürfnifs der Mittheilung bis zu einem Sprachtriebe. Das innige Gefühl wurde laut, der Hauch des Kindes ward zarter als vorher das wilde Geschrei der Kinder. Das grosse Weckungsmittel des schlummernden Geistes ward die Sprache.*)

*) Unbegreiflich ist's wie Jenisch Th. II. S. 10. 16. die sogenannte Anlage der Sprache blos im Körper finden konnte, — dieses Geistigste des noch ungebildeten Menschen, gleich-

Uns liegen nur hier der Ursprung der Sprache im Menschen und die Wirkungen derselben auf den Menschen zur Betrachtung vor.

1) Hier ist ihr Begrif natürlich der weiteste, — in dem Sinne, wo auch Thiere sie haben, als Ton und Zeichensprache zugleich. Denn wer kann es leugnen, daſs auch sie die Töne ihrer Empfindungen moduliren durch hörbare verschiedene Laute? Und haben sie nicht ihre Zeichensprache, die selbst der Taubstumme besizt? In dieser Bedeutung war die erste Sprache — die absichtliche Bewegung des vorher trägen Körpers, die zu einer ausdruksvollern Gebehrde ward, also auch der sprechende Tanz. Als Sprache des Herzens mag er ja noch oft gelten!

Im engern Sinne betrachten wir sie dann als Inbegrif von Tönen. Doch auch hier eilt man in den Theorien über den Ursprung der Menschensprache zu schnell mit dem Menschen. Die erste Sprache, welche Menschen zu reden wagten, bestand gewiſs aus sehr wenigen, und überdies sehr bedeutungsvollen, mit aller Macht starker Empfindung ausgesprochnen Tönen. Es muſste die ganze Seele, ja der ganze Körper muſste mitsprechen, und da war die erste Sprache die Sprache des Af-

sam als würden Maschinen mit Sprachwerkzeugen sprechen können. Camper wollte doch schon, so ähnlich auch das Stimmorgan des Affen und Menschen ist, einen Unterschied zwischen dem OrangOutang und dem Menschen antreffen. S. Zimmermanns Zoologie. Art. OrangOutang.

fects. Diese Töne waren aber anfangs entweder gar nicht oder noch wenig articulirt und begleiteten die stärkern Bewegungen des Gemüths, die Affecte der Furcht, des Zorns, wie noch bei unsern sprachlosen Kindern. Daher sprechen Mädchen schneller als Knaben, da sie innerlich reizbarer sind. Die Menschen an der Küste des Feuerlandes gaben den ersten Europäern, die sie besuchten, blos den Laut: „Pescheräh" zu hören. — Von allgemeinen Namen schritt man zu eigenthümlichen, von dem um schreibenden endlich zu Zahlen. — Es kommt dazu, dafs die ersten Worte keine nachgesprochnen, sondern ausgesprochnen, d. i. aus dem Innern herausgesprochenen und durch die lebhaftesten Gesten, wie bei den Kindern, gleichsam hervorgearbeitet und auch noch später hin dargestellt und unterstüzt waren.

2) Ursprung der Sprache aus dem Menschen.

Man fragte oft: ob die ersten Worte blosse Nachahmungen der hörbaren Natur waren? Sie waren zunächst ein Nachhall des innern Tons der aufgeweichten Empfindungen, und dann erst, aber bald darauf, wo nicht zugleich, ein Wiederhall der vom schärfern Gehörssinne der Wilden rascher aufgefafsten und nun erst, bis zum Wiederholen verstandenen Naturtöne.

a) Die eigentliche Quelle der Sprache war von jeher das Herz. Der Mensch mufs leben, wenn er sprechen soll, aber vorzüglich innerlich leben, ein Sprechendes in sich haben, wenn er sprechen kann. Andre nennen hier die Vernunft, und auch der Vernunftkeim mufs entwickelt seyn, allein die schon entwickelte Vernunft wird nicht dazu erfor-

dert; das erste lebendige Gefühl seiner selbst reicht hin.*) — b) Es kommt hinzu, dafs die ungebildeten Menschen weit schärfer und auch zarter sprechen hörten als die Gebildeten, und zwar nicht blos äusserlich, sondern auch innerlich. Daher konnten sie im Affect durch die Alles belebende Phantasie Töne hören, welche Andre nicht hörten; daher hörten Mörder ganz eigentlich das schreiende, Rache fordernde Blut. — c) Dies war die Natúrsprache, welche der künstlichen, die in lauter willkührlichen Zeichen bestand, erst allmälig folgte. Das thierische Geifern ging in den zartern Menschenhauch über, die kreischenden Kindertöne in den abgesezteren, immer mehr articulirten Menschenzuruf. Dies ist der Anfang, der wie überall in der Entwiklung das Schwerste ist. In jener Natursprache aber stimmten alle Menschen überein, in dieser Willkührlichen näherten sie sich anfangs blos und gingen in der Folge immer weiter aus einander; in jener lag mehr die Zeichnung der Empfindungen und Gefühle, in dieser mehr Bezeichnung der Begriffe. — Auch in den Tönen liegen allgemeine Grundtöne, die in allen Sprachen wiederkehren, wie im Sehen und Hören. Künstlich gebildet zu werden fing die Sprache zuerst dann an, als die Phantasie ihre innern Bilder zugleich ausser sich zu sehen anfing, mithin schon früh. Wie das innre Auge sah, so hörte auch das innre Ohr, und so wurde die erste Sprache gewissermassen zugleich Gesang. Als

*) Will man ein Kind sprechen lehren, so mufs man auf sein Herz wirken; daher lehren die Mütter am ersten sprechen daher lernen die Mädchen es früher als die Knaben.

man durch Worte, die Zeichen anschaulicher Gegenstände, sogar das minder Sinnliche und endlich das Uebersinnliche bezeichnen wollte, da mufste die Sprache als arm erscheinen und alte Zeichen erhielten nun neue Bedeutung. In der Articulirung der Sprache selbst aber enthielt die erste Sprache schon die Nothwendigkeit Poesie zu werden. Daher besizzen die wildesten Stämme Gesang und Poesie.

3) Einflufs der Sprache auf den Menschen.

Waren nun erst Reihen von Tonzeichen gefunden; was wirkten diese auf raschere, weitere, mannichfaltigere Bildung? — Allein auch eine solche — einfache, und zwar nicht geistvolle, doch seelenvolle Sprache? Es kann viele Sprachkenner unter uns geben, die dennoch sehr schlecht sprechen, d. i. ohne das wahre ursprüngliche, aus dem Innern stammende, Leben; ohne jenen sprechenden Ausdruk, der vom Herzen kommt und das Herz ergreift und den keine Deklamation, keine Mimik erreicht. In den ersten vernämlichen Lauten, welche zuerst die stumme Stille der niedern Thierheit unterbrechen, lernte die begeisternde Phantasie des Wilden zuerst das Verständliche und Verständige, das lebendige und belebende Wort, mithin sogar das Göttliche selbst finden, aufsuchen und beachten. Licht erhellte nun das innre Chaos, schöpferisch wekte es früh Leben und Geist. Doch dies freilich nur nach und nach. Der erste Eindruk der menschlichen Natursprache war aufregend, auffordernd, hinreissend, stark bewegend. Wir erheben uns gemeiniglich nicht zu einem nähern Begrif von der Macht der Sprache auf Men-

schen. Was vermag aber nicht jezt, da unsre Gedächtnifsmenschen eine Menge Sprachen erlernten, noch Ein Wort mit seelenvollem Blicke, mit eigen sprechendem Tone! Was mufste das erste Menschenwort wirken! Es mufste schon durch sich selbst bald Mehrere wecken und befremdend wirken, wie auf unsre Kinder jedes neue Wort. — Als aber die leidenschaftlichen Aeusserungen sanfter, die Töne der Gefühle also auch milder und eindringender wurden, dann wurden die Menschenlaute sanfter bewegend, also auch ruhiger erregend, kurz Gedanken-weckend. Wie noch jezt die Töne der Vögel als Gesaug den gebildeten Menschen anziehen, so wurde noch mehr der allmälig aufweichende Mensch vom Menschentönen angezogen. Mit den ersten Aufregungen der Phantasie mufste schon das Geschrei eines Kindes ihn unwiderstehlich zurükhalten, ihn, dessen Phantasie es oft auch da in der Aussenwelt tönen hörte, wo die Natur zu den kältern Menschen nicht mehr spricht. Noch mehr mufsten ihn aber die Gemälde seiner Dichter fesseln; nur als begeistert konnten sie ihm erscheinen. Mit einer Art von Andacht hörte man sie sprechen.

Die Wirkung der Worte auf die Menschen welche jezt statt findet, weicht weit von der frühern ab. Jezt wirkt mehr die Rede, früherhin die Sprache. Doch auch jezt können noch einzelne, sinnvolle und kräftige Worte sprechend genug eine Wahrheit aussprechen und auch Andre ansprechen. Aus jener Wirkung aber ging die frühe Neigung zu Wortspielen und Etymologieen hervor.

Schon

Schon die erste bildliche Sprache mufste den Geist in Thätigkeit sezzen und mehrere Combinationen erzeugen. Was gewinnt aber erst in der Folge der Beobachtungsgeist an Mannigfaltigkeit, das Gedächtnifs an Festigkeit, das Vorstellungsvermögen an Klarheit und Bestimmtheit, die Ideenverknüpfung an Leichtigkeit durch die Sprache und das Sprechen. Welche Riesenschritte machen unsre Kinder von dem Augenblicke an, wo sie sprechen können! Je mehr die Sprache nicht blos Gefühle, sondern auch Vorstellungen und besondre deutliche, mit Bewufstseyn Ergriffene ausdrükt, desto mehr keimt der Vernunftcharakter des Menschen.

Betrachten wir die einzelnen Jäger als ein Ganzes, als eine Gesellschaft, kurz als einen Jäger-Stamm, so läfst sich das Gesez annehmen: „Die Menschen dieser Bildungsstufe sind näher an einander gerükt als Familien-Mitglieder, doch weiter aus einander gerissen als Theile verschiedener Stämme.“ Der Trieb zur Geselligkeit hört nie auf, in dem Menschen zu wirken, mithin auch nie, Früchte zu tragen; (wie sich selbst die ungeselligen Thiere zu einander halten). Gibt es doch selbst unter Jägerstämmen ganze Gesellschaften mit Anführern vereint, um auf einem besondern Gebiete jagen zu können. Dabei wird eine Verlezzung des Gebietes bestraft, wie der Einbruch von Fremden in das Gebiet. So sehen die Wogulen das Revier, das sie eingeschlossen haben, als ihr Eigenthum an und geben genau

Achtung, dafs Niemand in der Nachbarschaft ihrer Gehege Holz fälle.

Dies führt uns auf die Bildung eines Eigenthums. Natürlich geht die Geschichte dieses Begrifs von dem äussern und sinnlichen Eigenthum für den Körper zu dem innern und geistigen Eigenthum für die Seele, von dem momentanen zu dem bleibenden, von dem physischen zu dem vertragsmässigen, von einem angenommenen zu einem willkührlicher ergriffenen, endlich zu einem freier erworbenen über.

Das Eigenthum wird angesehen a) als etwas (in der Jagd) Selbstergriffenes mit Mühe, Gefangenes oder Gezähmtes; b) als ein Theil unsrer Selbstmacht; c) als etwas, was ich mir versichert habe, was also nur der Willkühr und Benuzzung, und zwar meiner alleinigen und ausschliessenden, unterworfen ist; d) als etwas Geniefsbares oder Genufsvolles (in der Phantasie), und endlich e) als etwas ausschliessend Besessenes, Unverlezliches. Daher stammt jedes Eigenthum aus dem Trieb der Selbsterhaltung, denn der Mensch will nicht blos sich selbst erhalten, vielmehr ist er ursprünglich sich nicht Selbstzwek, er sucht nur das Mittel, ein Etwas, was er sich als etwas ihm Eignes, Zugehöriges oder gar Gebührendes aneignen will.

Deshalb können aber doch verschiedene Stufen des Eigenthums unterschieden werden. Es ist das Eigenthum

1) Etwas blind Angenommenes (Ererbtes), ihm von der Natur selbst Entgegengebrachtes. So ist die erste Nahrung des Kindes sein erstes Eigen-

thum, ohne daſs er es noch als solches kennen lernt. Mit dem ersten dunkelsten Selbstgefühl erwacht die Vorstellung eines Eigenthums.

2) Etwas willkührlich Eingenommenes — doch nur momentan — welches der Mensch wieder verläſst, wenn ihm ein Andres besser gefällt. So wechselt das Thier wild umherstreifend die Weide, das Kind die Spiele und selbst seinen Umgang. Sättigung ist hier der Grund des Aufhörens des Genusses, Wohlgefallen der einzelne und erste Grund des Besiznehmens. Hier sucht der Mensch nur für den gegenwärtigen Genuſs, mit Leichtsinn für die Zukunft, ja er sucht es nicht einmal, sondern nimmt es nur mit. In diesem Sinne aber konnte allerdings der erste Menschenstamm eben sowohl als die Thiere die ganze weite Erde sein nennen, und in diesem Sinne gab es (dies gegen Jenisch 2, S. 44.) allerdings ursprünglich noch kein Mein und Dein. Doch gilt dies nur von der Wahl; so bald ein Stük Land gewählt, ein Lager besezt, eine Speise ergriffen ist, so bezeichnet es der Wilde wie das Kind durch: Mein. In diesem Sinne also hat sogar das Thier schon die Ahndung eines Mein und Dein, und läſst sich das, was es einmal gefaſst hat, nicht sogleich entreissen.

So konnte also auch hier sich das vereinen, was uns widersprechend scheint: Eingrif in das Gemeingut der Erde (was Civilisirte oft Diebstahl nennen) und Ueberlassen des einmal ergriffenen Funds oder Fangs. Daher können Wilde die Speise ihrem Mitwilden nicht von dem Munde rauben und dennoch Fremden Dinge stehlen, die sie ihm we-

nigstens jezt entbehrlich glauben. Bei aller Achtung der Wilden gegen das Eigenthum ihrer Brüder, gilt dennoch der Raub an Fremden ihnen für kein Unrecht. Die Spanier hätten sich also nicht wundern sollen, wenn sie die Bewohner der Marianischen Inseln so stehlen sahen, dafs sie diese die Diebes-Inseln nannten. *) Jene Wilden, die Alles zu nehmen gewohnt waren, was ihnen vorkam, und Niemand noch dadurch zu stören glaubten, mogten freilich manches Ueberflüssige bei den Spaniern entdekt haben. In der Periode der Jagd, d. i. des Thier-Raubes kann die Neigung zum Berauben und Wegkapern nichts Auffallendes, nichts Seltnes seyn, wenn auch keineswegs Hang zum Stehlen herrscht. Man kann nicht mit Robertson (1, 389.) sagen, dafs Völker, die von der Jagd leben, vom Eigenthume nichts wissen. Er gibt aber selbst zu, dafs die Jagdreviere für das anschliessende Eigenthum des ganzen Stammes gehalten werden, dafs sich aber kein Einzelner ein Recht auf eine Gegend dieser Jagdreviere anmafst, da sie Allen mit gleichem Rechte zugehören. Wirklich also sind Familien, geschweige ganze Stämme ohne alles Eigenthum nur ersonnen; ja es entstand sogar früh genug ein persönliches, wenn gleich kein lang dauerndes, oder sich übermässig anhäufendes Eigenthum. Die Beschwerlichkeit der Jagd als das einzige Erwerbungsmittel liefs dies schon nicht zu, eben so wenig aber ihre Begriffe von einem unveräusserlichen Eigenthum. Daher waren ihm auch die Unterschiede

*) *Walkenaer hist. p. 42. f.*

der Stände erst später bekannt; daher haben ihre Sprachen keine Worte für arm und reich.

Nur unter den rohsten Jägervölkern und wilden Nomaden kennt man Gemeinschaft der Güter, und einen ungetheilten Vorrath. Das durch die Jagd gewonnene gehört der Familie. Bald wird aber durch das Höherstehen einzelner Mitglieder, die sich auszeichnen, die Gemeinschaft zerrissen.

3) Das Eigenthum als etwas ausschliessend in Besiz Genommenes, durch Bearbeitung des unbeweglichen Bodens. Dies sezte schon Reflexion über Sicherheit und bleibenderes Eigenthum voraus, was bei Ackerbauenden Völkern eintritt, sobald man die Früchte als Producte seines Fleisses, als Folgen seiner Bearbeitung der Erde ansehen kann. Es wächst also das Eigene am Eigenthum, je mehr Fleiſs angewendet wird. Niemand darf da den Andern in der Bearbeitung des Bodens stören; verläſst er ihn, so tritt ein Andrer in den Besiz. Daher konnte bei den Peruanern sogar jährlich eine andre Vertheilung des Bodens oder der zum Feldbau tauglichen Ländereien statt finden, aber auch Alles dies erst mit dem Ackerbau. Daher konnte in Mexiko, sogar Privateigenthum entstehen. Die Bürger besassen hier eigenthümliche Ländereien, von denen man das bewegliche Eigenthum an Gütern oder Waaren unterschied.*) Jagd und Fischerei steht bei den Grönländern Jedermann überall frei, und es hat sich Niemand zu beschweren, wenn Unbekannte an fischreiche Orte kommen. Wer an einem

*) Robertson a. a. O. Th. II. S. 362 und 318.

Strande Holz findet, dem gehört es, ob er gleich nicht da wohnt.*)

Zu dem bleibendern Eigenthum gehören dann auch Waffen und Geräthe. Der Jäger sucht ein Verdienst darin, Andre mit Geschiklichkeit deren zu berauben. Doch schon die Sorge, sich dabei zu verbergen, ist ein Beweis, dafs er die Idee eines erworbenen Eigenthums hatte.

Ohne Eigenthum würde die Selbstständigkeit des Menschen nicht möglich seyn. — Nur wo es das Streben nach Aequivalent berührt, da zerstört es die Menschheit.

Jedes Eigenthum ist etwas Angeeignetes, etwas Unterworfenes, daher steht mit der Vorstellung von Eigenthum die von Herrschaft in Verbindung.

Der erste Herr ist nicht sowohl der Reichste als der relativ Mächtigste und Gebietende, d. i. der in seiner Familie Angesehenste, folglich immer der Familien-Vater. Daher herrscht der Vater über das Kind wie über sein Eigenthum; denn von ihm hing sein erstes Leben, sein Athmen ab; von ihm sein zweites, seine Ernährung; von ihm endlich sein ganzes weiteres Leben. Zu dieser relativen Macht gehört ferner physische Stärke. Alles schwächere Lebendige ist daher ebenfalls sein Unterthan, d. i. sein Sclave. Mithin der Gefangene, der Ohnmächtige, das Weib.

*) Cranz Geschichte von Grönland S. 254.

Der zweite Herr ist, da die Generationen sich häufen, der Aeltere. Dies ist eigentlich minder der Gebietende als der Angesehene und dadurch der Herrschende durch Erfahrung, also durch Weisheit und Rath.

Der dritte Herr ist der, welcher Beiden gleicht, entweder an Kraft des Körpers oder des Geistes, besonders unter Schwachen und Unwissenden. Nach der ersten schiedsrichterlichen Gewalt entsteht sogleich eine schüzzende Macht. Entschied die Familienherrschaft über Talente, so gebietet nun die schüzzende militärische Dictatur. Die Erscheinung bestimmter Regenten und bestimmter Gesezze ist noch später. Dort aber sind es also nicht mehr die Bande des Bluts oder der Abkunft, welche abhängig machen. Es ist das Gefühl der Noth, das Bedürfniſs des Schuzzes. Am Ende sind Stämme sogar gezwungen, einen an ihre Spizze zu stellen, wenn sie ihn auch vorher, wenigstens als Heerführer nicht hatten, oder hernach wieder aufgeben sollten. Je schwächer der Untergebene an Körper und Geist und je stärker der Herrscher ist, desto mehr wird er Despot und Tyrann, also mehr Beherrscher als Regierer. Früher vermag Stärke weniger, sondern es gilt da Klugheit als Schuzmittel des Staats; daher die Senate unter Wilden. Bald bestimmt dabei kindische Einfalt, bald Zufall, bald Vorurtheil die Wahl.

Mit den Begriffen des Eigenthums und der Herrschaft verknüpft sich noch der Begrif vom Recht,

das ist, von dem was recht ist, was dem Besizzer eines Eigenthums gebührt. Der erste Beweggrund zur Annahme des Rechts konnte natürlich kein andrer seyn als die Furcht, erst dann die Besorgniſs für sein Eigenthum und noch später die Menschenachtung. Hier zeigt sich dann die erste Entwiklung der sittlichen Anlagen, wie in der Schaam.

Selbst im Kriege übten Wilde gewisse Rechte. Was auch die List unternehmen mogte, so war doch das Gesez heilig. Und Gesezze waren anfangs nicht gegeben, sondern herbeigeführt durch die Zeit und die Umstände, und zwar a) durch die momentane äussere Noth, und b) durch nothwendig gewordene, vermittelst jener Noth aufgedrungene Sitten eines Stammes.

Oeffentliche Verbrechen waren früher seltner; an ihrer Stelle standen Privatbeleidigung, Diebstahl, Mord. Später erst ward die Schuld oder Unschuld zur öffentlichen Untersuchung gezogen. Die älteste Strafe aber lag in der Blutrache, denen später das Lösegeld folgte.

Die bisher erwähnten Erscheinungen, die sich einigermassen ausbildeten, hatten auf die Sittlichkeit des Wilden grossen Einfluſs; mit der moralischen Natur des Menschen hing wenigstens mittelbar auch die intellectuelle Anlage in ihm zusammen. Die Kenntnisse des Wilden waren freilich aus der rohsten und zufälligsten Erfahrung, und oberflächlich genug geschöpft, allein Manches wuſs-

ten sie sogar besser als wir, weil wir bei einer einseitigen Art von Bildung das Interesse dafür verloren haben. Dahin gehört besonders die Thierkunde, in der der Wilde sich scharfsinnig genug zeigt. Eben dahin mögten wir sogar eine gewisse Witterungskunde rechnen, für die jezt vielleicht nur unsre kränkelnden Zeitgenossen noch ein verzärteltes, oder überreizbares Ahndungs-Vermögen haben. Weiter müssen hier das schärfere Augenmaafs und das treffendere Gehör, so wie der weitere Geruchskreis des Wilden genannt werden. Was ihre Pflanzenkunde betrift, so mögte sich dieser bei den noch starken und gesunden Körpern der Wilden und ihrem noch ungeschwächten Instinct vorzüglich auf die diätetischen und medicinischen beschränken. Darin — in solchen Hausmitteln — bestand die beginnende Arzneikunde, welche freilich weit weniger Naturkunde als bei der ihnen unerklärbaren Kraft mancher Pflanzen, mehr Wunderkenntnifs, kurz eine Art von Religion, ja ein Theil derselben war.

Religion.

1) Was die Religion sey, deren Ursprung wir hier anzuwinken haben, dies ist hier nothwendig die erste Frage. War sie etwas Aeusseres oder äusserlich sich Zeigendes? Etwas Objectives oder über uns Gedachtes? Nichts weniger. Vielmehr ist und war sie und wird immer seyn etwas durchaus und schlechthin Inneres, ja das tiefste und geheim-

ste Innere, welches eben daher so oft und namentlich noch von unsern Zeitgenossen als das Zarteste und Unaussprechlichste, als Angelegenheit des Gemüths gedacht wird.

Religion im eigentlichen, zugleich weitesten Sinne, wie sie hier gedacht werden mufs, ist überhaupt das Wesentliche in jeder besondern, nicht blos wirklichen, da gewesenen, sondern auch als möglich noch gedenkbaren Religionsart, — Glaube an ein übersinnliches Seyn, — möge dies nun als ein Beharrliches in uns, oder ein Unwandelbares um uns, oder ein Ueberirdisches über uns geahndet, — möge es extensiv stark und bis zum Ungeheuern grofs, oder intensiv mächtig und still erhaben gefühlt, — möge es endlich als ein Göttliches oder ein Ewiges gedacht werden: immer bleibt der Hauptbegrif: das innigste und gewisseste Bewufstseyn, dafs mitten unter dem betäubenden Wechsel Etwas ist, Etwas vorherrscht und den Wechsel der Erscheinungen belebt oder überlebt, beherrscht oder überwältigt, — und dafs nichts ausser ihm in dem vollen Sinne ist und lebt, dauert und überdauert — nenne es nun der Mensch in seiner Menschensprache Geist oder Gott, ewiges Wesen oder unsterbliche Seele.

Diese Religion verhält sich zur Religiosität wie die Vernunft zur Moralität, oder wie die Menschheit zum Menschenthum, oder wie die Regung des Gewissens zur Gesinnung der Gewissenhaftigkeit, wie die moralische Richtung zum durchgreifenden intelligibeln Charakterzuge des Menschen, wie die Blüthe zur Frucht. So das Verhältnifs der

Religion zur Religionsart, wie das der Vernunft zu Vernunftsystemen.

Es hat aber jenes Innere schon sehr verschiedene Formen, von dem dunkelsten, tiefsten, erschütterndsten Gefühle und dem damit verbundenen Zustande an — fort zu der Gesinnung und der damit verbundenen oder angenommenen Fertigkeit und Eigenheit (Gewissenhaftigkeit) — weiterhin zu dem stummen, sinnlich rohsten objectiven Begrif und der gegen den Gegenstand zugleich lautwerdenden Aeusserung (Verehrung, Cultus aus Ehrfurcht) — bis hinauf zur höchsten, das Object und Subject vereinenden Idee, das ist, den unbeschränkten, unbedingten und nothwendigen, aber auch allgemeinsten und klarsten Begrif, und der innigsten, lebendigsten Ueberzeugung.

Jede ihrer Formen aber, auch schon das Gefühl, hat wieder besondere Modificationen, die hier nur angedeutet werden, von dem ersten stärkern, affectvollen Gefühl des Aufschreckens vor einem Mächtigen geht sie zur Furcht, der Angst, des Schauers, — zu den sanftern Gefühlen der Scheu und Schaam — Ehrfurcht und Staunen — Dankbarkeit und Bewunderung — Liebe und Verehrung des Heiligen.

Wo ihr Ursprung, d. i. das urerste Aufkeimen derselben erspäht werden sollte, da müfste man grade ihre allererste, obgleich eben daher freilich niedrigste, uns unwürdig erscheinende, Ur-Form als die natürlich erste Erscheinung, als die erste Frucht jenes Keimes sich zur Aufgabe wählen.

Diese erste Urform der Religion dürfte sich sogar, wie jedes Eigenthum des Menschen, bereits auch im Thiere, wenigstens in manchen Thierarten, wenigstens im ersten Erwachen oder Träumen finden, obgleich dadurch die Religion nicht als aus der Thierheit entsprungen zu denken wäre. Nenne man es auch nur ein Analogon von Religion. Wer könnte noch die Religion in den blossen Begrif, geschweige in das Dogma sezzen, was freilich das Thier noch nicht hat. Müfsten wir sie auch nur in dem ersten träumenden religionsartigen Gefühle, mithin in irgend einem Aufschrecken, irgend einer sich abhängig findenden Furcht finden. Wie man wenigstens manchen Thieren, mitten in ihrer Gebundenheit an den sich immer gleichen, sie nie verführenden Instinct, moralisch artige Bewegungen, ja anhängliche Treue beilegte, so kündigt sich in ihrem Instinct ebenfalls der heilige Zug einer Scheu vor dem ihnen Unbegreiflichen und Uebermächtigen an. Auch das aufseufzende Thier ist in seinem Instinct ergriffen von dem heiligen Schauer des wunderbaren Mächtigen. Daher dürfen wir auch eine Religion den Thieren leihen, wie den unendlichen Lebenshauch, wenn auch nicht die Religion, so wenig als das Leben, das Hellste und Freieste.

In diesem Sinne und von dieser Seite gab es nun nie absolute Religionslosigkeit, nie einen durchaus religionslosen Menschen oder Menschenstamm, da sogar Thierarten, wenigstens die höhern, nicht religionslos zu nennen wären, so wenig als moralisch gott-los, geschweige intellectuell

Gottesleugner. In ihnen Allen lebte jenes religionsartige Gefühl der Abhängigkeit, der Scheu vor der an sich und vollends ihnen unbegreiflichen Uebermacht, und in dem Menschen jener heilige Trieb, der vom Himmel stammt und zum Himmel führt.

Dagegen gab es wohl in einem andern Sinne auf der niedrigsten Stufe des thierisch menschlichen Lebens und Werdens eine relative Religionslosigkeit, d. i. ohne merkliche, ohne wenigstens sinnlich wahrnehmbare Aeusserung, ohne auffallenden oder ganz deutlichen und bestimmten Ausdruk für das tiefe Innere der Religion. So wie es ursprünglich nach unsrer obigen Erörterung sorglose Menschen mit der Fähigkeit zu sorgen, sprachlose mit der ebenfalls noch nicht zum gehörigen Gebrauch entwickelten Sprachfähigkeit gab, so auch religionslose ohne deutliche Entwiklung der religiösen Anlage, oder ohne Religions-Cultur und ohne Religions-Begriffe, — ohne Opfer oder Tempel, ohne Dogma oder Mysterium — ja noch höher: ohne religiöse Handlung und ohne religiöse Ideen. Ohne Bewufstseyn ist anfangs die Religion da, — in der Furcht und zagenden Angst, ja selbst etwas, was man gar nicht beschreiben, nicht aussprechen kann, daher auch ohne alle vernehmbare und bestimmte Zeichen weder im Blik, noch in der Gebehrde, geschweige in Tönen und Worten. In diesem Sinne würde sogar dieser Mensch, könnte er sprechen, auf unsre Frage: ob er Religion habe, — sie verläugnen können und jene dennoch haben, wie der Böse sein Gewissen, welches er so gern ganz sich selbst abschwöre!

2) Was war der Ursprung dieser Urgestalt der Religion? Woher stammt sie?

Nicht Menschen, nicht einzelne Menschen erfanden sie. Wenn aber die Religion etwas Inneres ist, so stammt sie auch zunächst aus dem Innern. Sprechen wir blos von der Menschen-Religion, so stammt auch sie blos aus der Menschennatur, so ist auch sie kein äusserlich aufgedrungener Dienst. Es kam der Mensch zu der ersten wirklichen Religion durch seine Urgefühle und Triebe, daher die Beschränktheit derselben. Es lebt aber und wird und gedeiht die Religion so, wie der Mensch gedeiht, und daher gilt überall die Regel: Wie der Mensch so sein Gott, wie sein Herz so sein Himmel. Immer mahlte mehr oder minder der Mensch sich selbst in seinen Göttern. Daher auch der Parallelismus der religiösen und moralischen Cultur des Menschen, die Farbe, welche hier von dem besondern Nationalcharakter eines jeden Stammes und wieder von der individuellen Sinnesart eines jeden Einzelnen entnommen wird. Daher gibt es ferner sehr viele und verschiedene innere Quellen der Religion, und jeder Mensch hat eine eigene. Daher endlich wurde die wahre Religion erst da gefunden, und wird noch mehr da gefunden werden, wo der Mensch gefunden und geachtet wurde, und je mehr er gefunden, anerkannt und vollendet werden wird, gleich der Frucht, welche desto edler wird, je edler der Baum war, in den das Pfropfreis eingepflanzt ward. Nur aus dem reinen Herzen geht Reines hervor, in dem wahrhaft Freien hört aller Dienst auf, und die Religion erscheint als freie, sich selbst erhebende und erklärende Huldigung ge-

gen das weite Herz der Welt, welches sich über alle Lebendige ausbreitet, welches auch in ihm schlägt, auch ihn belebt und bethätigt.

In dem Ursprünglichen unsers Gemüths selbst liegt der Ursprung, folglich die lezte und höchste Quelle aller Religion in der ursprünglich gegebenen religiösen Anlage, natürlich, wie dies bei jeder Anlage vorausgesezt wird, zugleich mit dem Entwiklungsgesez, an welches sie im Allgemeinen gebunden, und mit dem Ziele, welches ihr ebenfalls ursprünglich gesezt ist. Diese Anlage ist daher unveränderlich, diese Quelle fliefst ewig.

Wir erkennen demnach in jeder Religion etwas a) Ursprüngliches und Angebornes, etwas Reales und Gegebenes, etwas Wesentliches und Nothwendiges, etwas Allgemeines und Unbedingtes, und eben daher etwas weiter nicht Ergründliches noch Begreifliches oder Abzuleitendes, vielmehr etwas Unbegreifliches und Unaussprechliches.

Und dieses ist das eigentlich Göttliche wie Ewige in der Religion. Wir nannten es etwas Angebornes, d. h. nicht etwa der Gottesbegrif ist ein angeborner, dies schon darum nicht, weil der Begrif immer nur erst Menschenwerk ausmacht, und es nicht angeborne Begriffe gibt, — sondern vielmehr das ursprünglich Eingepflanzte, welches über alle Daseynsformen, ja selbst über alle Vernunft, oder wenigstens über jeden beengenden Begrif überschwenglich hinausgeht. Eben daher hiefs es etwas Gegebenes, welches jeder besondern lebendigen Wesen-Art auf seine Art, d. i. immer lebenvoller sich mittheilt. In diesem Sinne hat

die Offenbarung einen psychologisch sehr gültigen Sinn; in diesem Sinne kann Religion als inspirirt von dem Einen göttlichen Hauche im All von Jedem betrachtet werden, der seines Göttlichen inne geworden ist. Denn sonach bleibt die Gottheit immer erster Urheber der Möglichkeit der Religion, d. h. Begründer des Bedürfens und Könnens der Religion. Es war der erste Saame der Religion — man darf es sagen — schon in des Menschen Brust geworfen, da sie noch unbereitet war, aber auch freilich nur als Keim, dessen Einpflanzung aber doch das Aehnliche aller möglichen Religion begründet, ja selbst die ewige Religion, welche nie veraltet, welche ewig jung und ewig neu, aber zugleich unsichtbar an sich ist.

Wir erkennen in der Religion ferner:

b) etwas Bedingtes, Besonderes, Entwickeltes, ja Gemachtes. Daher ist allerdings etwas Poetisches, d. i. etwas Gemachtes in der Religion, freilich mit dem erhabensten Dichtungsvermögen. Wie aber das Thier und der Mensch nichts er-schaffen können, (sofern unter Schaffen eine Schöpfung aus Nichts gedacht wird,) sondern nur er-finden, so ahnden sie das Göttliche nur im Leben. Dieses Bedingte ist eben daher auch ein Veränderliches, je nachdem die Bedingungen verschieden sind, die innern wie die äussern — es ist die sich zwar hervorthuende Erscheinung, die perceptible Form, die aber dennoch wechseln. Doch finden wir diese Religionsformen und Arten eben darum als ergreifbar und erkennbar — sey es nun noch im ersten Werden vom dunkeln Gefühl aus, wie in dem noch sehr gebundenen Thiere,

re, — oder im merklichern Ausstreben — in der entbundenern menschlichen Natur und ihren zufälligen, tausendfältig verschiedenen Modificationen und äussern Lage. Daher der Anthropomorphismus in allen menschlichen Religionen.

Obgleich also das Uranfängliche in der Religion der Gottheit selbst gehört, oder der Natur — so gehört doch das Beste in der Religion dem Menschen oder der Freiheit. Gehört das Gedeihen des Saamens Gott und dem Menschen, so gehört die Frucht und ihr Gebrauch dem Menschen allein. Nur kann man nie numerisch Einen Menschen vor Allen auszeichnen oder einen Ersten angeben, in welchem ausschliessend vor Andern der erste religiöse Begrif entstand. Daher gibt es in diesem Sinne keine Stifter der Religion, sondern nur einen politischen Urheber dieser bestimmten, geregelten, bürgerlichen Form. Daher ist z. B. in der mosaischen Religion Vieles vormosaisch.

An diese allgemeine Analyse lassen sich die näheren Bestimmungen der Bestandtheile der Religion anschliessen — des Göttlichen wie des Sterblichen, des Ueberirdischen wie des Irdischen oder namentlich des Menschlichen.

Jenes Göttliche, jenes Ueberschwengliche, über alle menschliche Erfindung Hinausgehende — was kann es anders seyn als die ursprüngliche Anlage, der Trieb; denn es gibt kein kräftigeres Leben, keine fruchtbarere Mutter; — und welcher Trieb wohl anders als eben der Trieb zum Unendlichen selbst, jener momentan fortreissende und doch stillfortstrebende Anstofs, jene

mächtige Anregung zum Seyn, mithin zu einem unvergänglichen Leben, dem alles Handeln untergeordnet ist. Was ist das Unendliche Anders als ein Seyn; im Endlichen nur herrscht Wechsel und Tod, obgleich Werden im Unendlichen, im Seyn liegt? Dieser tiefen Quelle, die im höhern Erkenntnifsvermögen, der Vernunft, ihren Ursprung findet, dient als Veranlassung und erster Anstofs im höhern Thiere das Gefühl, welches sich in mehrere Gefühle, die in ihm wechseln, zertheilt, — und zwar erst erscheint als das der fremden Uebermacht wie der eignen Ohnmacht, Schwäche, Abhängigkeit des hülflosen und bedürftigen Menschen. Dieser wurde aufgeschrekt, vielleicht durch einen äussern Schrek, wie durch die dem Taubstummen begegnende Naturbegebenheit *). Als zweiter Anstofs dient die Einbildung und nachher der Schlufs. Durch das Erkenntnifsvermögen wird die Religion zur objectiven.

Man hat die Quelle Vernunft genannt, und wirklich ist die Vernunft, auf deren ursprünglichem Ausspruch mit einem Gefühle des Nothwendigen der Glaube an Gott beruht — die unerschöpfliche Lebens- und Bildungskraft aller, mithin auch der religiösen Anlage unsrer Natur. Nur wäre die blosse Vernunft ohne das Herz, d. i. ohne ein tieferes und zwar sittliches Bedürfnifs, nie auf Gott gefallen. Auch wäre die Religion nie Glaube,

*) S. Wallroth's an einem Taubstummen gemachte Beobachtungen, in Moriz Magaz. für Erfahrungsseelenkunde. Bd. 4. St. 2. S. 42 f.

vollends nicht herzlicher Glaube geworden. Ohnehin mufste der erste Glaube durch Unkunde ein Wunder oder Aberglaube seyn, und man wollte Wunder sehen, statt sie zu denken.

Was religiöses Gefühl heifst, macht nichts Anderes als das moralische Gefühl, auf das Göttliche oder Ewige bezogen, aus; das moralische Gefühl aber wieder nichts als das unmittelbare und innigste, wenn auch nicht klarste, Selbstbewufstseyn. So waren alle Kräfte im religiösen Menschen zusammen thätig, wenn sie auch nicht immer gleich entwickelt, noch gleich deutlich ins Bewufstseyn aufgenommen waren. Auch die niedrigste Religion entbehrt nicht der moralischen Keime. Wie heilig wird daher Religion, wie unverlezlich, auch in ihrem dumpfesten Aberglauben! Wie thörigt doch aber auch die Furcht vor Atheismus! Reisse den heiligen Keim aus dem Herzen wer da kann!

Die erste Form jenes energischen Triebes läfst ihn fast nicht erkennen. Er kündigt sich zunächst an in dem Antagonismus mit dem Selbsterhaltungstriebe, — mit dem Glauben an die Realität seiner Träume. Geister treten früher in die Seele als Gott.

Die erste Gotteskunde war so eine Geisterkunde, die erste Weltansicht die eines Pandämonions, wo in zahllosen lebendigen Einzelwesen oder Gespenstern das Ganze zerstückelt war. Der Mensch fühlte sich von höhern Mächten abhängig, deren Zorn er besänftigen mufste. Ehe und bevor sich der Mensch zu der reinen und klaren Idee des allerdings nur Einen Göttlichen erheben konnte,

das der Mensch nur im dunkel abgeschatteten Bilde in seinem Herzen trug, mufste er vorher es in allen Gegenständen suchen, und allen denen wirklich leihen, denen er ein Herz, d. i. etwas Lebendiges, zutraute — mufste er es objectiv erst vor sich hinstellen, und im Einzelnen, folglich nach und nach, bearbeiten, ehe er diese verschiednen Geister zu einem Allgemeinbegrif abstrahiren und construiren konnte. Daher sah er anfangs nie das Leben, sondern tausend Lebendige, nie die Bewegung, sondern tausend Bewegliches, eher die Menschen als den Menschen, also auch ursprünglich nie die Eine Gottheit, sondern tausend Götterwesen. Gewifs war also der erste Gottesbegrif nicht monotheistisch, wenn es auch die Religion als etwas Subjectives, als Anlage gewesen wäre, auch nicht blos polytheistisch, sondern sogar pandämonistisch.

Nicht gleich in der ersten Periode des Lebens erscheint der Glaube an das Göttliche als Offenbarung; vielmehr ist die Erscheinung des Wachens oder des Träumens und in ihr das Sprechende, Imponirende, Gebietende gegeben, also der Wille, das Gesez, das Gebot des Göttlichen zuerst als Offenbarung, d. i. als Eröfnung von Aussen — weil das Aeussere erst das Innere wecken kann. Diese Offenbarung war ganz eigentlich unmittelbar und zwar auf der Bildungsstufe, wo er zuerst auf dem Reflexionspuncte stand, und zwar wo sich zuerst dunkel eine doppelte Gesezgebung hervordrängte, in wiefern dem Gesez in seinem Gliedern ein Andres gegenüber stand,

dessen er sich als seines Gesezzes bewufst wurde, indefs ihm jenes als ein fremderes erschien.

Dargestellt, d. i. gedichtet oder gedacht wurde das Göttliche immer unwillkührlich anthropomorphisch, jedoch immer von übermenschlicher Macht, wenigstens List. Die Gemüthsbewegung, z. B. des Schreks gibt dem Gegenstande Leben, kurz jede Kraft als einem dem Ich gleichen Wesen und ficht oft so mit ihrem eigenen Schatten. In diesem Sinne — wo es nicht auf einen schärfern Begrif von einem reinen Geiste ankommt — kann man wohl den Spiritualismus (mit Jenisch) für älter als den Materialismus halten. Doch konnte der Mensch keinen Geist ohne Körper und völlig unsichtbar denken. Sollte der Mensch gar unsterblich seyn, so mufste sein Körper gut und lange erhalten werden. Die erste Ewigkeit war wie die Göttlichkeit gewifs beschränkt auf die nächste und irdische Zukunft.

Das Göttliche ist in der ersten Periode ein Zaubervolles, Bezauberndes und Begeisterndes, dessen weitere Eigenschaften noch diese Welt hergibt. Er erscheint daher in Spukgestalten und besteht in Schuzgeistern, oft nur für einen Tag, an dem es sich zu erkennen gibt. Seine Gunst, hat man sie erkannt, dient als Hausmittel und Verwahrungsmittel; der Wirkungskreis dieser Macht aber bleibt beschränkt. (Ausser dem Hause wirkt der Hausfetisch nicht.)

Die Gegenstände, welche hier die Verehrung auf sich ziehen, sind verschieden an Zahl, mehr oder minder gewählt. Der Cultus selbst ist stumm oder laut, mehr oder minder frei, der Grad der Annä-

herung an das Göttliche verschieden. Wird die Sprache das Mittel, so tönt diese zuerst im Geschrei, damit der Gott es wirklich vernehme.

An Unsterblichkeit konnte hier der Mensch nicht denken, denn ob er gleich einen Schatten vom Leben kennen gelernt hat, so ist doch seine Seele selbst um ein Schatten und, wie der Gott, vergänglich. Doch wie sie vergänglich ist, so kann sie auch durch einen Zauberschlag wiederkehren; denn Vernichtung fafst die Vorstellung noch nicht, nur ein Verschwinden liegt in ihr.

Die Dauer dieser Fetischperioden reicht so weit fort als der Mensch sich selbst als Fetisch, d. i. als bezauberter Kloz oder Stein ansieht, oder wenigstens als solchen behandelt.

Die nächsten Fetische werden dann die Thiere, bei denen aber die Classen nicht willkührlich angenommen werden können, wie die Religionsgeschichte ausführlich lehren mufs.

Auch der Thierdienst entstand nicht plözlich, sondern war schon in der frühern Verehrung vorbereitet. Schon hatte man bewegliche Körpertheile von Thieren zu Fetischen erhoben gehabt, als man die Thierkörper zu Bezaubernden machte. Die gräfslichen, furchtbaren, und wirklich schädlichen Thierkörper sah man von bezaubernder Kraft belebt; daher wurden nun die Thiere furchtbarer Art zuerst zu Heiligen, d. i. die durch ein Göttliches Wirksamen. Als Furchtbare scheute man sie und dies gab den Cultus her. Diesen heiligen Thieren stehen dann die reinen (die geniefsbaren), bei denen nicht Furcht den Genufs störte, entgegen. Jene

Heiligkeit und diese Reinheit der Thiere aber war nichts weniger als eine moralische, sondern nur eine diätetische und oft nach sehr sinnlichen Gefühlen bestimmt.

Bei diesem Glauben an ein wirksames Lebendiges vorzüglich in manchem lebenden Thiere lernte der Verstand sie immermehr als Geister höhrer Art, als absichtlich handelnden Wesen, ihren Instinct als Stärke, ihre Fertigkeit als Weisheit betrachten, und so entsteht die zweite Modification des eigentlichen Thierdienstes, wo die Furcht sich in Scheu der Dankbarkeit auflöfst und eine ruhigere Betrachtung beginnt. Statt der zitternden Verehrung der schädlichen Thiere herrscht innigere Anbetung der nüzlichen Thiere, welche nun sogar über jene erhoben werden. Dabei entfaltet sich sowohl die Ahndung eines Antagonismus in der Natur (indem das Nüzliche über das Schädliche gesezt wird), als auch die Ahndung von der die Thiere bewohnenden Seele und von der Verwandtschaft der Gefühle mit der ehrwürdigen thierischen Natur im Menschen. Dies aber konnte erst im Hirtenleben statt finden.

Das Jagen war freilich eine Art Friedensbruch mit der Natur; doch im Kampfe mit der äussern Thierheit, sollte der Mensch die Thierheit näher kennen und auch dadurch seine eigene bezähmen lernen.

Das erste

Fischen

war eine Jagd auf die grössern Fische mit dem Pfeil. Es wurde der Fischfang desto mehr mit der Jagd verbunden, je mehr die Gesellschaft anwuchs, je weniger folglich dieser Erwerb durch die Jagd vor dem Hunger sicherte.

Zu dieser Modification der alten Lebensweise trug die Lage des Aufenthalts viel bei. Die Nähe von Wasser begünstigte sie, wo es nun wieder darauf ankam, ob er an kleinen oder grossen, vielen oder wenigen Flüssen, Seen oder Meeren, mehr oder minder fischreichen Gewässern lag.

Die Ichthyophagen an den nördlichsten Vorgebürgen und Küsten von Asien, Amerika und Europa sind (selbst nach Meiners) als Jäger zur See anzusehen, welche nicht sowohl Fische als See-Thiere, wie Wallfische, Seehunde und Seekühe fangen. Diese geben ihnen zugleich Alles, was zu ihrer Lebensnahrung und Nothdurft gehörig ist.

Es ging aber auch das Fischen von dem Einfachen zu den Zusammengeseztern. So hatten die Neuholländer, die Dampier sah, ihre Jagd nur auf die hinter kleinen Dämmen gefangenen und von dem weichenden Ocean zurükgelassenen Fische gerichtet und dazu keine andern Waffen und Werkzeuge als Hörner und Steine. So nähren sich die Pesserähs vorzüglich von Muscheln, die sie vermittelst eines knöchernen, an einer langen Stange befestigten Hakens von den Felsen oder von dem Grunde des Meeres losreissen.

Dabei hat man ferner die wilden Fischerstämme, welche den Fischfang aus Noth und zum nothdürftigen und ausschliessenden Unterhalt machen, zu unterscheiden von den reichern Völkern, welche den Fischfang als ein eignes Gewerbe, als einen einträglichen Handlungszweig treiben, die sich durch ihre übrigen Fertigkeiten, Kenntnisse und Einrichtungen schon auf einer höhern Stufe der Bildung befinden. Nur von jenen wilden, eigentlich reinern Fischervölkern kann hier die Rede seyn.

Der Zustand der Ichthyophagen ist im Ganzen weniger gefahrvoll und ihre Nahrung weniger ungewiſs als die der Jäger. *) Auch gewähren die Fischer die abwechselndste und am wenigsten trügliche Nahrung. Dies muſs auf ihren Charakter einwirken.

*) Vgl. Meiners Abhandlung S. 291. des 6ten Bds. vom Götting. Magazin.

Die wilden Fischervölker sind aber in ihrem Charakter natürlich wieder verschiedener Modificationen fähig, je nachdem ihr Fang mit Leichtigkeit oder Schwierigkeit, mit mehr Sicherheit oder Gefahr geschieht, — je nachdem es mehr momentanes, oder fortgehendes, sogar geregeltes Geschäft ist, — je nachdem die äussere Lage und das Klima die Richtungen der Thätigkeit verändert.

Die Leichtigkeit des Fangs hat bedeutenden Einfluſs. So steigen mehrere Arten von Fischen zur Laichzeit in solchen Schaaren gegen die Ströme des Oronoko an, daſs man nur ein Canot mit einigen Kindern ausschicken darf, wo die laichenden, sich gegen den Strom anstemmenden, Fische so erschrekt werden, daſs sie sich selbst in den Kahn werfen. (S. Meiners S. 306.) Eben so verlassen im Anfang der Regenzeit, wenn der Oronoko zu steigen anfängt, die Fische den Strom und wenden sich zu den flächern Gegenden am Ufer. Hier finden die Wilden den ganzen Strom von Fischen erfüllt, und die Seichtigkeit des Wassers läſst sie sogar die Fische auswählen und ohne besondere Kunst mit Stöcken tödten. Nach der Regenzeit treten die Schildkröten aus dem Wasser, um ihre Eier in trokne Stellen des Ufers zu legen. Um diese Zeit, wo sie haufenweise kommen, wirft man sie ohne Mühe auf den Rücken und die zahllosen Eier werden selbst nach drei Tagen durch die Sonnenhizze ausgebrütet. Die Völker an der nordöstlichen Küste an Asien, namentlich die Bewohner der Halbinsel Kamtschatka erhalten ganze Schwärme von verschiednen Arten von Forellen, welche das Meer vom Frühling

bis zum Herbst eintreibt. Man schöpft die Fische wie Wasser an den Ufern der Flüsse. In diesen Gegenden, wo die Natur selbst den Fischfang so erleichterte, findet man daher nicht künstliche Werkzeuge. Eben hier hat aber auch diese, so leichte Beschäftigung Trägheit, obgleich auch einfache Genügsamkeit zur Folge.

Wegen der unsichern und dürftigen Nahrung, welche z. B. den Neuseeländern, das Meer hergibt, sind sie gezwungen, in einzelnen Familien von einer Bucht und einem Theile der Küste zum Andern umherzuziehen, weil sie in grössern Haufen den Hungertod befürchten müfsten. (S. Meiners S. 293.)

Schwierigere Arten des Fischfangs bilden natürlich mehrere Fertigkeiten so wie Erfindungen aus, so wie sie mehr Vorübungen voraussezzen. So geht die Erziehung der Grönländer vorzüglich darauf aus, sie zu geschikten Seehundsfängern zu machen, so wie man den Mann nach der Geschiklichkeit im Seehundsfange hoch oder gering achtet. Erst erhält der Knabe zur Uebung Pfeil und Bogen, späterhin ein Boot aus schmalen Latten und Queerreifen mit Seehundsfell überzogen; im funfzehnten Jahr geht er dann schon mit auf den Seehundsfang aus. Mit diesem leichten Boote oder Kajak fährt und fischt der Grönländer auch in dem stürmischsten Wetter. Durch ein Loch desselben läfst er sich ins Wasser, hält das Boot im Gleichgewicht, in der Rechten seine Harpune, in der Linken das Ruder. Was sie erbeuten, trägt ihnen aber auch reichlich ein; denn für viele Bedürfnisse gibt ihnen der Seehund und der Wallfisch Befriedigung.

Wo das Fischen minder leicht ist oder wo man gewisse Fischarten erwarten mufs, da hält man strenge auf Behauptung seines Fischplazzes. So ist unter den Tungusen einer jeden Fischerfamilie ein gewisses Fischerrevier angewiesen.

Unter Hirten mufste die Summe der Fertigkeiten erhöhter seyn, denn sie selbst standen auf höherer Stufe. Unter dem Fischervolke zeigt sich die Erfindsamkeit bei denen am meisten, welche mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und weit weniger in ihren Schiffen, als in ihren Geräthschaften und Werkzeugen, also eher in der Combination einer Angel, eines Nezzes als eines Kahns, so wie in dem, was sie aus den Fellen etc. der Fische bereiten, namentlich das Gift, mit dem die Wilden in Guiana ihre Pfeile bestreichen. Dafs sie aber auch schon mit wenig brauchbaren Geräthschaften ihre Arbeiten sehr sicher und geschikt vollenden, stimmt mit der Fertigkeit, die sie auf den gebrechlichsten Kähnen über den reissenden Strom führt, zusammen. So sind solche Völker auch als Taucher und Schwimmer unübertrefliche Meister. So zeigen sie sich noch kunstreicher als die Jäger.

Barbaren.

Dem Wilden stehen die Barbaren gegen über und über demselben. Auch bei ihnen herrscht zwar noch Uncultur (s. oben S. 53 und 192.); doch sind sie schon mehr als Wilde, wenigstens eingeschränkter — gleich ihren gezähmten Hausthieren. Die noch unwillkührliche Gemüthsentwiklung und Erziehung nähert sich jezt wenigstens im Einzelnen bereits einer sich fixirenden Willkühr.

Gewöhnlich findet man sie in den sogenannten Nomaden, oder Bedwinen — kurz in dem Hirtenzustande. Allerdings kann Barbarei in ihrem noch minder gehässigen Sinne vorzüglich mit dieser Lebensart in Verbindung existiren, ob sie gleich keinesweges an sie allein gebunden ist.

So wie mehrere Gemüthsfertigkeiten der vorigen Stufen auch auf dieser blieben, so hatten auch beide Arten der Subsistenz neben einander Fortgang. Bisher fing der Mensch die Thiere, und lebte von getödteten Thieren als Jäger und Fischer. Leicht war der Uebergang sich der Thiere lebendig zu bemächtigen, und auch von lebenden Thieren schon zu leben. Hatte eine Familie auch nur ihre Wälder oder Ufer verlassen, so war der Uebergang von der Jagd — zu dem Hegen —

von diesem zu dem Bändigen, Ankirren und Weiden der Thiere — von diesem endlich zur Viehzucht.

Diese sezt einen Erhaltungstrieb und Erhaltungsgeist voraus. Das einzelne und nächste sinnliche Interesse bestimmte den Gebrauch für den Nothfall. Gemäfs diesem Sinne für die Zukunft, überzeugte der Mensch sich allmälig, dafs ihm Thiere das Leben erhalten können, ohne sie tödten zu müssen. So ward aus manchem Jäger ein Hirt und eine neue Lebensart; das Nomadenleben, doch nicht im gleichen Grade, wie das Jägerleben, begann.

Jeder Fortschritt läfst sich immer am ersten von den Erfahrnern und Aeltern erwarten; hier um so mehr, da der Greis im Jägerstande in schlechter Lage war, wenn er sich aus seinem frühern Jägerleben nichts aufgespart hatte. (Vgl. oben S. 235.) Die Jagd wurde demnach dem Jüngern und Rüstigen der jezt ohnehin grössern Familie überlassen; die Viehzucht blieb den Bejahrten oder Schwächern.

Eine andre Richtung jenes Erhaltungstriebes, welche dem Jäger zum Hirtengeschäft zog, war, dafs er nicht blos sich und die Seinen, sondern wirklich auch manche Thiere, die er gebrauchen konnte, erhalten wollte. Er sah, dafs dem Wilde sowohl als selbst den Fischen, um sie nicht ganz auszurotten, gewisse feste Orte zur Fortpflanzung gegeben werden mufsten. Freilich mufste die Noth vorausgehen und dringender seyn, ehe eine solche Reflexion sich im Gemüthe erheben konnte.

Die Beschaffenheit der äussern Natur wirkte hierzu natürlich das ihrige mit. Der Hirt ist zwar meist zugleich noch Jäger (so Esau), wie alle tartarische Nomaden es sind; das eigentliche Hirtenleben aber, wie es die Nomaden treiben, ist vorzüglich da ein Abkömmling des Jägerlebens, wo Wildpret und Fische abnehmen, dagegen Futterkräuter üppiger wachsen und weite Ebenen sich verbreiten, wie in der grossen Tartarei.

Mehrere rauhere Eigenschaften des zerstörungssüchtigen Lebens der Thierwürger werden, indem sie bleiben, schon durch den Geist der Erhaltung gemildert. Eben dieser Geist aber bewirkt eine gewisse Achtung gegen manche Thiere, welche der sicherste Weg zur Vermenschlichung ist. Der Mensch entthiert sich nur dadurch, dafs er die Thiere menschlicher behandelt, zarter schont. Es entsteht sogar eine gewisse Dankbarkeit gegen die Thiere, welche fortfahren, sie zu nähren und zu kleiden. In der Ankirrung und Bezähmung der Thiere ging er wohl von der Ankirrung der den Menschen befreundetern brauchbaren Thiere zu der Bezähmung der wildern. Eine Jagd bleibt immerfort, die nämlich gegen die reissenden, dem Menschen feindlichen Thiere, welche er einst noch bändigen kann. Das Schaaf als ein schwächeres und doch sanfteres und einträglicheres Thier wurde wohl zuerst gezähmt und gezogen.

Wirklich hatte nun erst der Mensch sich die Thiere unterworfen und dauernd unterjocht. Nur das Lebendige wird beherrscht, das Todte nur geraubt. Indem er sich mit dem Thiere zu

einem sanftern Umgange befreundete, blieb er auch in seinen Sitten milder und treuer der Natur, wenn dies auch gerade kein arkadisches Schäferleben gewesen wäre. Kaum sollte man glauben, dafs aus dieser Thierunterwerfung auch ein so grosser Gewinn für engere Menschenverbindung erwachsen sollte. So haben das Schaaf und die Ziege der häuslichen Vereinigung und Verfassung der Menschen nicht wenig aufgeholfen; denn sie gewöhnten ihn zuerst an häusliche Freunde. Durch das Kameel, dieses sogenannte orientalische Landschiff, sind eine Menge Wüsten gangbar worden. Und wie sehr hat diese Thierbändigung noch erst in der Folge den Menschen, wie viel beim Handel, Ackerbau und bei höhern Geschäften schon das Rind und der unter uns so verachtete Esel, der im Orient flinker war und noch ist, genüzt!

Man darf sagen, dafs die Natur dem Menschen alle Thiere unterwarf, wenn er sich auch noch nicht aller, gleich leicht, lebendig bemächtigen kann. Die für ihn brauchbaren, d. i. die ihn tragen, ihn nähren und kleiden, ihm die körperliche Anstrengung zum Ziehen oder Treten ersparen — hat er unter seine Botmässigkeit gebracht, ja man darf sagen, in sein Haus gezogen. So in Asien und Afrika (nach Walkenaer S. 107 f.) der Elephant; in den drei Theilen der alten Welt das Pferd, der Stier, Esel, Schaafbok.

Zugleich war es ein entscheidender Vorschritt, dafs die Thiere nun erst die Substituten a) einer undankbaren oder wenigstens hartnäckigen todten Natur wurden. Von nun an konnte der Mensch selbst

selbst auf den unfruchtbarsten Boden und in den strengsten Klimaten fortdauern, wie das Kameel in den brennenden Wüsten Arabiens, das Rennthier auf Lapplands Eisgebirgen, welche beide allein alle Bedürfnisse der Bewohner befriedigen. Doch sie wurden auch b) Substituten der Menschenkraft; denn nun erst konnte er sie als wirksame Mittel für seinen Zwek benuzzen, die stärkern oder muntern und wachsamern Thiere gegen die schwächern oder sorglosern. So vielleicht schon bei den frühern Jägern nicht blos der Hund, sondern auch manche Vögel, besonders die dazu abgerichteten Raubvögel. Ja selbst die Fischer bei den Chinesen benuzzen den Seeraben für die Fischerei. Dazu ersezten und vertraten auch immer mehr die Thiere die Stelle der mit der Hand und überhaupt mit dem Körper arbeitenden Menschen.

Die Nahrung, welche die verschiedenen Hausthiere gewähren, ist jezt theils mannigfaltiger theils sichrer geworden. Jenes, indem die Hirten nicht mehr wie die Jäger allein das Fleisch geniessen, sondern auch die thierische Milch; dieses, indem die Nahrung der Hirten nicht mehr so ungewifs, vom Zufalle abhängig ist als bei den Jägern. Der Ueberflufs der Nahrung hat aber auch schon eine Art von Leckerei zur Folge.

Der Begrif des Eigenthums bildet sich nun weiter aus, und zwar durch Vermittlung der Unentbehrlichkeit begrif es anfangs nie Dinge, welche Jeder nur allein gebrauchen kann. So ist es nun mehr auf Dinge gerichtet, die nur zu gewissen Zeiten zur Hand sind. Damit entsteht aber auch die erste

Form der Ungleichheit, der Zustand der Gemächlichkeit bei Armen und Reichen, d. i. Begüterten, was vielfache Modificationen auf das Leben überhaupt überträgt.

Wie der Mensch das gefangene Thier jezt nicht mehr durchgängig tödtete, so auch nicht mehr den gefangenen Menschen. Doch freilich ist ein solches Ueberleben oft noch schlimmer als der Tod; denn hier tritt der Ursprung der Sclaverei ein. Der Sieger behält über die überwundenen Feinde als die ersten Sclaven zwar noch jezt eine unbedingte Gewalt, ein Recht über Leben und Tod; allein der Hirt, wie er mehr Lebensmittel und Eigenthum erhält, bedarf auch mehrerer Hände. Dennoch behandelt er diesen Sclaven selbst als ein Eigenthum, braucht ihn zu Zwecken und stellt ihn mithin mit seinem Hausvieh unter Eine Classe. Auch müssen sie sich sogar Verstümmelungen des Körpers gefallen lassen, sobald es die Eifersucht ihrer Herren will. Als eine andre, milder behandelte Art von Sclaven sind die von den Herrn Ernährten, welche sich bei der Ungewifsheit des Jagd- und Fischertrags an ihn anschliessen, um von seinem Ueberflusse sich zu erhalten. Dasselbe leichte Nahrungsbedürfnifs macht nun aber auch die eignen Kinder und Frauen der Hirten zu ihren Sclaven. Persönliche Dienstbarkeit, sagt Meiners (Gesch. d. Menschh. C. 13. §. 2.) richtig, ist älter als Leibeigenschaft. In dem Verhältnifs aber, in welchem der Despotismus stieg, wurde auch die Behandlung der Sclaven stets milder. — Diefs alles mufste seinen entscheidenden Einflufs haben.

Einflufs des Hirtenlebens.
(vgl. S. 230. f.)

1. Auf den Körper.

Der Einflufs auf dem Körper ist hier nicht so merklich als vorher. Er verlor seine wilde Stärke, er wurde aber auch weichlicher, selbst durch die beginnenden Leckerbissen, aber so ward er auch träger.

2. Auf den Geist.

1) Das Gefühl wurde zarter und besonders sympathetischer. Mit dem friedlichern ruhigern Leben begann eine geselligere Anschliessung, zugleich mehr Schonung der Schwächern, obgleich freilich immer noch aus sinnlichem Interesse. Daher scheute man unter den Schwächern zunächst mehr die Frauen, insbesondere als ergiebige Quellen jener damaligen Art des Reichthums und Segens, nämlich der Kinder, d. i. arbeitender oder erwerbender oder beschüzzender Hände. Dann ehrte man die Alten, wobei die Patriarchalität geachtet werden konnte, — ferner die Kinder, daher man jezt auch den schwachen Kindern das Leben, in der Voraussezzung, dafs sie als Hirten noch immer Dienste leisten könnten, liefs; so wie man sich jezt auch der Verkrüppelten annahm. Endlich ehrte man auch die Fremden; daher die Pflege derselben und die Gastfreiheit. So kann der Fremde auf seine Sicherheit rechnen, wenn er einem Araber nur einen Grufs, nur einen Trunk Wassers ablocken konnte.

Mit dieser geselligern Anhänglichkeit an mehrere Menschen hängt der grosse Umfang und Verbindung der Verwandtschaften zusammen. Bei den Nomaden vereinen sich dadurch nicht blos einzelne Familien, sondern ganze Stämme und Völker. Dabei erwachen zärtlichere Gefühle gegen Gatten; — Ehe.

Dieselbe Erweiterung des Herzens verräth sich auch in der zartern Behandlung und Beurtheilung der Thiere, in denen sie immer mehr eine wohlthätige (nüzliche) Seite auffassen. Daher kann sich jezt die Zoolatrie, welche aus Reflexionen über ihre Nüzlichkeit und daher Heiligkeit stammt, befestigen.

2) Das Begehrungs-Vermögen betreffend, — beginnt der durch die nähere und innigere Vereinigung der Menschen merklicher gewordene Geselligkeitstrieb schon mehr den Selbsterhaltungstrieb einzuschränken, wenn er ihm auch noch jezt nicht ganz die Wage halten sollte.

Die begonnene äussere Ruhe hat eine Neigung zur Behaglichkeit begründet; die entstandene Mufse gebiert aber auch freilich nur zu leicht und bald einen Hang zum Müssiggang, wobei sich der Mensch, der reich wurde, schon auf die abhängigern, und wären es auch nur seine arbeitenden Hausthiere, verläfst. In den Untergebenen entsteht eine demüthigere Ehrerbietung gegen höhere.

Mit dem erweiterten Eigenthum verstärkt sich das Streben nach Sicherheit des Eigenthums.

Die Vermehrung seiner Bedürfnisse bewirkt allmälig auch ein Streben über die Gegenwart hinaus

und zwar theils in der Sorge für eine immer bequemere Zukunft, theils in der Neigung zum Trunk, welche in dem Behaglichen der Begeisterung ihren Grund hat, wie das Spiel.

Aus dem Hange zur Trägheit erklärt sich der Stammes- und Ahnenstolz, so wie auch die Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten, Trachten. So hängen auch die Nomaden in Arabien so stark an ihrer, obgleich nicht ganz zwangslosen Lebensart, und haben dabei einen so hohen Geist, mit Verachtung auf die sich anbauenden Völker herabzusehen, daſs sie auch nach Jahrtausenden nicht von ihrer Lebensweise abwendig gemacht werden können.

Doch nährt ihre unruhige Lebensweise auf Reisen auch eine gewisse Freiheitsliebe. Jede Störung ihrer Ruhe treibt die Nomaden leicht zum Weiterziehen; eben daher waren aber auch Hirtenvölker Ländereroberer, und die Verwüster der Städte.

Uebrigens beginnt die erste willkührlichere Erziehung, welche aber mehr Menschenzucht, zum Theil gar ein Abrichten von Sclaven ausmacht.

3) In Hinsicht des Erkenntniſsvermögens fördert die Gemächlichkeit ein Bedürfniſs, regiert zu werden, die Muſse den Geist des Nachdenkens und steigende Aufmerksamkeit und Erfindsamkeit — neben nicht blos fortdauernder, sondern zum Theil auch steigender Lethargie des Geistes. Früh schon lernten die Horden in der grossen Tartarei die Kunst, aus der Milch selbst berauschende Getränke zu verfertigen, aus den Häuten ihrer Rinder und dem

Haar ihrer Cameele sich Kleider und Filze für die Gezelte zu fertigen (S. Gotsch a. a. O. S. 550.).

Die geselligere Annäherung bewirkt mehr Ideen-Mittheilung — daher die ersten Sagen, mithin auch die erste Poesie, wenn auch gerade noch keine Schäferidylle.

Aus der Scheu gegen die furchtbaren, d. i. gescheuten und heiligen Thiere ging man über zur Dankbarkeit gegen die nüzlichen.

Erst durch die äussere Unterordnung der Thiere unter des Menschen Absicht und Willen war die innere Unterordnung der Thierheit unter die Menschheit möglich und vorbereitet.

Erst nach Bezähmung und Vereinigung der Thiere in Heerden konnte der Mensch die Thiere zur Verbesserung oder Beurbarung und Bearbeitung des auch härtern, und undankbarern, Bodens benuzzen.

Wie übrigens die Hirtenstämme anfangs noch die Nebenbeschäftigung mit der Jagd und Fischerei beibehalten, so können sie auch wohl zu dieser als wie zu einer Hauptbeschäftigung zurükgehen, ja wohl in die Sitten von Jägern und Fischern zurüksinken. So Esau.

Zweite Epoche.

Epoche der ausschliessenden Richtung des Verstandes auf Befriedigung des Bedürfnisses der Bequemlichkeit im bürgerlichen Verein — der Ausbildung der logischen Geschiklichkeit des Geistigen.

Aufklärung.

In der zweiten Epoche beginnt die erste Periode der eigentlichen Cultur, welche die vollendetere Vermenschlichung oder Humanisation in sich schliefst.

Diese kann man sich sehr natürlich mit einer Lebensweise vereinigt denken, bei welcher mehr Reflexion und ein freierer Spielraum der höhern Kräfte gedenkbar ist. Und dies findet man in der Lebensweise des Feldbaues oder der ackerbauenden Stämme. Denn die erste eigentliche Cultur ist minder die Viehzucht als die Cultur des Bodens, d. i. die Bewegung eines unbeweglichen Guts oder die Umbildung von etwas Beharrlichen.

Der Uebergang von der Beschäftigung und Lebensweise des Thier-Weiden zum Erdbau ist

schwerer und daher langsamer als der von der Thierjagd zur Viehzucht. Es finden sich sogar noch jezt weite Gegenden der Erde, wie die grosse Tartarei, wo der Mensch, bewogen durch mehrere Bequemlichkeit, immer Nomade blieb. Ergiebige Weiden laden zur Fortsezzung des Hirtenlebens ein.

Frei ist der Nomade und ungebunden an den Boden, leicht bricht er sein Zelt ab und zieht weiter. Daher betrachtet er die Bewohner der festhaftenden Hütten mit Mitleiden wie gefesselte Lastthiere, ja wohl sogar mit Verachtung als eine Abart der Menschen. Auch scheut und flieht der noch bequem und einfach lebende Nomade die Arbeit, die mühsamere Ausdauer, die drückende Last des Ackerbaues. Daher überläfst er schon die Oekonomie mit allem Zugehör, schon wie der Altdeutsche und Nordamerikaner, den Weibern. Auch täuschen die Arbeiten des Ackerbaues die mässigsten und sichersten Hofnungen.

Zur Erschwerung oder Beschleunigung wirkte hier gleichfalls die Beschaffenheit der Umgebungen der äussern Natur mit. Die noch uncultivirten Gegenden sind entweder Steppen oder mit Wäldern bewachsene Ebenen oder Gebirge, oder auch fruchtbare, üppige und lachende Gegenden. Zuerst schwinden immer mehr die dicken, unermefslichen Wälder und die in ihre lange Nacht dringenden Sonnenstrahlen erwärmen immer mehr die Gegenden, in denen sie standen. Doch bald kommt auch hier die Noth dazu. Die zunehmende Bevölkerung zwang den Menschen zur Stillung steigender Bedürfnisse, und das Bedürfnifs ward auch

hier ein mächtiger Sporn. Am frühsten erfolgte die erste Art des Landbaues in solchen Gegenden, wo der Gebrauch der thierischen Nahrung minder nothwendig war, mithin in wärmern und ergiebigern. So die Nordamerikaner an den schönen Ufern des Ohio und Missisippi.

Vorbereitet war die Empfänglichkeit für Ackerbau durch die früheste Benuzzung des Ertrags der Erde in der Pflanzenkost. Kein Volk der Erde lebt gar nicht von Pflanzen, auf welche sie zum Theil schon als Thiermenschen ihr Instinct führte. In der Folge lernt der Mensch noch durch die Thiere genauer und umfassender das Pflanzenreich kennen. So lernt er auch von Wurzeln leben, je mehr er zu ihrer Aufsuchung getrieben wird. Damit er aber auch dann, wann der Pflanzengewinn nicht reichlich genug ist, nicht Noth leide, so suchte er diese fortzupflanzen, und dies geschah in folgenden Stufen. Nachdem er die wildwachsenden Körner, Früchte und Wurzeln gesammelt hatte, ahmte man, wo diese fehlten, nun zuvörderst die Natur nach, und pflanzte erst selbst; endlich säete man auch selbst. Sonach ist der erste Feldbau:

1) Gartenbau, ein Pflanzenversezzen und Besäen einiger Gartenbeete mit der Hand — um das Nöthigste seiner Hütte zunächst zu haben — wohl in unfruchtbaren oder unfruchtbar werdenden Gegenden.

2) Der Feldbau eines grössern Stüks Landes, wo bereits Werkzeuge, doch anfangs noch sehr einfache, z. B. ein Spaten, eine Schaufel gebraucht

werden. Die ersten Feldbauer waren wiederum die Schwächern, also die Weiber und die Sclaven. Der erste Feldbau blieb daher den Weibern überlassen, a) weil der Mann bei den ersten Anfängen des Feldbaues, wo er noch nicht ergiebig genug ist, auf die Jagd und Fischerei ausgeht und also auf jenen nicht achten kann, wenn er auch wollte, und b) weil er auch noch nicht will und mag, da er nach seinem willkührlichen Recht des Stärkern die Weiber als seine Sclaven betrachtet und behandelt, und ihnen daher so viel aufbürdet als er nur immer kann.

3) Der Getraidebau. Wo noch hinlänglich Baumfrüchte wachsen, da wird noch nicht Korn gebaut; wo hingegen wenig Baumfrüchte vorhanden sind, da wird nur Korn gebaut. Doch gibt es auch Gegenden, wo beide neben einander gedeihen. So im südlichen Amerika und Luisiana.

Allmälig, also ohne Zwang, übernahmen auch freie Männer einen Theil der Feldarbeiten, welche mit dem Fortgange der Bildung ganz dem männlichen und stärkern Geschlechte zufielen. Dieser freiwillige Antheil des Mannes an dem Feldbau konnte aber nicht eher entstehen, bis er sich überzeugt hatte, dafs Pflanzen ihm seine Subsistenz hinlänglich sichern können. Die gröfste Erleichterung war hier mit der äusserst wichtigen Erfindung des ersten, freilich noch sehr rohen, Pfluges gewonnen, welcher sicher die gröfste Erfindung eines Mannes genennt wird. Als man den Pflug dann mit Thieren bespannen lernte, welcher Fortschritt war nicht dadurch gethan!

4) Eine neue Stufe, oder wenigstens eine neue Modification des Charakters der ackerbauenden Völker bildet endlich die hinzugekommene Einführung des Handels, der Manufacturen und abgesonderter Handwerker und Künstler.

Wichtig waren die Wirkungen dieser Art der Thätigkeit und mit Recht sprachen Griechen und Römer den heiligen Göttinnen, der Demeter und Ceres, selbst diese für die Menschen wohlthätige Erfindungen zu. Es kam mehr Ordnung in das Leben der Menschen wie in das Leben der Götter. Natürlich war der von den Jahreszeiten abhängige Ackerbau mit der Sternenreligion verbunden; zum Himmel erhob der Mensch mit Ehrfurcht den Blik und leitete den Segen und die Befruchtung der Erde von den himmlischen Gaben freundlicher Sternengeister ab, unter denen nun bald, wie in der menschlichen Regierung, ein oberster Geist, ein höchster Gott, Helios oder Sol (nicht die Sonne, wie wir Nordländer sagen) entstehen und als Himmelsherrscher erscheinen konnte.

In den Begriffen vom Eigenthum erscheint jezt die Idee eines Grundeigenthums, die sich so lange nicht bilden konnte, als der Mensch noch keinen bleibenden Wohnplaz, mithin auch nicht ausschliefslichen Anspruch an den Besiz des Bodens hatte. Mit der Einführung des Ackerbaues entstand die erste Erweiterung des Grundeigenthums, welches nicht als eine nothwendige und sogleich erscheinende Folge des Ackerbaues ist. Jeder verlangt nun, dafs der bepflanzte Boden nur bis zur Erndte und nicht länger sein bleibe. Völlig

zu Stande kommt jedoch der Begrif des Grundeigenthums erst, wenn schon Dorfschaften errichtet sind, die ihre Plāzze nicht mehr wechseln, wenn dasselbe Ackerland jedes Jahr tragbar gemacht werden kann, wenn mithin Jeder sein Land auf beständig verlangt, also zum ewigen Besiz, zum Besiz auch auf seine Nachkommen. Mit diesem persönlichen Landeigenthum ist zugleich die Hofnung verbunden, den Gewinn seiner Arbeit ausschliessend zu geniessen. Höheres Selbstgefühl, stärkere Thätigkeit, grösserer Fleiſs und künstliche Bebauung des Bodens muſste daraus erfolgen.

Eine andre bedeutende Wirkung des Ackerbaues liegt in der Einschränkung des wilden Umherschweifens. Der Mensch wird nicht frei, bevor er sich nicht auf einen enger begränzten und fester bestimmten Wirkungskreis beschränken lernte. Dies bewirkt der Ackerbau; er fixirt. Doch dies geschieht nicht gleich anfangs. So pflegen zwar die Jägervölker an den grossen Seen in Nordamerika ihren Mais zu bauen, aber sie ändern ihre Wohnorte und Dörfer beständig, und machen alle Winter grosse Jagdzüge. So sind noch jezt wilde Stämme, die den Feldbau besorgen, umherschweifend. Der Ackerbau fixirt also eigentlich erst dann, wenn diese Beschäftigung das vornehmste und beinah einzige Mittel der Unterhaltung geworden ist. Nun erst erhält der Mensch einen mütterlichen Boden, nun erst ein Vaterland. Ein breiterer Fluſs, ein höheres Gebirge werden durch den Ackerbau fast unübersteigliche Gränzen, inner-

halb deren man seine Erde, ja seine Welt findet. Man bedarf anfangs die Ausdehnung nicht, ja man scheut sie sogar. Durch diese Einschränkung auf ein bestimmtes Terrain, d. i. auf ein Land, was ursprünglich nichts als Ackerland war, muſs die Entwiklung gefördert werden. Welche in diesen Vereinen leben, reiben sich und drängen sich immer enger und enger, was der Bildung vortheilhaft seyn muſs.

Der Stamm, welcher gleichsam als eine Familie anzusehen war, ward jezt ein Volk, wie sein Land durch die ersten Gesezgeber bald ein Staats-Verein ward. Hier aber wirkt nun auch die Beschaffenheit der Nachbaren ein, da die Einflüsse eines anstossenden Jägervolks Andere als die eines andern Volks sind. Neben jenem entstehen Kriege, welche noch dadurch verlängert werden, daſs die ackerbauenden Völker nicht schnell den Feinden weichen können. Das nächste Hülfmittel ist hier Befestigung. So entstehen unter diesen Völkern die Städte.

Die Wirkungen dieser Lebensart überhaupt sind auch hier bedingt, treten aber erst dann ein, wenn diese wirklich zum herrschenden Geschäft geworden ist.

Als allgemeine Wirkung läſst sich schon vermuthen, daſs die Menschen jezt eine noch grössere innere Verschiedenheit neben grösserer äusserer Ungleichheit annehmen werden. Mit den vermehrten Fertigkeiten, noch mehr aber durch die eingeführte gesezmässigere Ordnung wer-

den die Fortschritte zur Humanisation nothwendig nicht nur merklicher, sondern auch schleuniger. Auch die Gegend um ihn her wird jezt verschönert; mehr Sorge für Erziehung empfängt ihn im Hause.

Was die besonderen Wirkungen auf einzelne Kräfte anlangt, so hat

1) das Gefühl jezt mehr Bestimmtheit, mithin auch mehr Sinn für einen gewissen Anstand und Wohlstand — mehr Achtung gegen Fremde — und Höhere oder Angesehenere, — mehr Anhänglichkeit an bestimmte Formen des Ranges erhalten.

Jezt, wo der Mensch mehr zum Theil erzeugen als verzehren kann, werden immer höhere Bedürfnisse gewekt. Zugleich waltet ein bewufstvolles Gefühl des Rechts.

2) In das Begehrungsvermögen ist jezt eine festere Richtung und mehr Regelmässigkeit gekommen. Es ist die erste Vaterlandsliebe zunächst als Vorliebe für den selbst bebauten und ergiebigen Aufenthalt entstanden, woraus sich zärtlichere Verhältnisse entwickeln. Daran schliefst sich innigere Anhänglichkeit an das Leben, dessen Genufs jezt mehr der Mühe werth ist.

Der Trieb zur Thätigkeit und zwar zu einer zwekmässigen, thut sich jezt ebenfalls deutlicher hervor. Mehr Fleifs, Geduld, Arbeitsamkeit, Betriebsamkeit und Industrie zeigen sich.

Zugleich ist in diese Thätigkeit mehr Anhaltendes gekommen, dies aber gibt mehr Festigkeit des Charakters und mehr Rechtlichkeit.

Doch freilich entstanden auch durch die lebhaftere Phantasie entwickeltere Leidenschaften, durch den Besiz von Gütern die unersättliche Habsucht.

3) In dem Erkenntnifsvermögen hat sich mit dem erweiterten Ideenkreise auch der Beobachtungsgeist erweitert; mit einer wachern Aufmerksamkeit ist auch mehr Erfindungsgeist erfolgt. Die Wifsbegierde ist erhöht.

Dies verräth sich schon in den nächsten Umgebungen des Ackerbauers — in seiner Wohnung. Hütten sind nun entstanden, geringere und bequemere Häuser, welche fester, der Zeit trozzen; Tempel baut man nun den Göttern.

Jezt achten die grabenden Menschen mehr auf die Metalle, von denen man nicht sagen kann, ob sie mehr zum Verderben der Menschheit wurden als zur Wohlthat, namentlich Gold und Silber. Erst später fand man das Kupfer und Erz. Merkwürdig ist's aber hierbei, dafs gerade das allerverbreitetste und überflüssigste Metall zulezt gefunden und gebraucht wurde, — das Eisen. Dies fand sich nemlich am seltensten gediegen, und seine Bearbeitung blieb die schwerste.

Eine genauere Beobachtung der Natur des Bodens, der Witterung, der Pflanzen u. s. w. führte zu vieler Sicherheit und durch äussere Umstände genöthigt, gerieth man auf die Ausbildung der Mechanik. Mehrere Erfindungen sind hier die Beweise.

Doch zeigt sich hier eine Verachtung der Handwerker, wie bei den Hirten Verachtung der Ackerbauer. Doch dauerte bei diesen die Geringschäzzung des Feldbaues weit minder lange als die der Handwerker fort.

Technische Cultur.

Handwerker und Manufacturisten.

Von nun an bleibt der Ackerbau beständig fort, nur zunächst mit mehr Einschränkung, schon in besondern Händen, denen er einmal anvertraut war.

Bisher hatte jede einzelne Familie für sich und ihre Bedürfnisse gesorgt. Von nun an fangen sich an die Beschäftigungen zu theilen.

Dazu kommt, daſs bei der innern noch weit aus einander gehenden Verschiedenheit, bald Einige sich im Einzelnen durch Geschiklichkeiten auszeichnen. Je mehr man nun diese sucht und bei ihnen nachfrägt, desto höher steigen sie, desto mehr treibt man sie ausschlieſslich.

So bildeten sich von jezt an mehrere Professionen, Töpfer — Schneider — u. s. w. Das Handwerk erbte von dem Vater auf den Sohn über, ward aber eben dadurch mehr Eigenthum Einer Familie, wodurch verschiedene Volksklassen entstanden. Bald kam es dahin, daſs die Handwerker höher geschäzt wurden als alle Uebrigen, und unter dieser allgemei-

meinen Aufmerksamkeit gelangen die Arbeiten um so besser.

Wie sich nun aus den Handwerken immer neue entwickelten, so bedurften die Handwerker gegenseitiger Unterstüzzung. Daher traten sie in Bündnisse zusammen, und durch die gegenseitige Verpflichtung in Zünfte. Wenn auch der Zunftgeist nicht fern von Eifersucht ist, so war dieser jezt minder schädlich, weil der Verein streng geschlossen ward.

Vieles war dazu schon in den frühern Epochen vorausgegangen, um die technische Cultur zu fördern. So lagen schon in den ersten Perioden auf Einem Menschen vielerlei Arbeiten noch ungetrennt, lieferte man doch Producte, wenn auch noch rohe. Hatten sich nur einmal einzelne Handwerker gesondert, so war ein fernerer Schritt zur ästhetischen Bearbeitung nahe, welche mit wissenschaftlicher Einsicht sich verbindet; bis endlich das Nüzliche und Schöne in harmonische Verbindung gebracht wird.

Mit den Handwerken entstehen früh schon Manufacturisten, und so geht die merkantilische Cultur der technischen zur Seite.

Merkantilische Cultur.

Der erste Handel war der Tauschhandel und zwar erst unmittelbarer Tausch von Sache gegen Sache nach zufälligem Werth. Hatte der Jäger schon oft gegen Geräthschaften sich die nicht selbst erjagte Beute eintauschen müssen, und hatte so die Noth wieder zuerst gewirkt, so bestimmte

ihn bald die grössere oder geringere Nüzlichkeit zu solchen Umwechselungen. Nahrung war hier gemeiniglich das Einzutauschende. Das blieb aber vorübergehender Handel.

In den spätern Perioden ward dieser Tauschhandel immer mehr mittelbar, und man ergrif hier nun Mittel, welche Werth erhalten hatten, so das zugewogne Kupfer. Mit der Absonderung in Handwerke und dem Verkehr der Waare erhielt auch der Handel eine neue Modification, als fortdauernder Commerz.

So entwickelte sich der Handel der wandernden Ausländer, — Caravanen. Die Beschwerlichkeit und Unsicherheit des Reisens und eignen Hin- und Herschaffens mufste auf neue Mittel leiten und so zur Bestimmung gewisser Handelspläzze und Handelstage Dies sind die Volksfeste oder heiligen Festtage, zugleich aber auch die allgemeinen Volksversammlungen.

Hiermit bildete sich eine neue Form und der vierte Vorschritt des Handels durch den Ursprung der Märkte und Messen.

Ein bestimmter Ort zieht nun die Handelsleute ausschliefslich an sich, und so werden Magazine der Waaren und Kaufläden errichtet. Dies gibt die fünfte Epoche.

Eine sechste Epoche in der Geschichte des Handels bildet die Trennung dieser Magazine einzelner Waaren von bestimmten Gütern, in die man sich nun, durch die Menge veranlafst, theilt.

Eine darauffolgende Epoche wird begründet durch die Entstehung des ausländischen Handels unter verschiedenen Nationen, wo nun Producte anderer Erdstriche zugeführt und gesucht, und die bekannten Producte in neuen Formen aufgestellt werden.

So wird die achte Epoche des Handels herbeigebracht, welche sich durch den Welthandel bezeichnen läſst. Die Erleichterungsmittel sind vorhanden, zahlreicher, und Strassen, Canäle, Schiffe befördern den Umsaz; und die Geldcirculation läſst den Handel in die fernsten Gegenden sich ausbreiten.

Der Handel selbst muſs Freiheit zu wirken erhalten, wenn er gedeihen soll, und selbst wieder gelinde Rüksicht auf die Bedürfnisse der Nationen nehmen. Daſs die Glieder einer allseitigen Bildung selbst anstreben müssen, versteht sich von selbst.

Neben den alten Eigenthümern bildet sich nun eine neue Classe, welche weder die Macht noch das Ansehen von jenen hat, — neue Reiche, welche ihre Reichthümer durch zum Theil geringgeachtete Mittel gewonnen haben. Die Fortschritte des Handels aber gehen beständig dahin, die Masse des Eigenthums der ältern Eigenthümer zu vermindern. Bald sehen diese sich genöthigt, ein Theil ihres Vermögens hinzugeben, um die Bedürfnisse zu befriedigen, welche die fortschreitenden Manufacturen erzeugten. So entsteht ein weschselndes Schwanken des Eigenthums, ein Steigen und Fallen der Familien. So schwächt der Handel die Rechte, welche durch Vorurtheile der Geburt und Ahnen

entstanden sind und die eine allgemeinere Thätigkeit hemmen. Daher ist der Kaufmann immer der stille und selbst bewufstlose oder wirkliche Feind des Adels, um so stärker, je mehr dieser des Kaufmanns bedarf.

Einflufs des Handels auf den Charakter.

1) Aus der Bestimmtheit des Gefühls wird jezt schon mehr Beschränktheit. Die Gemächlichkeit erfordert Aufopferung und weitergehende Befriedigung. Der Geschmak tritt beim Handel und Luxus seiner Verderbtheit näher und der Sinn für Pracht und Glanz nimmt zu; das einfach Schöne verliert seinen Werth. Die innigste Selbstzufriedenheit nährt das Bewufstseyn des Reichthums.

2) In dem Begehrungsvermögen leuchtet eine steigendere Betriebsamkeit und kühner Unternehmungsgeist hervor; allein neben diesem steht auch grössere Furchtsamkeit und Abneigung gegen Krieg; daher Feigheit die Handelsvölker sowohl militärisch als sittlich unterscheidet. Die Subsistenz ist gesichert und unabhängiger, allein dennoch die Abhängigkeit von der Meinung (Credit), von seinem eignen Reichthume wie von seiner Billigkeit und Pünctlichkeit grösser. Daher erzeugt sich Dünkel neben äusserer Gefälligkeit ohne wahren Sinn für ächte Humanität, abgemessenes Betragen und Gleifsnerei.

Mit dem Streben nach Erwerb geht bald Sparsamkeit, bald Gewinnsucht bis zur kalten berechnenden Leidenschaft der Habsucht über. In ihrem Gefolge sind Kleinigkeitssinn und Krämergeist — Brod-

neid, Eifersucht, Bestechlichkeit, Arglist und Betrug.

Der Hang zum Wohlleben, zur glänzenden Ueppigkeit überwiegt und in Geschenken und Beiträgen will der Reichthum prunken. Damit verbindet sich Härte gegen Schuldner, Indifferentismus gegen die Laster der Reichen.

Geizig nach Gewinn, stolz auf Geld treibt sich der Kaufmann immer in seinem Kreise allein umher und beachtet nur das, was dahin zielt. Auch in dem Kriegführen sieht er nur seinen Vortheil.

3) Mit der Trennung der Menschen trennten sich im Erkenntnifsvermögen auch die Meinungen. Es entstehen daher jezt mehr Meinungen wie Vorurtheile des Standes wie des Handwerks, und eben so wieder individuellere Meinungen. Doch hebt der Handel die Adels- und manche Nationalvorurtheile, indem er die Verbindungen mit den Völkern vervielfältigt, auf. Das calculirende Talent findet hier ununterbrochene Uebung; das Zahlengedächtnifs wird dadurch ausgebildet. Doch sticht in Handelsvölkern immer auch Unwissenheit, und Albernheit der dreusthingesprochenen Urtheile hervor, so über öffentliche Einrichtungen und Verwaltungen, vollends über Philosophie.

Politische Cultur.

Der Einflufs der Fortschritte des Handels kann zwar ziemlich im Allgemeinen bedingt angegeben werden, da der verschiedene Gebrauch der Waaren seine bestimmten verschiednen Verhältnisse her-

vorbringt; allein seine Modificationen rühren auch von den verschiedenen Regierungsformen und deren Verwaltung her. Die Verhältnisse sind zahlreicher, aber auch wirksamer.

Gegen die steigenden Begierden und die mit dem Handel verbundne Ungerechtigkeit wird eine bestehende richterliche Gewalt nöthig. Nach der ältesten schiedsrichterlichen Gewalt entstand allmälig eine beschüzzende. Auf sie folgte die militärische Dictatur, welche einen anfangs momentanen Heerführer aufstellte. Treten nun auf einer vierten Stufe die Herrscher, welchen die Macht durch Ererbung zugefallen war, auf, so steigt diese zum Despotismus. Dieser aber kann um desto mehr zunehmen und um sich greifen, je mehr der erbliche Einflufs grosser Familien aufgehoben wird. So wird durch den Handel und die Manufacturen der Despotismus immer mehr geschwächt. Denn an die Blüthe der lezten ist immer mehr die Macht, der Glanz und der Ruhm des obersten Gebieters gebunden. Auch sind die Manufacturen zarte Pflanzen, welche gewaltsame Maasregeln leicht stürzen. Auf der andern Seite können die ältern Despoten als spätere Monarchen wohl sichrer werden durch die industriöse Klasse, da der Fortschritt des Handels jeder aristokratischen Regierung weit nachtheiliger als einer andern ist. Indefs manche Regierungen ängstlich mistrauisch sind gegen die Freiheit der Meinungen, ahnden sie nicht die ihnen wie dem Adel ungleich gefährlichere Gewalt der Freiheit des Luxus. Der steigende Reichthum macht die, die ihn nicht durch Verdienst,

sondern durch den Gewinn des Handels haben, nothwendig übermüthiger. Wenn dagegen in demokratischen Staaten der Handel blüht, da entstehen selbst unter den Mitgliedern der demokratischen Regierungen nicht selten die Leidenschaften der Eifersucht und des Hasses, welche Partheien und nicht selten bürgerliche Kriege erzeugen. So sind die Fortschritte des Handels auch den demokratischen Regierungen ungünstig, je mehr Reichthum und Unabhängigkeit die Industrie unter einem Volke verbreitet hat.

Dritte Epoche.

Hauptrichtung der Vernunft auf geordnete Befriedigung aller Bedürfnisse in weltbürgerlicher Beziehung. — Ausbildung der freien Sittlichkeit, des Göttlichen.

Verfeinerung — Versittlichung.

Auch in dieser Periode theilen sich Grade und Stufen ab, von denen aber keineswegs eine der Ueberfeinerung (mit Jenisch) eingeräumt werden darf, da diese Verfall, und mithin nur eine Seitenlinie ausmacht. Ueber die vorige Periode hinaus traten viele Völker nie, so der gröfste Theil der orientalischen und sie erhoben sich nicht höher, weil sie niedergehalten wurden durch das unnachlässige Drängen der Bedürfnisse. Sie konnten und wollten nicht. Mit Fesseln waren sie an das Herkommen geschmiedet, und abgeschlossen von andern Völkern, suchten sie nirgends Verbesserung ihrer Einrichtungen und deren Verwaltung. So fehlte die Erweckung von aussen und eine nie sich erhebende Gleichförmigkeit im Innern.

An diese Periode schliefst sich eine neue an, in welcher die Verfeinerung fortschreitet. Hier

ist dann nicht mehr von Klugheit und Werth, sondern von Güte und Würde des Menschen die Rede. Ihr Grundcharakter ist Folgender. Er zeigt sich

I) physisch in der Gemächlichkeit. Der Mensch hat sich empor gearbeitet zu dieser Ruhe durch die Künste des Lebens; er hat die ungestüme Anforderung der Natur beschränkt und die Abhängigkeit in sich selbst erhoben.

Sie stellt II) die höhere Ausbildung der intellectuellen Anlagen, und namentlich der Denkkraft, ja wissenschaftliche Bildung dar.

Aus dem sinnlich Grossen erhob sich der menschliche Geist zu dem weitern und höhern Gebiet des Verstandes, aus der beschränktern Auffassung zur Unendlichkeit des Gedankens.

Es entfaltete sich die wissenschaftliche Cultur in folgende Hauptepochen:

1) Epoche der **passiven** und daher oberflächlichen Wahrnehmung. Allerdings ist dem Wilden und dem Kinde der Eindruk länger **rein**, weil die Passivität der Sinnlichkeit noch nicht gestört wird; daher finden wir bei ihnen auch ein feineres Bemerken. Doch beginnt schon hier einige Thätigkeit der Phantasie, selbst aus Sprachmangel, wie es sich in den frühsten Poesieen der Völker beurkundet.

2) Epoche der **praktischen Beobachtung** (welche in die zweite Epoche der Geschichte der Menschheit fällt), oder des gesunden Menschenverstandes, der auf praktische Lebenszwecke ausgeht, daher vorzüglich die Technik sich ausbildet, welche sich an das Wirkliche hält, doch dann in Philosophie übergeht. Kosmogonische Dichtungen führen zur Kosmophysik.

3) Epoche des reinen Denkens (in der lezten Epoche der Geschichte der Menschheit). Es wird die Richtung eine theoretische der philosophirenden Vernunft. Die Ausartung bleibt nicht fern. Wie der Aberglaube früher schon zur Grübelei leitete, so wird auch der Philosoph zum Grübler. Suchet er überall Licht, so findet er doch oft nicht Wärme. So werden Wissenschaften zu Arbeiten ohne praktischen Sinn, und die speculirenden Köpfe unter den Gelehrten und selbst unter Nichtgelehrten bleiben müssige Zuschauer der Welt. Dann haben ihnen die belebtesten Gegenstände kein Interesse; nicht für das classische Leben, sondern für Wortstreitigkeiten verfolgen sie das Studium der Sprachen.

4) Epoche der fortgehenden Prüfung, der Kritik. Die wissenschaftlichen Bestimmungen treten hier in Vergleichung mit der Erfahrung. Belebend wird die Ansicht, welche die gesammte grosse Natur umfafst und alle Wissenschaften vereint, wo das Streben nach Einheit selbst das Praktische nicht ausschliefst. So verbindet sich wieder was früher getrennt war.

Es prägt sich der Charakter der dritten Periode III) aus in der Ausarbeitung des Kunstsinns.

Die Ausbildung des Denkgeistes wird nicht ohne das Schöne vollendet; daher mufs die Hauptepoche der ästhetischen Bildung hier eintreten und das Schaffen ein freies werden. Die ästhetische Cultur begann mit der unwillkührlichen Veranschaulichung des stärksten, aber eben darum freilich auch des rohsten Gefühls, in der Epoche des Bedürfnisses. Das starke Gefühl des Wilden wird den

fremden Ohr und Auge vernehmlich. Er mahlte sich in den Tönen und Ausrufungen, wie in den sprechenden Gebehrden und Mienen. Diese äussere Zeichensprache verband sich mit der innern Bildersprache. Wie leicht bezeichnete dann die entfernteste Aehnlichkeit das Gefühl, — die rohste Zustuzzung eines Bloks! Jeder unscheinbare Fetisch konnte zum Bilde des Göttlichen werden. Doch ward in dieser anfänglichen Epoche schon Dichtkunst vorbereitet.

Die zweite Epoche der ästhetischen Cultur zeigte sich in der willkührlichen Aufgreifung der hervostechendsten Züge und Töne — in dem Zustande der Gemächlichkeit, — also eine Epoche, welche das Bedeutsamere dem mildern Ausdruk des Gefühls vorzieht. Ihr Darstellungscharakter ist zwar etwas Höheres, allein er schliefst sich noch an wilde Grösse, rauhe Stärke an. In den redenden Künsten trat an die Stelle der starken Darstellung in mimischen Lauten, fast ohne Articulation und ohne Rhythmus, nun die bedeutsamere und charakteristische Darstellung der einzelnen, ja verstekten Züge. Die zeichnende Kunst, welche durch die Hindernisse des Materials am schnellen Fortgange gehindert ward, während in den redenden Künsten kein Widerstand die Vorschritte hemmte, verweilt noch in dem Kreise der materiellen Natur, und geht später erst in den Kreis der psychischen Natur, zur Darstellung lebender Körper über.

Zur dritten Epoche führt die Veredlung des sinnvollern Ausdruks durch die mit ihm vereinte Schönheit, — in der Periode des gei-

stigen Vergnügens. Hier aber theilt sich der Weg zur Verfeinerung und der abartenden Ueberfeinerung. Das Ungeheure wird zum Genialischen. Das Starke geht über bald in das Grosse, bald in das Milde; auf beiden Richtungen erscheinen dann eigenthümlich charakterisirte Producte. Die Idealisirung der Wirklichkeit ist gewonnen, der wahre Kunstsinn gedeiht. Auf dem Wege der Abartung aber erscheint uns das Ungeheure als Groteskes. Dies findet statt nach dem Entfliehen der Freiheit, wo entweder schon Gelehrsamkeit beschränkt, oder das freie Kunsttalent mit der Freiheit des Volks unterdrükt wird. Die sinnliche Begierde trübt hier den Sinn für das Schöne und führt Gezwungenheit herbei. Dagegen stemmt sich und erringt den Sieg der Cultur, die freie Läuterung der Kritik, wirkend für innere Einheit und äussere Sicherheit der Kunst. Diese führt das Genie sicher, verbannt die Launen aus dem Gebiete der Kunst und zügelt die nicht grenzenlose Phantasie.

Was in der Verfeinerung gewonnen war, das geht in der Verirrung der Ueberfeinerung verloren. Diese bleibt ein furchtbares Phänomen, als Mifsbrauch aller Erleuchtung des Geistes zur ausschweifenden Verunsittlichung.

Versittlichung.

Versittlichung ist in der Wirklichkeit oder der bisherigen Erscheinung nichts als Besserung nach vorhergegangenen Fehltritten oder wohl nach reeller und dauernder Verschlimmerung, — nicht ununterbrochen fortgesezte und immer mehr vollendete Ver-

feinerung, nicht lezte und höchste Vollendung nicht reinste Harmonie. Eine Ausartung mufste vorausgegangen seyn, und diese lag auf dem Abwege der Ueberfeinerung oder Verunsittlichung. Doch nur ein Durchgang, ein Prüfungsfeuer und nichts anders kann jene Ausartung seyn. Indefs gibt es allerdings gewisse innere Bedingungen und gewisse äussere Veranlassungen dieses Uebergangs. Das Umkehren wird denen leichter, deren böser Wille minder grofs als ihre Schwachheit ist. In dem blos verbildeten Schwachen ist die Zerrüttung natürlich minder durchgreifend als in dem Tiefverdorbenen; und jene Schwachen sind die Mehrzahl der Menschheit, nicht aber Bösewichter. In der Schande selbst liegt der Keim der Schaam und in dieser zur Sittlichkeit; daher ihre Lasterscheu achtungswerth bleibt. Dennoch ist die sittliche Umschaffung auch in tiefer Verdorbenen nicht absolut unmöglich, weil dem Menschen stets sein höchster Besiz, die himmlischen Gaben, Vernunft und Freiheit, nicht entnommen werden können.

Fragen wir nach den äussern Veranlassungen, welche die Versittlichung begünstigen, so finden wir als solche vor Allen eine Erziehung, welche nicht auf leerer Abstraction beruht und keineswegs beschränkend auf die Selbstthätigkeit einwirkt. An diese schliessen sich dann die Veranlassungen durch Wohlstand und öffentlicher Friede, durch ungehemmte Fortschritte der Politik.

Und auch hier leistet die Natur sorgsamen Beistand, der den Menschen nie verläfst. Den erschlafften Geist läfst sie aus Träumen durch Schmerz er-

wecken und die Fesseln abwerfen. Doch alle diese Mittel sind nur vorbereitend, nicht nöthigend. Die wahre Nöthigung stammt von Innen, aus der Freiheit und Vernunft. Daher ist's nicht blos möglich, sondern wahrscheinlich, dafs zunächst einzelne Individuen bereits der sittlichen Veredlung wahrhaft nahe stehen und stehen werden. *)

*) Nach dem Entwurfe des Verfassers sollte nicht allein die Geschichte dieser Epoche eine neue verbessernde Umarbeitung erhalten, sondern auch die noch vorhandene Lücke, welche die vollständige Charakteristik dieser Epoche, die Darstellung eines Ideals menschlicher Vervollkommnung und allgemeine Resultate über Rükblicke auf die gesammte allgemeine Geschichte der Menschheit enthalten sollte, getilgt werden. Alles dies nach einzelnen Andeutungen zu füllen, konnte der Herausgeber weder als Beruf ansehen, noch fühlte er dazu Neigung. H.

Geschichte der Geschlechter

als zweiter besonderer Theil der Geschichte des Menschengeschlechts.

Obgleich im Ganzen mehr für die Geschichte des weiblichen als des männlichen Geschlechts gethan worden ist, so fehlt es uns doch durchaus an einer Geschichte der Geschlechter; nicht einmal die Idee derselben ist bisher noch rein aufgestellt.

I. Es fehlt uns einmal schon an einer allgemeinen organischen Entwiklungsgeschichte der äussern Geschlechtscharaktere von den Pflanzen an bis hinauf zu der höchsten Thierart, dem Menschen. Denn diese wird noch nicht gegeben durch anatomische Aufzählung und Beschreibung der Geschlechtstheile. Das ganze Leben mit den fortgehenden Gestalten der männlichen wie der weiblichen Pflanze, und wieder ihr paralleles Fortwachsen neben einander wie ihre Abhängigkeit von einander, ist bei weitem noch nicht gehörig erforscht.

Dabei wären namentlich folgende Fragen zu untersuchen: Wie entwickelt sich, da die unorganische Natur geschlechtslos ist, etwas Geschlechts-

mässiges ursprünglich? In welcher Reihe von Formen, also auch nach welchen Gesezzen verbindet die bildende Kraft die Geschlechter? In welchem Verhältnisse zu einander stehen die Geschlechts-Eigenheiten?

Wir beginnen hier also zunächst mit einigen Andeutungen aus der Universalgeschichte der organischen Geschlechterbildung, — von dem Standpuncte, theils der Natur-Nothwendigkeit, theils der Natur-Bestimmung aus — und zwar um so mehr, damit wir auch in dieser Specialgeschichte die Grundsäzze der allgemeinen, aus der niedern Natur erst zum Menschen allmälig aufsteigend, consequent festhalten. Doch auch selbst diese Andeutungen können — so lange nicht befriedigendere Beobachtung und dadurch auch eine zureichendere Induction der einzelnen Zweige der Naturwesen vorhanden ist — nur als ein Erklärungsversuch angekündigt werden, welcher eine fühlbare Lücke auszufüllen unternimmt.

Dürften bereits Epochen dieser Entwiklungsgeschichte bestimmt werden, so wären sie aufzufassen 1) nach mehrern parallelen Hauptmomenten, und zwar vor Allem der Entbindung und Erweiterung des Lebens, mithin 2) auch der Ausdauer der Reproductionskraft; 3) nach den Graden der Entfernung, wie nach dem Geiste der Annäherung der producirenden Geschlechter (wiefern sie entweder materieller getrennt und materieller vereinigt, oder geistiger getrennt und geistiger vereinigt waren); 4) nach dem von dieser Trennungs- und Vereinigungsweise abhängigen und durch dieselbe

fest-

festgesezten wechselseitigen bestehendern Verhältnisse.

Erst in der organischen Natursphäre beginnt das erste schwache Leben — dies noch im weitesten Sinne — und mit ihm auch das leise Urbeginnen des Geschlechterbildens. Wie in der besondern Bildungsgeschichte der Menschheit das Göttliche sich entfaltet durch Wechselwirkung der (mütterlichen) Natur und des (männlichen) Freiheitsprincips, so entbindet sich in der allgemeinen Bildungsgeschichte aller organischen Wesen das Lebendige durch Wechselwirkung der Geschlechtseinrichtung und des organischen Naturtriebes.

Die Geschlechter können betrachtet werden 1) teleologisch (mit Fichte), als Mittel zur Erhaltung der Gattung, — oder noch höher: als Mittel zur Entwiklung des verworrenen, ja zur Läuterung des rohen Stoffes — am höchsten als Entbindung und Erweckung der schlummernden, oder als steigende Vergöttlichung der blind fortstrebenden Productions- und Bildungs-Kraft.

2) empirisch (mechanisch) als sich gegenseitig bedingende Fortpflanzer, besonders organisirter Geschöpfe, als verschiedene Formen des Werdens, d. i. der fort-schreitenden Thätigkeit der wachsenden Naturwesen.

Die organische Entwiklungs-Geschichte der Geschlechter geht aus von dem Urpuncte der

Geschlechtlosigkeit — so wie alle Entwiklung ausgeht von der Unbestimmtheit der Anlage, aus dem scheinbaren Nichts. So finden wir nicht blos Pflanzen, sondern sogar noch Thiere, wel-

che sich vervielfältigen, ohne irgend ein Geschlecht aufzuweisen, selbst ohne Eier; aber dennoch bereits durch Theilung, wie durch Knoten, Augen und Sprossen, (Polypen, Infusionsthierchen).

Hier gilt das Gesez: der organische Bildungstrieb ist ursprünglich und wirkt anfangs ungetheilt, aber eben daher auch zahlreichere und rohere Formen, d. i. einfachere Gestalten, weil er stärker, wo nicht wilder wirkt. So bald er sich mehr theilt, wird er mehr Geschlechtstrieb, und eben dann auch bildender und immer zusammengeseztere Formen erzeugend. Dann aber erscheinen auch immer weniger Formen. Je stärker der organische Naturtrieb wirkt, desto fruchtbarer ist er in der Zahl der Spröſslinge, desto blinder aber auch seine Wirksamkeit, desto minder unterworfen der Freiheit, oder desto weniger aufgehalten durch Hemmungspuncte.

Wohl dürfte zur Erklärung der Erzeugung noch immer die wahrscheinlichste — die aus dem occasionalisten Systeme der Epigenese entlehnte, einer Evolutionskraft seyn, welche die Keime vervielfältigt in jedem erwachsenen Körper, den man sich — um die Bonnetsche Hypothese mit jener Hallerschen zu vereinen — empfänglich denken kann für die überall verbreitete und einzuathmende befruchtende Nahrung (Panspermie). Sie erhält zugleich die Reproductionskraft, oder die bildende Kraft in Thätigkeit (nach *Bonamico de format. foetus II.* 528. der sie, so lange sie Werkzeuge verfertigt, ausbildende oder auswirkende Kraft nennen läſst).

Der Geschlechts-Keim erwacht mit der grössern Bildsamkeit der organischen Stoffe. Es zertheilt sich also die Bildungskraft, doch zuerst noch als vereinte Geschlechtskraft. Sie zertheilt sich nemlich anfangs nicht in zwei verschiedene Exemplare, sondern vielmehr nur an demselben organischen Naturproducte.

1) Die nun eintretende, eigentlich erste Epoche, jener Entwiklungsgeschichte ist also die der nächsten physischen Vereinigung zweier Geschlechter an Einem Körper. Es erscheint nemlich das Doppelgeschlecht a) zuerst in den Zwittern mit Selbstbefruchtung an und aus demselben Einen Organ. Es gibt also Zwitter, welche beide Geschlechter in Einem Individuum vereinen, und zugleich das Vermögen besizzen, sich selbst zu befruchten, wohin die Egelschnecke und der Seehase gehört. Sonach ist die erste Spur von Geschlechter-Verschiedenheit noch keine Trennung derselben. Mann und Weib sind hier gleichsam Ein Leib (nach der alten Sage), oder Platons ursprünglich zusammengewachsener Doppel-Mensch; — in dem ursprünglichen Zustande also noch unzertrennlich. Der befruchtende Staub mufs gegeben wie empfangen werden.

b) Eine andre Form jener Vereinigung stellen die Zwitter ohne Selbstbefruchtung und mit mehrern Doppelgeschlechtern dar. Diese Classe, welche auch beide Geschlechter, aber zuweilen mehr als einfach besizt, mufs sich unter sich verbinden. Ihre Begattung ist dann auch doppelt, da die Befruchtung auf beiden Theilen activ und passiv zu-

gleich ist. Dahin die Polygamen unter den Pflanzen, die Regenwürmer, die gemeinen Garten- und Waldschnecken.

2) Die zweite Epoche begründet die physische Trennung und Isolirung des Doppelgeschlechts in verschiedenen, sich äusserlich oft sehr unähnlichen, Körpern. So die *Dioeciae* unter den Pflanzen, und noch mehr alle höheren Thiere, vorzüglich die, welche lebendige Junge gebären.

Schon in diesen niedern Sphären ist der Mann, als Form der zeugenden und bildenden Kraft, der Gottheit Bild (wie nach der Sage); das Weib, als Form des empfangenden und bildsamen Vermögens, mehr das Bild der Erde, des Stoffes. (Das Weib ward nach dem Manne gebildet.)

II. Es fehlt uns aber auch an einer andern, uns noch näher liegenden Geschichte — an einer

besondern menschlichen Entwiklungsgeschichte des innern Geschlechtscharakters, d. i. an einer innern Bildungsgeschichte der ursprünglich noch ungetrennten menschlichen Anlage bis zu der reinen Männlichkeit wie bis zur reinen Weiblichkeit, wie sie sich theils überhaupt und parallel, theils und noch mehr ein jedes auf verschiedenen Wegen und unter verschiedenen Bedingungen und Umständen zu demselben lezten Ziele entwickeln konnten. Hier ist also die Hauptfrage:

Was wurden Mann und Weib neben und durch einander als Mann und Weib auf den verschiedenen Bildungsstufen?

Nur eine untergeordnete Frage wäre neben dieser: Was wurden die Männer und die Weiber unter verschiedenen Nationen?

Noch untergeordneter aber erschiene die Frage: Was wurden und wie weit brachten es einzelne — ausserordentliche — Frauen in ausserordentlichen oder seltnen Verhältnissen?

Allgemeinere Quellen dürften hier die Hauptbeschäftigungen und Gewohnheiten der Frauen unter allen Nationen seyn. Doch darf man nicht (mit Brandes) aus allen Gebräuchen dieser Art, auch wenn sie sehr weit verbreitet wären, schliessen, dafs diese zugleich mit ihrer ursprünglichen Nation übereinstimmten, wenn sie auch mit ihr als verträglich angesehen werden können. Oft zeigten sie nur auf eine zweite, künstliche, wenn auch noch nicht ganz verkünstelte, Natur hin.

Für die lezte Frage nur würden zwekmässige Biographieen berühmter Frauen dienen können.

Prämissen und vorläufige Resultate.

Es war das Schiksal des Menschen überhaupt, durch Wechselwirkung einer passiven und activen Natur Mensch zu werden.

Es war das Schiksal der beiden Geschlechter, nicht blos für und mit, sondern auch durch einander zu leben, aufzuwachsen und fortzuschreiten.

Daher ist ihr gegenseitiges Geschik jedesmal ähnlicher als es scheint. Sie stehen und fallen, steigen und sinken mit einander. Wo also z. B. das weibliche Geschlecht in der Bildung zurükgehalten wurde, da hielt auch das männliche sich tiefer nieder, und die Natur nahm an ihnen Rache.

Ihr gleichmässiges Fortschreiten hängt von der Annäherung zu ihrer beiderseitigen Naturbestimmung ab. Mann und Weib haben anfangs Einen Namen: Menschen; — allmälig thun sich die Keime der Männlichkeit und Weiblichkeit hervor.

Des einen, zarteren Geschlechts Naturbestimmung sollte seyn — innigeres Anschliessen an die Naturschranken, — Erhalten, — Auffassen des ersten Eindruks im Gefühl, — Anhalten an das Nächste, Engste — Glauben an Resultate, daher oft auch Aberglauben; daher aber sollte es immer sich mehr gleich als Geschlecht — minder zertheilt, verschieden und individuell als Männer — näher der Universalität der Natur — hinstrebend nicht nach intellectuellen Vorzügen, sondern nach Schönheit seyn.

Hingegen des kräftigern Geschlechts Naturbestimmung war Schaffen und wieder Zerstören, Zertheilung des Zusammengesezten, Gesezgebung, öffentliche, ausgedachtere Wirksamkeit — Beschüzzung aller Schwachen, — Energie.

Wenn also der kühn ausstrebende Mann auszuschweifen im Begrif ist (in dem Unendlichen), so

wird ihn das Weib immer festhalten, wenn auch nicht gerade fesseln (innerhalb der endlichen Naturschranken).

So hat auch das Weib Verdienste um das menschliche Geschlecht, dessen erste wichtigste und mithin ganze Entwiklung ihm zukommt. Auf das menschliche Geschlecht aber im Ganzen wirkt das Weib nur durch das eheliche Verhältniſs mit einem Manne. Weib und Mann sollen ihre höchste Entwiklung als Weib und Mann nur in der Ehe erhalten.

Bevor Mann und Weib sich zu der wahren Männlichkeit und Weiblichkeit erheben, schwanken sie zwischen der Geschlechtseigenschaft. Männer gerathen weibisch und Weiber männlich, bis sich die Heroine und der Genius zu Einem Göttlichen verähnlichen und vereinen.

Die innere Verschiedenheit beginnt früher bei dem Manne als bei dem Weibe, das sich nur physisch früher (doch nicht in Hinsicht auf Schönheit rasch) entwickelt, in ihren Gefühlen aber lebt und sich in ihnen, wie natürlich, immer mehr gleich bleibt.

Zu der intellectuellen Seite richtet sich der Mann hin, zu der ästhetischen das Weib; doch zur praktischen Beide. Das weibliche Geschlecht ist in Hinsicht der wahren, praktischen Ausbildung nie ganz hinter dem männlichen zurükgeblieben. Ja man wollte es sogar schon das bessere nennen; allein dazu gehörten die Hindernisse, welche die Männer zu besiegen haben. Das unschuldigere war es gewiſs.

Die wahre Natur des Weibes hat man daher weit später — wo noch! — erkannt als die des Mannes und das Weib bald als etwas Untergeordnetes unter den Mann, bald als etwas Ueberirdisches betrachtet. Doch freilich hat man es auch noch lange — leider! auch jezt noch nicht — in seinen wahren, ihm angemessensten Verhältnissen, d. i. in erleichterten und in jeder Hinsicht harmonischen Ehen kennen lernen können.

Ueberhaupt hatten die Weiber, die mit den Kindern so viel Aehnlichkeit — ihre Unbefangenheit wie ihre passive Empfänglichkeit — haben, immer Ein Schiksal mit den Kindern. Gleichlange ward ihre Natur verkannt und unergründet, ihre Tiefe nicht geahndet, ihre naturgemässe Behandlung vernachlässigt. Indessen sind sie dafür auch weit mehr als die Knaben von den pädagogischen Experimenten und Beschleunigungsmitteln, wie vor mancher Verderbung bewahrt geblieben.

Die Vereinigung beider Geschlechter geschah in bestimmten Perioden, die sich genau an die allg. Gesch. der Menschheit anschliessen. So a) instinctmässige Vereinigung, erst milder, unbefangener, dann thierischer, wilder Sinnlichkeit. b) Willkührliche Vereinigung erst durch Weiberraub, dann durch politische Ehen. c) Freie Vereinigung der Herzen.

Das Alter kann beide Geschlechter zu einem Mannweibe, d. i. zu dem Menschen vereinen. Aeltern, vollends Grosältern neigen sich inniger hin zur Gattung, wenn auch nur in Hofnungen einer bessern Zukunft und in diesem Sinne zur Ge-

schlechtlosigkeit. Beide Geschlechter haben die verschiedensten Umgebungen nur — in dem Mittage ihres Lebens, nicht am Morgen, nicht am Abend. „In der Wiege ist ihr Loos dasselbe; von ihr an trennt sich der Weg der Bildung in zwei anders beschaffene, wohl nur zu sehr getrennte Pfade. Der Mann ringt dann mit der Täuschung, [die er selbst macht,] er kann nur in diesem Kampfe gewinnen, aber er darf ihn wagen. Das Weib von Formen gebunden, von Zwang umringt, von List belagert und eingeschleiert von Unerfahrenheit, nimmt die [fremde] Verblendung meist erst dann wahr, wenn der verkappte Engel des Lichts sie in einen Abgrund stieſs." *) Sie, die in den Schatten häuslicher Verhältnisse als Mädchen aufblühen und als Gattinnen und Mütter gedeihen sollen, sie traten — endlich entlassen aus den Harems und Serails des religiösen Morgenlandes glaubensvoll hinaus in eine von Männern vergiftete Welt — sie, die doch den heiligsten Glauben der Menschheit bewahren sollen.

Auch diese Geschichte hat ihre Epochen, deren Eintheilungsgrund die relative Beurtheilung der wahren Eigenthümlichkeit und Vorzüge jedes Geschlechts — und zwar theils der äussern theils innern Stärke — ausmacht. Es sind aber bei dem wesentlichsten Bildungsmomente der Geschlechter, wie sie sich aus ihren wechselseitigen Verhältnissen hervorthun, dieselben Perioden beizubehalten, welche der Universalgeschichte der Menschheit zum Grunde lagen.

*) Das goldne Kalb. Th. IV. S. 338.

Allgemeine Bildungsepochen.

I. Erstes Zusammentreffen der Geschlechter ohne dauernde Vereinigung, mithin mit dem schwächsten gegenseitigen Einfluſs (Thiermenschheit.)

1) Ursprünglicher Naturzustand der Gesez- und Religionslosigkeit; — physische Berührung ohne seelenvolle Geselligkeit — hier herrscht natürlich auch Ehelosigkeit — oder höchstens die sogenannte wilde Ehe, ohne Ehebruch, ohne eigentliche Schaam und Keuschheit, ohne Kenntniſs des Verbrechens, des Incestus oder der Blutschande — gleich jenen, paarweise sich zusammenhaltenden Thierarten. Wirklich gibt es auch Sagen der berühmten Völker des Alterthums, der Aegypter, Phönizier, Griechen — von einer Zeit, wo Mann und Weib sich zufällig begatteten, sich trennten, ohne sich wieder zu suchen. Hier könnte man sich Polygynie und Polyandrie noch vereinigt denken.

Versezt man diese ersten Menschenformen noch in ein mildes Klima und ein fruchtbares Land, so konnten die Frauen, eines Schüzzers nicht einmal gegen die Thiere bei ihrem stärkern weiblichen Instinct bedürftig, leicht die Unabhängigkeit noch mit den Männern theilen.

Selbst die Befriedigung des Geschlechtstriebes störte diese Unabhängigkeit noch nicht; denn hier ward kein Gesez übertreten, kein Eid gebrochen. Das Gefühl der Schaam war noch nicht entwickelt. Trieb und Genuſs war aber auch hier

noch getheilt, noch minder überspannt; der noch wache Instinct sezte hier noch eine Gränze.

Da säugte die Mutter ihr Kind; nachher pflegte es dasselbe; doch nur da und so lange es dringend nöthig war; alsdann wurde es sich selbst und seinem Instincte überlassen.

Ob aber gleich die Menschen dieser Periode noch nicht gepaart waren (vgl. oben S. 201), so lebten sie dennoch nicht ungesellig, nicht ohne ihres Gleichen — nicht ohne sympathetischen Trieb.

Mann und Weib wurden zwar ohne Leidenschaft, doch nicht ohne Selbsterhaltungstrieb — den leichtsinnigen Kindern gleich. Beide hatten ohngefähr gleiche Fähigkeiten, ohne jedoch sich ihrer bewufst zu werden.

Das Weib war dem Manne hier gleich; hier sogar vielleicht noch in thierischer, jedoch nicht wilder Geschlechtsbegier.

Dauer dieser Periode s. oben S. 213.

2. Schwankende Vereinigung des Geschlechts und einseitige Annäherung des weiblichen an das männliche. Erste Ungleichheit der Geschlechter. (Zustand der Wildheit oder der Jäger- und Fischerstämme.) Vgl. S. 215. f.

Hier ist die Vereinigung der Geschlechter eine schwankende. Bald wird das weibliche Geschlecht angezogen und dem Manne unterworfen, bald von dem männlichen Geschlecht abgestossen und dem

Manne überlegen. Hier findet sich dann die erste merklichere Ungleichheit zwischen beiden Geschlechtern und das weibliche erscheint als das Schwächere; denn der Mann ist physisch stärker geworden und desto mehr fühlt er seine Stärke und sich, desto mehr sich als Herr und Gebieter alles schwächern Lebendigen. (Vgl. oben S. 246.) Jeder schwache Mensch, wie das Kind und der Greis, der Gefangene und also auch das Weib wird sein Unterthan, d. i. sein Sclave.

So gründet selbst die natürliche und ursprüngliche Schwäche des Weibes, die periodische Entwiklung ihrer Natur, ihre Geburten, selbst ihre Abhängigkeit wie ihre erste treuere Anhänglichkeit an den Mann, welche er mit Genufsgier verwechselt. Daher die unverschuldete, lang dauernde Herabsezzung und Geringschäzzung der Weiber. Seinem Schuzze preis gegeben, kommt das Weib unter des Mannes unbedingte Herrschaft und Gewalt, der sie sich nicht entziehen darf.

So wird das Weib des Mannes Besizthum, wenn auch noch nicht unbedingt und ausschliessend als solches betrachtet. Das Weib erhält zwar einen Werth, doch nur als Sache und es kann und wird eben so verkauft, verschenkt, geliehen, gestohlen oder entführt wie jedes andre äussere Gut, was Vermögen ausmachte. Wird das Weib alt, so verstöfst er es.

Ist der Wilde vollends durch einen Himmelsstrich, der seine Subsistenz erschwert, oder seine Leidenschaft aufregt, von Rausch, Zorn, von Rache, von Eifersucht entbrannt, dann steigen die Mifs-

handlungen gegen das Weib, dann schlägt, martert, verstöſst und mordet er es wie der Herr die Sclaven — auch ohne alle Ursache.

So entsteht Polygynie oder Vielweiberei; doch anfangs noch eine ungebundenere, abwechselndere, — daher zugleich Weibergemeinschaft, wie Gemeinschaft der Güter (vgl. oben S. 244.). So lebten die Hölenbewohner und Fischesser an den Ufern des rothen Meeres (nach Diodor. Sic.), so die alten Massageten (nach Herodot.). Ja die alten Britten hatten (nach Cäsar) die Bündnisse von zehn bis zwölf Männern, dadurch befestigt, daſs sie eine gleiche Anzahl von Weibern gemeinschaftlich nahmen, von welchen die Kinder dem gehörten, welcher die Mutter zuerst berührt hatte.

Was läſst sich aber auch Andres von Jägern erwarten? Ermüdet von der Jagd oder vom Hunger gedrükt sind sie für die Empfindungen der Zärtlichkeit und der Liebe noch gar nicht empfänglich.

Freiheit konnten aber auch die Weiber dieser Periode, noch wenig von der Natur begünstigt, nicht anders als ohne Schönheit und Liebenswürdigkeit seyn, was die Männer gegen sie gleichgültig stimmen muſste. Was konnten Weiber werden, die von Arbeit niedergedrükt, bei einer eingeschränkteren Beschäftigungsweise schmuzzig lebten, ja anfangs nicht viel wie Männer sich puzzen durften.*) Wirklich blieben die Frauen länger häſslich als der zwar rohere, aber rüstigere, sich mehr ausarbeitende

*) Robertsons Geschichte von Amerika Th. 1. S. 564.

Mann. Mit Hohn wird ihnen geboten; der Mann duldet nicht, dafs sie aus demselben Kruge trinken, oder in Gegenwart des Mannes stehen, oder nur knieend reden. Bei einigen Stämmen werden sie wie Lastthiere gebraucht, nur des Mannes Bogen, Pfeile und Gepäk zu tragen. Indefs entsteht in dieser Periode schon eine stehendere Ehe, wenn auch zunächst nur einseitig. Von Seiten des schwächern abhängigern Geschlechts ist sie nemlich schon eine Art von bindendem Vertrage. Ein Mann wird zwar wohl noch mehrere Weiber besizzen, nicht mehr aber die Frau mehrere Männer; — wenigstens darf sie sich nicht ohne seine Einwilligung hingeben. Darin liegt schon eine Art von Familienleben, so wie Strafen wider den Ehebruch der Frauen. Dagegen können die unverheiratheten Mädchen ihrer Ungebundenheit ungestraft leben.

Welche Modificationen auch diese Herabwürdigung des zartern Geschlechts in der Polygamie annehmen mogte, dennoch erlitt es dadurch eine sehr tiefe Kränkung. Seine Persönlichkeit war aufgelöfst. Jede Anmuth der Mutter, jede Liebenswürdigkeit des Mädchens verschwindet ausser und in den Kerkern, welche Serails heissen. Und dennoch steht das Weib, troz seiner physischen und politischen Gebundenheit, in seiner Unterwerfung jezt schon höher als der Mann. Es hat die Tugend der Treue und Anhänglichkeit, wie der grössern Kinderliebe angenommen, wenn ihr auch jezt nur noch der Charakter der Beischläferin gelassen werden sollte.

Mildert sich ihr Schiksal nicht schon unter den Fischerstämmen, so sieht man zuweilen vor dieser Milderung sehr merkwürdige, wenn auch zum Theil nur überspannte, Aeusserungen weiblicher Stärke als die Folgen ihres Druks. Wenn die gelungenste Unterdrückung in den Haremskerkern nur etwa List und Cabalen erzeugen konnte, so konnte der empörende Druk noch einen ofnen Widerstand zum Ausbruche bringen. Nur der Krieger, der Tapfre gilt ja in dieser Periode. Daraus läfst sich theils der Heroismus, theils die Herrschaft der Frauen mancher Stämme erklären. Um sich den grausamsten Mifshandlungen zu entziehen, konnten sich entschlossene Weiber gegen ihre Tyrannen verschwören, vollends wenn diese zugleich jene sich unentbehrlicher hatten fühlen lassen. Hatten sie sich gerächt, so konnte die Weiberschlauheit (die — nach der Sage von der Eva älter ist als die Männerklugheit) leicht ihre Unabhängigkeit durch ihren Muth und ihre Unerschrockenheit behaupten. Dies ist unstreitig die historische Grundlage der Sagen von den Amazonen, der von Männern getrennten und zur Jagd und Raub genöthigten Weiber, am nördlichen und südlichen Fufs des Caucasus. So die Sagen von Skjoldmön, der Schildjungfrauen in Norwegen.

Ja bei weichlich gewordnen Männern, kann bereits hier eine Gynäkokratie entstehen. So haben die Weiber nicht blos viel Ansehen, sondern auch eine Art von Vorrechten in Nordamerika unter den Stämmen der Huronen. Die Weiber werden eben so weniger hart behandelt, sondern fangen

sogar zu tyrannisiren an. So die Calmücken, Kamtschadalen, Lappen, Tungusen, besonders die Bewohner der ladronischen Inseln. Auf diesen Inseln hat der Mann nichts, als was ihm die Weiber überlassen, welche allein in häuslichen Dingen verfügen, auch ihre Männer schlagen und verstossen. Auch in Hindostan herrschen die Weiber mit seltsamen Vorrechten. *) Nur wo sie als Monarchen auf Thronen zu herrschen glaubten, da herrschten gröſstentheils, obschon oft ganz im Stillen, Männer. So werden in Malacca, Sumatra und Patana, die regierenden Frauen blos Königinnen geheissen.

Dennoch waren, troz aller unnatürlichen Behandlung die Frauen, wenigstens eben so sehr in der Cultur (wenn auch in einer andern Art von Cultur) auch in dieser Periode fortgeschritten als die Männer.

3) Dauerndere Vereinigung der Geschlechter und technisch-ästhetische Annäherung der Geschlechter (Zustand der Barbarei oder der Nomaden und Hirtenstämme). (Vgl. S. 269.).

Hier erwachte selbst in den Männern ein sympathetisches Gefühl, mehr Scheu und Schonung der Schwächern, der Thiere, der Alten, der Kinder, der Fremden und so auch der Frauen. Der Geist der Erhaltung machte milder und machte jedes Eigenthum, jeden Besiz, also auch den der Frauen, dauerhafter.

Die

*) S. die Citata bei Meiners Gesch. der Menschheit S. 183. k.).

Die beginnende ruhigere Lebensweise, regelmässigerwerdende Beschäftigung und bestimmtere Lebensordnung, die nicht mehr sorgsam umherschweifen lassen, machten alle Gefühle des Mannes sanfter und milder und veredelten sonach zuerst den Geschlechtstrieb zur Geschlechts-Neigung, oder wenigstens zu einer milderen Leidenschaft. Die erweiterten höhern Bedürfnisse, die beginnende Vervollkommnung der technischen Künste und die Viehzucht bringt auch eine glüklichere Epoche für das weibliche Geschlecht näher.

Jezt entsteht allmälig die monogamische Ehe. Eifriger werden jezt Mädchen zu Hausfrauen begehrt. Eifrig werden sie gesucht und sogar theuer erkauft, obgleich der Jüngling seine Braut erst dann heimführt, wenn er sie durch Jahre von Arbeit (wie Jakob) erworben, oder sich selbst einige Güter zu erwerben gewufst hatte. Daneben konnten noch einige Beischläferinnen, jedoch nur als Sclavinnen, und wohl auch abhängig von der Patriarchin, fortdauern; zum Theil auch bei grossen Reichthümern noch Vielweiberei.

Durch das stetere oder wenigstens öftere Beisammenseyn und Wohnen gewöhnt sich Mann und Weib mehr an einander, und sie lernen so ihre gegenseitige Unentbehrlichkeit zur Führung eines nun schon begründeten Hauswesens fühlen. Das Familienglük wird mehr gefühlt und die geordnete Haushaltung dient zum Mittel dazu.

Mit diesem hing auch die Freude an Kindern und diese wieder mit Ahnenstolz und der

grössern Gewifsheit der Vaterschaft von Seiten des Vaters zusammen. Kinder wurden ein Theil des Reichthums, doch aber auch zugleich ein innigeres Band der Familien.

Mit dem Werthe der Frauen stieg auch ihr Ansehen und besonders mit ihrer Fruchtbarkeit. Man suchte keine andre Ehen als fruchtbare; kinderlose haben für sie kein Interesse; daher waren bei manchen Stämmen noch die Eheproben oder wenigstens Probenächte eingeführt, die sonach aus einer sehr ernsten Rüksicht ihren Ursprung herleiten. Daher erhielt sich in Europa noch späthin diese Sitte, wie in einigen Gegenden Deutschlands, in der Schweiz, die man Fügen nannte; — gewifs in der einen Hinsicht eine sehr ehrwürdige Sitte.

Unter diesen Völkern ist Ehebruch an, wie von einer Frau etwas Unerhörtes, und eheliche Treue ist die heiligste Pflicht. Eben dadurch gewöhnt man sich aber allmälig, die Keuschheit als die nothwendigste Tugend, auch der Mädchen, zu denken. So entwickelt sich in dieser und der folgenden Periode besonders die holde Schaam als die wahre Jungfräulichkeit der Seele — eine scheue Zurükhaltung, welche nun auch durch Verhüllung des Körpers genährt wird. Die Brüder werden die Beschüzzer der Mädchenunschuld ihrer Schwestern, wie ihre Verheirather und Vorsprecher.

Die Verheirathungen geschehen in dieser Periode nicht blos unter Mitgliedern desselben Stammes, sondern noch enger und am meisten unter den,

oft sehr nahen Verwandten. Konnte sogar unter den alten Persern ein Bruder seine Schwester, ja ein Sohn seine Mutter ehelichen.

Mit der Achtung der Keuschheit steigt auch die Eifersucht, denn der ausschliessende Besiz wird nun — doch immer zunächst vom Manne an dem Weibe — gefordert. Schon ist es ein grosser Vorschritt der Volksstämme, wenn sie Jungfräulichkeit hoch achten.

II. Eheliche Verbindung der Geschlechter, und beschränktere und schonendere Unterordnung des weiblichen Geschlechts unter das Männliche.

(Vermenschlichung theils der ackerbauenden, theils der handelnden Völker).

a) Wo der Ackerbau zur Hauptbeschäftigung geworden ist (s. oben S. 284.), da fixirt er den Menschen noch mehr, nicht blos an das Land, sondern auch an sein Haus. Mit der Vaterlandsliebe erhält die Familienliebe noch mehr Gehalt.

Jezt werden die Frauen mehr Gattinnen und Gehülfinnen des Mannes. Erhob der Mann seine Gattin zunächst auch nur aus Interesse des Nuzzens, so wird sie doch jezt Theilnehmerinn an seinen Sorgen und sie geniefst von nun an mehr Achtung. Dennoch bleiben sie immer in Abhängigkeit von dem Manne, ja selbst in Zwangsverhältnissen; am meisten in heissen Himmelsstrichen, wo sie früh reifen und verblühn; anders in mildern.

b) Verbreitet sich unter den ackerbauenden Völkern der Handel, so beginnt die erste leiseste mit-

telbare Unabhängigkeit der Frauen. Die Weiber erhalten mehr Beschäftigung, welche zur Quelle des Unterhalts und der Industrie werden. Ihr bisher unbekannter Werth gewinnt durch das Eigenthum, welches sie wenigstens erwerben helfen können. Die Frau hört wirklich auf, die Sclavinn des Mannes zu seyn, dessen Arm sie nicht mehr allein erhält; ja im Einzelnen erhält sie sogar Macht über den luxuriösen oder schwachen Mann. Dazu kommt die vermehrte Zahl ihrer Mittel zu gefallen und ihre Schönheit zu erhöhen. Stehen diese Reichen überdies einer aristokratischen oder monarchischen Regierung vor, so ist der Einfluſs der Weiber noch beträchtlicher.

Da jezt die Hindernisse der Ehen sich vermehren, so erhält die Geschlechts-Neigung schon mehr Heftigkeit; — daher auch stärkere Eifersucht statt findet.

Unter Handelsvölkern werden die ehelichen Verbindungen mannigfaltiger als unter den ackerbauenden, in welche Fremde minder einheirathen können. Gesezgeber erhöhen das Gefühl des Abscheus vor Blutschande auch durch Verbote.

Der Einfluſs des weiblichen Geschlechts zeigt sich aber hier am wohlthätigsten und kräftiger als in der spätern Periode.

Wie zum Theil noch unter den Britten so waren unter den Griechen und Römern die Gränzen, welche das weibliche Geschlecht von öffentlichen Gesellschaften zurückhielten, auf die Bildung der Frauen und ihre Häuslichkeit sehr wirksam. Erst

in den macedonischen Fürstinnen nach Alexander, traten Weiber von hohem Rang auf die Bühne der Politik und hörten auf, Weiber zu seyn; so auch in Rom. Bei griechischen Dichtern, so wie schon in der uralten Mythologie und im Homeros, finden wir die Weiber mehr männlich dargestellt, in den Tragikern die sanfteren Gefühle der Häuslichkeit und Kindesliebe. Die attischen Gesezze standen in der würdigen Behandlung des weiblichen Geschlechts Andern nach, da sie die Weiber in Gynäkeen sclavisch erziehen und die Niedrigkeit des Gefühls erhalten liessen. Wie anders die Achtung der Spartaner für ihre Frauen, die ihrem Vaterlande Bürger schenkten, wie im alten Rom! Die erste Spur geistiger Bildung der Frauen verriethen allein die Hetären.

Unstreitig lag in jenen Verhältnisse der Geschlechter unter den Griechen noch ein Rest des Orientalismus. Beide Geschlechter wurden eigentlich nicht durch einander gebildet.

Grofs sind die Verdienste des Christenthum's, nicht blos um das Menschengeschlecht, sondern auch um die Geschlechter, und insbesondere um das schwächere und zartere. Sie, die Religion der Menschlichkeit, und Menschenachtung gestand dem weiblichen Geschlecht gleiche Rechte, mit dem männlichen Geschlecht vereint, zu. Seine Befreiung von dem orientalischen Zwange wurde durch das Evangelium eingeführt. Von nun an bildete sich ein freierer Umgang zwischen den Geschlechtern.

Bei dem nordischen Heroismus der alten Hochschotten, denen Ossian sang, war zärtliche

Herablassung und grofsmüthige Schonung, welche der Tapfre dem schuzbedürftigen Geschlecht angedeihen liefs, ein ganz charakteristischer Zug.

Schon darin sah man den Rittergeist aufdämmern, dieses Gemisch von Religionsschwärmerei, Verliebtheit und Tapferkeit. Da erhielt die Geschlechts-Neigung nun einen zärtlichern Charakter; religiöse Schwärmerei sah in der Keuschheit den höchsten Werth.

III. Aesthetische und moralische Vereinigung der Geschlechter, und Erhebung des weiblichen Geschlechts neben dem männlichen.

(Verfeinerung — Versittlichung).

Die Periode der Verfeinerung begann schon in den lezten Erscheinungen der Vorigen. Die Sinnlichkeit wurde vergeistigt, gemächlicher ward das Leben; der Sinn für das Schöne erwachte stärker. Hier erscheint nun das weibliche Geschlecht als das Zartere.

Der verfallene Rittergeist sezte seine Erscheinung fort an den Höfen der neueuropäischen Könige. Franz I. in Frankreich berief zuerst Damen an den Hof, welche vorher in alten Burgen eingeschlossen lebten. Nachahmend folgten ihm Europens übrige Monarchen. So wurde diesem Geschlecht ein sichres Ansehn und eine grössere Freiheit zu Theil.

Diese neueuropäische Weiber-Cultur hatte ihre gute wie ihre schlimme Seite, je nachdem sie mit Verfeinerung oder Ueberfeinerung gepaart

war. Zu der guten Seite gehört vor Allem die Annäherung der Geschlechter. In dem Umgang mit Weibern milderte sich die Roheit der Männer; unbefangener ward die Eigenthümlichkeit der weiblichen Natur untersucht, ihr wahrer Werth geachtet, ein geebneteres Verhältnifs der Geschlechter vorbereitet. Diese vortheilhafte Seiten trafen vorzüglich die Britten und Deutschen.

Die schlimmere Seite konnte sich nur in der Ueberfeinerung zeigen. Da hat die neueuropäische Cultur die männliche Natur durch die weibliche verzärtelt. Durch die Entmannung der Männer, oft schon in den Jünglingen, durch ihre weichliche Nachgiebigkeit ist die kränkliche Reizbarkeit und launische Herrschsucht des Weibes gestiegen, und der Sieg desselben durch die im Manne entstandene sinnliche Lüsternheit hie und da entschieden worden. Sollten doch schon in Provinzen des medischen Reichs, nach Strabon, Frauen sich Serails von Männern halten; kann doch auf der Küste von Malabar Ein Weib zwölf Männer besizzen und als seine Sclaven betrachten. Vorzüglich haben die Franzosen dieses kindische Benehmen durch ihre Schriftsteller erhalten.

Das Suchen der Geschlechter hat hier zunächst in einer verfeinerten Sinnlichkeit seinen Grund. Was wird erst bei dem tiefern Verfall der Sitten! Sagt doch selbst Walkenaer, ein Franzose (p. 395.): die Geschlechts-Neigung ist ein Fieberdelirium und daher eine Ausschweifung geworden. Die Schranken der Annäherung werden je mehr und mehr niedergerissen, welche anfangs die

Religion heiligte. Die Vereinigung der Geschlechter wird selbst durch Wegräumung der Hindernisse aller der Illusionen beraubt, welche sie versüſsten.

Die Frauen verlieren in der Verweichlichung alles Ansehen, und die zarte Schonung bei den Männern; mit den Ehescheidungen nimmt auch die Ehelosigkeit zu. Nun gibt es aber keine kränkendere Demüthigung für das zartere Geschlecht als unverheirathet zu bleiben, diese traurige Folge der überfeinen Cultur, der Schwelgerei und Sittenlockerheit.

In der Periode der Versittlichung finden wir dagegen weder blos physische noch blos geistige und sentimentale, sondern vorzüglich praktische Annäherung und moralische Vereinigung der Geschlechter. Beide Geschlechter erscheinen als menschlich. Es zeigt sich innere und äussere, moralische und politische Beiordnung zu den höhern Zwecken der Menschheit.

Wahre Achtung der Frauen und innige Scheu vor Verlezzung ihres sittlichen Zartgefühls und ihrer leichtverlezbaren Schiklichkeit muſs an die Stelle einschmeichelnder Gefälligkeit treten. Die sittliche Erziehung der Töchter aber darf weder dem Nothbehelfe einseitiger Geistescultur noch der Ausbildung der Kunsttalente weichen.

So wird erst die aus der Geschlechtsneigung aufkeimende und sich befestigende Liebe die ächte Männlichkeit und Weiblichkeit ausbilden, der hö-

hern Menschlichkeit unterordnen, und so Beide über ihr Geschlecht zur Gattung erheben! Ein Vorzug des weiblichen Geschlechts wäre unbedingte Hingebung und gänzliches Anschmiegen an den allein selbstständig gedachten Mann so wenig, daſs es vielmehr Charakterlosigkeit seyn würde. Wahr und schön ist nur sanfte Männlichkeit und selbstständige Weiblichkeit.

Alles strebte der Cultur entgegen. Diese mufste einen Werth haben, sie, welche allein die Tugend begründen läfst. Fast scheint es, als ob die Natur selbst die Entwiklung unsrer Vervollkömmlichkeit nur bis auf einen gewissen Punct sezzen wollte und den stolzen Versuch, sich höher zu schwingen, mit dem Verluste unsrer Glükseligkeit bestrafe. Grosse Gesellschaften vereinen später die Menschen, und sie sind dem Einzelnen vielfach nachtheilig; allein dies befördert auch vielfach die Vollkommenheit der Gattung.

Man hat das unendliche geistige Leben und so auch seine Entwiklung mit etwas Körperlichem bezeichnet, mit einem Gange, seine Hemmung mit einem Stillstande, seine Auflösung mit einem Rükgange zur Erde.

Abgesehen von diesen Tropen, so erscheint doch in der weiten lebendigen Natur jede Hemmung des Lebens als Räthsel. So sehr Alles sich immer stärker zu verlebendigen scheint, so scheint doch fast eben so Vieles zu sterben. Die Pflanze

welkt oft in der ersten Knospe schon; der Baum, der kaum geblüht, verdorrt; das kaum geborne Junge des Thiers geht ein.

Dafs die Gattung, und zwar in ihrem menschlichen Charakter fortschreitet, ist kein Factum der Erfahrung, sondern ein Postulat und eine Ueberzeugung der Vernunft. Denn a) das Ideale erscheint nirgends in der Endlichkeit; das Mögliche wird nie ganz wirklich. b) Das Innerste und Höchste erreicht keine Beobachtung, c) Die Anlagen an sich verrathen nur ein Bestimmbares, aber kein bestimmtes Ziel. d) Die Geschichte, auch selbst der alten Zeit, ist zu unvollständig und gibt nur die Mittel zu den Zwecken des Menschen an. Daher aber glauben die meisten empirischen Historiker nicht an ein Fortrücken der Menschheit.

Wenn hier noch ein Zufall zu walten scheint, so bietet sich fast ein nothwendiger Cyklus in diesem Aufstreben und Niederstreben dar. In der grossen Natur wechselt Geburt und Tod, in der Pflanze Blühen und Verblühen, im Menschen das Aufwachsen und Einkriechen, das Alt und das Jung werden. Wie sehr wird es daher nöthig, hier das Werk der Natur von dem Gemächte der Unnatur und Künstelei zu trennen!

Stillstand ist schon an sich nur ein Bild, in dem lebendigsten Erdenseyn aber, in dem menschlichen, eigentlich genommen, sogar ein leerer sich aufhebender Begrif.

Stillstand wird entgegengesezt dem Fortgange d. i. dem Nichtvorwärtsgehen; sonach müfste es ein

schwebender Mittelzustand seyn, allein dem Nichtvorwärtsgehen steht auch das Zurükbleiben entgegen. Ist nun Fortgehen nur ein bildlicher Ausdruk für rastlose und sogar aufstrebende, mithin besonnene Thätigkeit, so würde das Zurükbleiben Unthätigkeit seyn müssen. Sonach wäre Stillstand entweder die Unthätigkeit der noch nicht entbundenen oder der gehemmten und beschränkten oder der geschwächten oder der verstimmten, d. i. der zweklos wirkenden Kraft, oder der erkrankten, d. i. der zwekwidrig wirkenden Kraft und zwar des Gefühls oder des Geistes oder des Willens.

In diesem Sinne ist jeder Stillstand ein Rükgang und nur in diesem Sinne ist Stillstand tropisch möglich. Der Stillstand kann allerdings entweder total oder partial seyn — und hier gibt es unzählige mögliche Verhältnisse. Er kann dauernd oder momentan seyn — wirkt in mannigfaltigen Graden. Er kann aber auch vorzüglich seyn: unwillkührlich oder willkührlich, äusserlich oder innerlich veranlaſst, und innerlich von den niedern oder höhern Kräften — mithin bewuſstlos oder besonnen veranstaltet.

Zu den unwillkührlichen Stillständen gehört der Schlummer, die Entkräftung nach Anstrengungen, die Ruhe nach der Arbeit — das Staunen bei Ueberraschung.

Zu den willkührlichen rechne man die Momente der selbstgewählten Musse, das Besinnen, diese Reflexion auf sich selbst in Stunden der Selbstprüfung,

das Festhalten seiner selbst, der Rükblik in die Kindheit, das Zurükwünschen.

Unter diesen willkührlichen sind die nothwendigen Stillstände nie Schwäche. Vielmehr stählt sogar ein gewisser Stillstand die Kraft der Selbstbeherrschung, födert sogar den Fortgang, ja fördert ihn sogar durch Rükgang, namentlich in der Kindheit — zur Anlage, — und ist sogar Naturveranstaltung, gleichsam Verjüngung der Kraft.

Dagegen ist das Zufällige in dem Willkührlichen das Unnatürliche, und dies ist das leichtsinnige und unbesonnene blinde Leben, d. i. das Ueberlassen an die niedern thierischen Triebe, ein wahres Stagniren in dem Chaos, aus dem der Mensch sich erheben sollte. Dies überhaupt dann, wenn das Streben und noch mehr das Aufstreben aufhört, z. B. im Fühlen — das Schwelgen, welches abstumpft, — im Vorstellen, das Spielen mit dem Product desselben.

In diesem Sinne kann der Mensch nicht stillstehen und gibt es weder Stillstand noch Rükgang, sondern Zurükbleiben auf seinem Puncte — übermässiges Beschränken auf diesen, Verwöhnen an diesem.

Jeder Nichtgebrauch, wie jeder falsche Gebrauch einer Kraft bewirkt Abnahme oder Schwächung der Kraft bis hinab zur Fähigkeit, ja bis zur Anlage. Der Mensch kann dann diese Kraft nicht fühlen, sich mithin in diesem Kreise nichts zutrau-

en. Wie das Nachlassen einer Feder sie zurükspringen macht, so das nachlassende Streben. Doch kann es nie totale Verthierung geben, auch bei dem Wahnsinnigen nicht. Unmöglich ist ein stätiger Rükgang zum Schlechtern. Die Menschen entarten nie ganz und die Verwilderung hat ihre Gränzen.

Erfahrung und Geschichte geben uns keine Auskunft und nicht an und ausser den Erscheinungen wird die Erkenntnifsquelle gefunden. Die Geschichte der ganzen Menschheit ward noch niemals geliefert, und der Wille hat kein Schema. In dem Menschen liegt hier der Entscheidungspunct. Was vermag der Mensch nach seiner Anlage, was soll er werden? Hier wiegen Vernunftschlüsse alle Erfahrung auf. Die Vernunft zeigt uns a) den Zwek der menschlichen Anlagen; b) sie bestätigt die allgemeine Möglichkeit des Erreichens dieses Endzweks für die Selbstthätigkeit jedes Individuums. Es darf sich der Philosoph nicht auf die Erfahrung berufen, wenn er den Zwek der ganzen Menschheit im Auge behält.

Es kann die Menschheit nicht zurüksinken; denn sie vermag eigentlich auch nicht fortzuschreiten, das heisse, über ihre Grenzen hinwegzuschreiten; ja sie soll gewissermassen zurükgehen. Zur Kindheit sollen wir alle zurükschreiten, d. h. uns festhalten an unserer ursprünglichen Naturschranke. Dies ist der nothwendige Stillstand. Der Mensch soll seinen Standpunct nie aus dem Auge verlieren. Nur in einzelnen Individuen zeigt die Menschheit das Göttliche im Kampfe mit den sinnlichen Schranken, und partiell ist jede Entwiklung. — Der

Mensch kann ferner nie aufhören, Mensch zu seyn, d. i. nicht blos schwacher, sondern auch starker. Auf jeder Stufe beurkundet sich seine Perfectibilität. Die Erzeugung eines guten, reinen Willens ist die Hauptsache und dazu haben alle Menschen Eine moralische Anlage. — Kein Mensch bleibt blos Keim; auch der Böse mufs sich verändern; seine Gränzen treiben ihn zurük in die Sphäre des Göttlichen in und ausser seiner Natur. — An diesem festgesezten Gange, an diesem Naturgesez vermag endlich kein Gesezgeber, kein Gewalthaber zu ändern. Ueber das Ganze als eine Reihe von Ursachen und Wirkungen hat der einzelne Mensch nicht Gewalt.

Es ist die Menschheit nicht zurükgesunken. Jedes Sinken ist Schein, Selbsttäuschung. Die gepriesene Griechen- und Römercultur wird übertroffen von der Neuern.

Es wird die Menschheit nicht zurüksinken; die künftigen Fortschritte sind angelegt einmal, subjectiv, in dem Triebe für die Unendlichkeit, dann, objectiv, in der Unendlichkeit der Erfahrung und der immer fortschreitenden und fortzusezzenden Analyse. — Die Menschheit ist zur Unendlichkeit berufen durch Ziel und Trieb und Kraft. Der Glaube an Fortdauer, an Fortrücken und an Gott ist Eins. Zurükbleibende Hindernisse dienen als Stachel der Thätigkeit; sie läutern die Kräfte und Mittel. — Erreicht wird das Göttliche, als Ideal aller Lebendigen im All nie, nur von Jedem geahndet; betastet, besessen, geerbt wird es von der Menschheit nicht; aber wohl werden ihre einzel-

nen Theile von ihm ergriffen, und jeder Einzelne ringt nach ihm, auch wo er's verkennt. In der Brust stirbt er nie aus; es ist ewig. Und jeder hegt ein Vorgefühl der Unendlichkeit, und alle werden den Himmel auf unsrer Erde anerkennen, die in dem Menschen nicht die Meinung, sondern das Herz fassen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Carus, Friedrich August,

Friedrich August Carus, Professors der Philosophie in Leipzig, Nachgelassene Werke

Bd.: 6

Leipzig 1809

Ph.u. 88-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10137172-6